This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

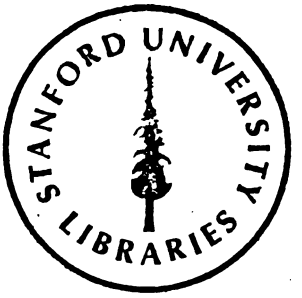
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

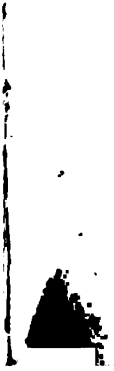
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

832.63
C1652





H. R. Feldebrand.
nov. 1895.

Friedrich v. Schiller's

auserlesene

Briefe

in den Jahren

1781 — 1805.

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Doering.

THE HILDEBRAND LIBRARY.

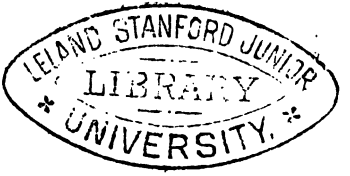
Zweites Bändchen.

Sehr vermehrte Ausgabe in 3 Bändchen.

Zeitz, 1835.

Bei Immanuel Webel.

832.63
CD652
V. 2



A. 32440.

178.

An Goethe.

Jena den 20. Juli 1795.

Daß ich ſeit den letzten zwölf Tagen mich ſchlimm befunden, und dadurch abgehalten worden, Ihnen Nachricht von mir zu geben, hat meine Frau Ihnen geſchrieben. Hoffentlich haben Sie dieſen und einen Brief von mir, der vier Tage nach Ihnen von hier abging, richtig erhalten. Der Ihrige hat mich ſehr erfreut, und ich wünſche herzlich, daß Ihnen die Heinſiſche Maske recht viele freundliche Abentheuer zuwenden möge. Ich halte es für gar nichts Schlechtes, ſich unter einer ſolchen Firma bei Damen wohl aufgenommen zu ſehen, denn das Schwierigſte iſt alsdann ſchon abgethan.

Ich bin ungeduldig zu hören, wie Sie mit Ihrer Geſundheit und mit Ihren Beſchäftigungen vorwärts gerückt ſind. Auf den Reſt des fünften Buchs *) freue ich mich ſehr. Was ich indeſſen

*) Von Wilhelm Meiſter's Lehrjahren.

von dem Centaur erfahren, klang noch ganz gut. Ueber die Elegien freut ſich alles, und Niemand denkt daran, ſich daran zu ſkandaliſiren. Auch ich habe über meinen Antheil an dem Centaur mein Theil Lob weg, ja, ich bin noch glücklicher ſogar als Sie; denn kaum acht Tage nach Erſcheinung dieſes Stücks erhielt ich von einem Leipziger Schriftſteller ein förmliches Gedicht zu meinem Lobe.

Es ſind unterdeſſen zwei neue Aufſätze, von Orten her, wo ich nichts erwartete, für die Horen eingelaufen. Der eine darunter handelt von griechiſcher und gothiſcher Baukunſt, und enthält, in einem ziemlich vernachläſſigten Styl und bei vielem Unbedeutenden, manchen ſinnreichen Einfall. Nach langen Deliberationen, ob ich ihn aufnehmen ſolle, beſtimmte mich die Zweckmäßigkeit und Neuheit des Gegenſtandes für die Horen, beſonders da er nicht groß iſt, ihn aufzunehmen. Der zweite, auch nicht einmal einen Bogen ſtark, unterſucht die Ideen der Alten vom Schickſal. Er iſt von einem vortrefflichen Kopf und ſcharfen Denker, und ich werde ihn daher ohne Anſtand brauchen können.

Jakobi hat nun ſeine Abhandlung geſchickt. Sie enthält viel Vortreffliches, beſonders über die Billigkeit in Beurtheilung fremder Vorſtellungsarten, und athmet durchaus eine liberale

Philosophie. Den Gegenstand kann ich nicht wohl bestimmen. Unter der Aufschrift: Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers (in Briefen an Ernestine) wird von mancherlei Dingen gehandelt. — Von Herder hab' ich weder Manuscript noch Nachricht seit vielen Wochen.

Meine Poesien rücken sehr langsam vorwärts, da ich ganze Wochen lang zu jeder Arbeit untüchtig war. Etwas sollen Sie aber doch finden, wenn Sie kommen. Von hiesigen Novitäten weiß ich Ihnen gar nichts zu schreiben.

179.

An Wilhelm v. Humboldt. *)

Jena den 9. August 1795.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. **)

---

*) Geb. 1769 zu Potsdam, lebte Anfangs in Erfurt, ward späterhin Resident zu Rom, 1809 Staatsrath und 1820 Minister des Innern in Berlin.

**) Das Reich der Schatten, oder das Ideal und das Leben, wie die spätere Ueberschrift dieses Gedichts in Schiller's Werken (Bd. 9. Abth. 1. S. 141 u. f.) lautet.

Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, so ist es durch diese Arbeit. Desto strenger muß aber auch Ihre Critik seyn. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bei einigen in Zweifel; auch könnte es leicht seyn, daß ein Anderer, als Sie und ich, noch Einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen. Eben fällt mir ein, daß ich das Gedicht an Cotta absenden muß, eh' ich noch Ihre Critik erwarten kann; denn ein Fragment von Meyer's Aufsatz abgerechnet, ist noch gar nichts zum neunten Stück der Horen da, wozu ich doch mit erster Post Manuscript schicken muß. Senden Sie mir das Gedicht mit rückkehrender Post wieder. Michaelis erhält es nicht, auch ist es für eine Almanachsarbeit zu wichtig. Für den Almanach werd' ich aber doch, da ich im Zuge bin, noch Einiges hinwerfen; und überhaupt bin ich fest entschlossen, die nächsten zehn Monate nichts als Poeterei zu treiben.

Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft ist. Hätt' ich nicht den sauern

Weg durch meine Aesthetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so difficilen Materie gelangt seyn, die es wirklich hat.

Goethe ist noch nicht zurück. Vor etlichen Tagen erhielt ich einen neuen Brief, wo er mir den Tag seiner Abreise von Carlsbad auf den 4ten festsetzte, der längst verstrichen ist. Von Körner hab' ich seit drei Wochen keine Zeile gesehen. Ich erwarte daher in seinem ersten Briefe einen Aufsatz von ihm.

180.

An Goethe.

Jena den 17. August 1795.

Sehr hätte ich gewünscht, mit Ihnen über das fünfte Buch *) mündlich zu sprechen, weil man sich in einem Brief nicht auf alles besinnt, und zu solchen Sachen der Dialog unentbehrlich ist. Mir deucht, daß Sie den Gegenstand von keiner glücklichern Seite hätten fassen können, als die Art ist, wie Sie den stillen Verkehr der Per-

*) Des Wilhelm Meister.

son mit dem Heiligen in sich eröffnen. Dieses Verhältniß ist zart und fein, und der Gang, den Sie es nehmen lassen, äußerst übereinstimmend mit der Natur.

Der Uebergang von der Religion überhaupt zu der christlichen, durch die Erfahrung der Sünde, ist meisterhaft gedacht. Ueberhaupt sind die leitenden Ideen des Ganzen trefflich, nur, fürchte ich, etwas zu leise angedeutet. Auch will ich Ihnen nicht dafür stehen, daß nicht manchen Lesern vorkommen wird, als wenn die Geschichte stille stände. Hätte sich manches näher zusammenrücken, anderes kürzer fassen, hingegen einige Hauptideen mehr ausbreiten lassen, so würde es vielleicht nicht übel gewesen seyn. Ihr Bestreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht, ihren Gegenstand zu purificiren und gleichsam wieder ehrlich zu machen, ist mir nicht entgangen; aber einige Stellen hab' ich doch angestrichen, an denen, wie ich fürchte, ein christliches Gemüth eine zu leichtsinnige Behandlung tadeln könnte. —

Dies wenige über das, was Sie gesagt und angedeutet. Dieser Gegenstand ist aber von einer solchen Art, daß man auch über das, was nicht gesagt ist, zu sprechen versucht wird. Zwar ist dieses Buch noch nicht geschlossen, und ich weiß also nicht, was etwa noch nachkommen kann, aber

die Erſcheinung des Oheims und ſeiner geſunden Vernunft ſcheint mir doch eine Criſe herbeizuführen. Iſt dieſes, ſo ſcheint mir doch die Materie zu ſchnell abgethan; denn mir deucht, daß über das Eigenthümliche chriſtlicher Religion und chriſtlicher Religionsſchwärmerei noch zu wenig geſagt ſey; daß dasjenige, was dieſe Religion einer ſchönen Seele ſeyn kann, oder vielmehr, was eine ſchöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet ſey. Ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir blos deswegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind. Hält man ſich an den eigentlichen Character des Chriſtenthums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt er in nichts anderem, als in der Aufhebung des Geſetzes, des Kantiſchen Imperativs, an deſſen Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt alſo, in ſeiner reinen Form, Darſtellung ſchöner Sinnlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen, und in dieſem Sinn die einzige äſthetiſche Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum dieſe Religion bei der weiblichen Natur ſo viel Glück gemacht, und nur in Weibern noch in einer gewiſſen erträglichen Form angetroffen wird. Doch

ich mag in einem Brief über dieſe kitzliche Materie nichts weiter vorbringen, und bemerke blos noch, daß ich dieſe Saite hätte mögen ein wenig anklingen hören. —

Mit der Ausführung deſſen, was Sie für die reſtirenden Monate in die Horen verſprechen, werden Sie mir große Freude machen, und noch einmal wiederhole ich meine Fürbitte wegen Fauſt. Laſſen Sie es auch nur eine Scene von zwei oder drei Seiten ſeyn. Das Mährchen wird mich recht herzlich erfreuen, und die Unterhaltungen für dieſes Jahr ſchön ſchließen.

Ich habe in dieſer Woche mich zwar körperlich nicht beſſer befunden, aber doch Luſt und Laune zu einigen Gedichten gehabt, die meine Sammlung vermehren werden. —

181.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 21. Auguſt 1795.

Ich habe ſeit meinem letzten Briefe an Sie einige fruchtbare Stimmungen erlebt, davon die beiliegenden Gedichte die Früchte ſind. Zu dieſen kommt noch ein anderes größeres, welches aber noch nicht ganz fertig iſt, und die letzte Lieferung

beſchließen wird. — Sie wundern ſich vielleicht darüber, daß ich noch ſo viel für den Almanach thue, und nicht eher mich der Horen annehme. Aber ob ich gleich nicht Willens bin, den Almanach dem jetzigen Verleger zu laſſen, ſo halte ich dieſe Entrepriſe doch für ſolid genug, um einen Verſuch zu machen, ſie in Gang zu bringen. Mit den Horen geb' ich zuweilen die Hoffnung auf. Die Epigramme, meine eignen und Herder's Beiträge, geben dem Almanach ein entſcheidendes Uebergewicht, wie ich hoffen kann, über ſeine Mitbewerber.

Ihr letzter Brief mit den Horen-Nachrichten hat mich ſehr beluſtigt. Das iſt indeß nicht zu leugnen, daß Sie und. ich verdient haben, in unſrer Erwartung getäuſcht zu werden, weil unſre Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan, ſolche Materien und in ſolcher Form in den Horen abzuhandeln, und ſollten ſie fortdauern, ſo werd' ich vor dieſem Fehler mich hüten. Die Urtheile ſind zu allgemein und zu ſehr übereinſtimmend, als daß wir ſie zugleich verachten und ignoriren könnten. —

Goethe giebt für die Horen dieſes Jahr noch, erſtens einige Blätter zu der letzten Geſchichte in den Unterhaltungen, wo Ferdinand in ſpätern Jahren erſcheint; zweitens Apol-

Io's Geburt nach Homer; drittens Drama und Roman verglichen; viertens ein Mährchen; fünftens den Eingang zum Cellini und sechstens (wie er schreibt, sehr bedingungsweise) etwas aus dem Faust. Herder's homeridischen Aufsatz habe ich noch immer nicht, und weiß in diesem Augenblick noch nicht, wo ich den dritten Bogen zum neunten Stück hernehmen werde, von dem ich schon die zwei ersten zum Druck abgeschickt habe. So arm sieht es bei uns aus! Ich habe zwar dieser Tage etliche Aufsätze von fremden Autoren erhalten, die ich aber schlechterdings nicht brauchen kann. Im äußersten Falle kann ich freilich von mir einen Aufsatz geben, welches mir aber doch jetzt eine unangenehme Diversion machen würde, da ich im besten poetischen Feuer bin.

Ihre Briefe sind mir ein wahrer Trost, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie sich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundschaft daran hat, so dienten sie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfterer bedarf, als entrathen kann. Der Wunsch und die Hoffnung, es Ihnen recht zu machen, hat mich auch bei diesen poetischen Arbeiten belebt und gestärkt; und wird es auch künftig thun. Uebrigens kenn' ich nun bald meine Stärke sowohl, als meine Schranken im poetischen Felde. Diese letztern werden mir wohl das Dra-

matiſche verbieten; aber auf das Epiſche werd' ich dafür deſto ernſtlicher losgehen, nicht auf die große Epopöe, verſteht ſich. — Doch darüber und über dies ganze Capitel mündlich. Ich freue mich, daß nun doch eine volle Hälfte Ihrer Abweſenheit vorbei iſt. Unterdeſſen werd' ich in der poetiſchen Welt noch einige Wanderungen machen, und Sie führen mich dann mit freundſchaftlicher Hand in die Wirklichkeit zurück.

Goethe verſichert mir, daß die Beſchwerden, die ich ihm über das ſechſte Buch des Meiſter machte, in dem achten beantwortet und hinweggeräumt ſeyen. Ich hatte ihn merken laſſen, was ich gewünſcht hätte, daß vorzüglich berührt worden wäre, und was nach meiner Meinung noch mehr in dem Gegenſtand läge, als er angedeutet hätte. Bei dieſer Gelegenheit hab' ich auf's neue erfahren, daß man ihm ſehr viel Wahrheit ſagen kann.

182.

An Goethe.

Jena den 22. Auguſt 1795.

Ich erinnere mich, wie ich einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß, und mir alles Geld bis

etwa auf zwei Groſchen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wußte woher neues zu bekommen. In dieſer Extremität denken Sie ſich meine angenehme Beſtürzung, als mir eine längſt vergeſſene Schuld der Literaturzeitung an demſelben Tage überſendet wurde. Das war in der That Gottes Finger, und das iſt auch Ihre heutige Miſſion. Ich wußte in der That nicht, was ich Cotta, der Manuſcript für das neunte Stück nöthig hat, heute ſenden ſollte; und Sie als ein wahrer Himmelsbote ſenden mir zwar nur etwa einen halben Bogen, aber doch genug, um mit dem Apollo *) einen ganzen auszumachen. —

Ich werde kaum Zeit haben, dieſes Manuſcript noch zu leſen, ob ich es gleich in orthographiſcher Hinſicht ſorgfältig durchlaufen will. Auf Ihr Mährchen freue ich mich ſehr; denn es ſcheint unter ſehr guten Auſpicien zur Welt zu kommen. Herder's Abhandlung ſoll mir auch eine recht angenehme Apparition ſeyn. — Ich werde Ihnen allerlei Curioſa und auch etwas den Meiſter betreffend zu erzählen haben, wenn Sie hieher kommen.

*) Apollo's Geburt.

183.

An Goethe.

Jena den 29. August 1795.

Das Mährchen ist bunt und lustig genug, und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, »das gegenseitige Hülfleisten der Kräfte und das Zurückweisen auf einander« recht artig ausgeführt. — Uebrigens haben Sie durch diese Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles symbolisch sey. Man kann sich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu suchen. Die vier Könige präsentiren sich gar prächtig, und die Schlange als Brücke ist eine charmante Figur. Sehr characteristisch ist die schöne Lilie mit ihrem Mops. Das Ganze zeigt sich überhaupt als die Production einer sehr fröhlichen Stimmung. Doch hätt' ich gewünscht, das Ende wäre nicht vom Anfang getrennt, weil doch beide Hälften einander zu sehr bedürfen, und der Leser nicht immer behält, was er gelesen. Liegt Ihnen also nichts daran, ob es ganz oder getrennt erscheint, so will ich das nächste Stück damit anfangen. Ich weiß zum Glück für das neunte Rath, und kommt dann das Mährchen im zehnten Stück auf einmal ganz, so ist es um so willkommener.

Mit meiner Gesundheit geht es noch nicht viel besser. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetisiren mich versetzte. Zum Philosophiren ist schon der halbe Mensch genug, und die andere Hälfte kann ausruhen; aber die Musen saugen einen aus. —

184.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 7. September 1795.

Von meinen Gedichten hab' ich schon, außer dem verschleierten Bild *) und Natur und Schule, den philosophischen Egoisten, den Weltverbesserer, die Antike, die Ilias, Weisheit und Klugheit das Höchste für das neunte Stück der Horen abgesendet. Pegasus **) werd' ich doch noch da schließen, wo das Pferd mit Apoll in die Lüfte geht. In der Würde der Frauen ändere ich noch die zwei vorletzten Verse der ersten Strophe, die theils

*) Zu Sais.
**) im Joche.

ungeschickt, theils für die Exposition des Ganzen zu leer sind. *)

Wie dank' ich Ihnen, daß Sie mir in Rücksicht auf die Hexameter und Pentameter das Gewissen schärften. Ihre Bemerkungen sind gegründet, und es ist mir unmöglich, etwas unvollkommen zu lassen, so lange ich es noch besser machen kann. —

An Körner send' ich heute das Reich der Schatten **) mit den noch übrigen Gedichten. — Mich amüsirt der sonderbare Widerspruch zwischen Euch vier Kunstrichtern, Goethe, Ihnen, Körner und Herder. Jeder hat einen andern Liebling unter meinen Stücken. Goethe die Ideale, Körner Natur und Schule, Sie die Macht des Gesanges (das Reich der Schatten rechne ich hier nicht) und Herder den Tanz. Am größten aber scheint mir der Widerspruch zwischen Körner und Ihnen, und auch am wichtigsten. Ihnen sind die vier ersten Strophen der Macht des Gesanges (wie auch gewiß wahr ist) die besten, Körner'n stören sie

*) S. die hier genannten Gedichte in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1.

**) Oder das Ideal und das Leben, wie die spätere Ueberschrift dieses Gedichts in Schiller's Werken lautet.

den Genuß der letzten. Ihm gefällt der Pegasus nur bis zum Apollo. Ihnen gefällt er von da an mehr. Körner'n misfällt der Schluß der Ideale, der schlechterdings nicht anders seyn durfte, Ihnen ist er vorzüglich lieb.

Was Sie über die Ideale urtheilen, daß ihnen Stärke und Feuer fehlt, ist sehr wahr, aber es wunderte mich, daß Sie es mir als Fehler anmerken. Die Ideale sind ein klagendes Gedicht, wo eigentlich Gedrängtheit nicht an ihrer Stelle seyn würde. Auch kenn' ich unter Altem und Neuem aus diesem Genre nichts, dem sie nicht eben diesen Vorwurf machen könnten. Die Klage ist ihrer Natur nach wortreich, und hat immer etwas Erschlaffendes, denn die Kraft kann ja nicht klagen. Ueberhaupt ist dieses Gedicht mehr ein Naturlaut (wie Herder es nennen würde) und als eine Stimme des Schmerzes, der kunstlos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu subjectiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art, vom innern Ueberfluß getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgiebt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlecht nach, nicht

Anſpruch. Indeſſen begreife ich wohl, daß es auf Sie dieſe Wirkung machen mußte, weil Ihre Tendenz mehr auf das Energiſche und den Gedanken, als auf das Rührende geht. Nur hätte ich geglaubt, daß, nachdem Sie dieſer Wirkung nachgedacht, Sie den Grund in der Gattung ſelbſt finden würden. — Auch Körner'n begreife ich nicht recht, daß ihm entgangen iſt, warum ich dieſes Gedicht matt ſchließe. Es iſt das treue Bild des menſchlichen Lebens. Mit dieſem Gefühl der ruhigen Einſchränkung wollt' ich meinen Leſer entlaſſen.

Ob ich gleich mit Ihnen einig bin, dieſem Gedicht mehr eine materielle, als formelle Kraft zuzugeſtehen, ſo iſt doch etwas darin, was es dichteriſcher macht, als alle übrigen. Vielleicht und vermuthlich aus demſelben Grunde, woraus wir beide erklären, daß die Frauenform der Schönheit näher kommt, als die männliche, weil, ceteris paribus, das materielle und paſſive Element der Schönheit vorzugsweiſe ihr eigen iſt, und man die Auflöſung weniger, als die anſpannende Thätigkeit dabei miſſen kann.

Das Reich der Schatten ausgenommen, iſt mir Natur und Schule unter meinen Gedichten das liebſte. Was Sie in dieſem Gedichte noch ausgeführt gewünſcht hätten, würde es dem Philoſophen zwar befriedigender machen, aber ſei-

ne einfache Form zerstören, und auch den poetischen Zweck beeinträchtigen. Die Auflösung soll durch das Herz, aber nicht durch den Verstand verrichtet werden, die Betrachtung, daß der Mensch sich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verlust jenes reinen Zustandes nicht schmerzt, und nur an diesen hält sich der Poet. Ich weiß nicht, ob ich mich hier deutlich genug mache, aber das fühl' ich, daß ein jedes andres Denouement durch den Verstand den ganzen Geist des Gedichtes würde verändert haben. —

Ich bin jetzt bei meinem Aufsatz über's Naive, wo ich von dem Gegensatz zwischen Einfalt der Natur und zwischen Cultur viel zu reden habe. Dieser Aufsatz interessirt mich sehr, und da ich mir zum Gesetz gemacht, ihn mit mehr Freiheit und Leichtigkeit zu behandeln, als meine ästhetischen Briefe *), so nehme ich manches aus der Erfahrung mit, was ich sonst würde der strengen Form aufgeopfert haben. Ueber alte und neue Dichter werd' ich manches bemerken. An die specielle Zergliederung des Naiven komm' ich aber erst in dem zweiten Theil des Aufsatzes.

*) Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, in Schiller's Werken. Bd. 8. Abth. 1. S. 235 u. f.

Der erste handelt nur von dem Intereſſe an der Natur überhaupt.

Ueber Ihre Bemerkungen, das Reich der Schatten betreffend, hab' ich Ihnen neulich ſchon ſchreiben wollen, aber die Almanachsſachen machten mir eine Diverſion. Das, was Sie an der Strophe vom Sittengeſetz tadeln, iſt gar nicht ohne Grund; wenigſtens vergleichsweiſe mit den drei andern Strophen läßt dieſe den Gedanken etwas zweideutig. Anfangs hieß es:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch los vom Augenblicke u. ſ. w.

Aber dieſes fand ich zu proſaiſch und auch nicht anſchaulich genug. Mir deucht, daß die Freiheit der Gedanken doch weit mehr auf das Aeſthetiſche, als auf das rein Moraliſche hinweiſt. Dieſes wird durch den Begriff frei vorzugsweiſe bezeichnet. Die vier letzten Zeilen dieſer Strophe waren ſchon vorher von mir geändert worden, und dieſe Veränderung ſteht auch ſchon in dem zum Druck abgeſchickten Exemplar. Vielleicht hätten Sie weniger gegen die Strophe eingewendet, wenn Sie jene Veränderung gleich mitbekommen hätten. Sie heißt:

— — und ſie ſtürzt von ihrem Weltenthron;
Des Geſetzes ſtrenge Feſſel bindet
Nur den Sklavenſinn, der es verſchmäht.

Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Strahlenscheibe statt Strahlenkugel ist kein Versehen, sondern eine Betrügerei von mir. Wenn Sie Acht geben, so werden Sie finden, daß in dieser Stelle zwei ganz verschiedene Sachen als Eine vorgestellt werden: die Phasen des Mondes, und dann seine nothwendige Verfinsterung auf der Mitternachtseite, die auch beim Vollmond ist. Hätt' ich also gesagt: wird die Strahlenkugel niemals voll? so hätte ich nicht von seinen Hörnern sprechen können; ich hätte sagen müssen: wenn des Mondes Eine Halbkugel beleuchtet wird, muß die andere Halbkugel Nacht seyn? Aber da quälte mich der Reim zu sehr, und ich half mir durch einen Kniff, der freilich nicht der feinste ist.

Eignet, auf diese Art gebraucht, hat Lessing's Autorität für sich. Im Nathan sagt er: Was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet? Warum strichen Sie den Reim zwischen Sklave und Schlafe, Nerve und Unterwerfe an? Ich kenne in der Aussprache keine Verschiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu seyn. Einen wirklich unächten Reim Gott und Gebot haben Sie begnadigt. Dieser ist aber auch herausgeworfen. Umarmt

den Leuen iſt abſichtlich. Man kann dem Herkules die Arbeit nicht zu hart machen. — Die Eliſionen des i in willige, acherontiſchen u. ſ. w. ſind freilich fatal; aber da ſich alle Reimer vom Anbeginn derſelben bedienen, ſo erlaubte ich mir es auch.

185.

An Goethe.

Jena den 9. September 1795.

Zur Zurückkunft nach Weimar wünſchen wir Ihnen Glück. Warum kann ich nicht dieſe kleinen Veränderungen mit Ihnen theilen, die Leib und Seele ſtärken?

Das Mährchen kann nun erſt im zehnten Stück der Horen erſcheinen, da ich in der Zeit, daß ich Ihre Reſolutionen erwartete, das nächſte beſte aus meinen Abhandlungen zum neunten Stück habe abſenden müſſen. Auch iſt es im zehnten Stück noch nöthiger, weil ich zu dieſem ſonſt noch keine glänzenden Ausſichten habe. Wollen Sie es alsdann noch getrennt, ſo kann der Schluß im eilften Stücke nachfolgen. Ich bin aber nie für das Trennen, wo dies irgend zu verhindern iſt, weil man das Publikum nicht genug dazu

anhalten kann, das Ganze an einer Sache zu übersehen, und danach zu urtheilen.

Wenn das sechste Buch des Meister fertig ist, so denken Sie doch wohl noch auf etwas zu den Horen, was in eins der letzten Stücke kann eingerückt werden. Wir müssen jetzt mit allen Segeln zu fahren suchen; denn ich weiß von mehrern Orten, auch aus Cotta's Munde, daß wir gar nicht sicher sind, unsere dermaligen Subscribenten auch für's nächste Jahr zu behalten.

Für das neunte Stück habe ich noch redlich gethan, was ich konnte. Ich habe alle die größern und kleinern Gedichte von mir, welche für den Almanach nicht schlechterdings nöthig waren, darin eingerückt, so daß dieses Stück nun siebzehn Artikel enthält, worüber man gewaltige Augen machen wird.

Die Zeit über, daß Sie weg sind, hab' ich zwischen prosaischen und poetischen Arbeiten abgewechselt. Eine über das Naive angefangene Abhandlung scheint gelingen zu wollen; die Materie wenigstens entwickelt sich, und ich sehe mich auf einigen sehr glücklichen Spuren.

186.

An Goethe.

Jena den 13. September 1795.

Nur ein kleines Lebenszeichen. Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, Ihnen acht Tage nichts zu ſagen und nichts von Ihnen zu hören. Sonſt iſt alles hier bei mir in altem guten und ſchlechten Zuſtande. Aus dem Zimmer kann ich noch immer nicht, aber die Arbeiten gehen darum doch ihren Gang. Sie denk' ich mir jetzt ſehr mit Meyer's Inſtruction beſchäftigt, der wahrſcheinlich bald abreiſet. —

Ich wünſchte zu wiſſen, ob es bei Vicenza iſt, wo die ſchöne Brücke mit einem Bogen (über die Etſch, wie ich denke) geführt iſt. Schreiben Sie mir doch ein Wort darüber. Ich brauche dieſe Brücke zu einem Hexameter.

Wenn Sie ſich nur entſchließen wollten, für die drei letzten Horenſtücke noch ein Almoſen von einem Dutzend Epigrammen oder ähnlichen kleinen poetiſchen Sachen beizuſteuern. Ich will auch Herder'n darum erſuchen, und ſelbſt einige Gedanken darüber zu ertappen ſuchen. Solche kleine Sachen vermehren auf eine wohlfeile Art die Zahl, erfreuen dabei jeden Leſer, und

prangen auf dem Inhaltsverzeichniß der Stücke so gut als die größten Sachen.

In dem neuesten Stück des Archivs der Zeit findet sich eine Replik auf Ihren Aufsatz: Literärischer Sansculotism. Ich habe sie aber noch nicht gelesen, nur blos die Anzeige davon in der Hamburger Zeitung. Sollten Sie das Stück in Weimar bald erhalten, so seyn Sie doch so gütig, es mir mitzutheilen.

187.

An Goethe.

Jena den 18. September 1795.

Für die tröstlichen Nachrichten, die Sie mir von den Horen geben, danke ich herzlich. Auch ich hoffe, daß uns die letzten Stücke wieder Glück bringen sollen. Sie enthalten gerade von denjenigen, was man an den vorhergehenden vermißte, viel: nämlich Poesie und Erzählung. Vor einigen Tagen schickte mir auch Engel wieder einen, über drei gedruckte Bogen starken Aufsatz, von einem für das Publikum sehr passenden Inhalt, theils Dialog, theils Erzählung; kein Wunderwerk des Genies freilich, aber gerade so, wie unsre werthen Leser es lieben. Daß aber auch

diejenigen etwas erhalten, welche für dergleichen Oblationen zu gut sind, werden Sie noch sorgen, wie ich fröhlich und festiglich glaube.

Für das zehnte Stück wäre durch das Mährchen gesorgt. Es ist also nur noch das eilfte, worauf es ankommt, und worin wir unsre Stärke concentriren müssen. Besonders ist es auch um Mannigfaltigkeit zu thun. Wenn Sie doch auch Herder bewegen wollten, kleine Sachen, wie Epigramme im Geschmack der Anthologie u. s. w. in die letzten Stücke zu liefern. Humboldt schreibt mir aus Berlin, daß man von den letztherausgekommenen Horenstücken sehr gut spreche.

188.

An Goethe.

Jena den 2. October 1795.

Ich höre, daß Sie sich ganz in Ihr Zimmer vergraben haben, um Ihren Roman zu endigen. Meine besten Wünsche zu diesem Geschäft. Ich bin voll Erwartung, diesen dritten Theil beisammen zu sehen. — Seyn Sie doch so gütig, mir das Archiv der Zeit, welches die berühmte Antwort auf Ihren Angriff enthält, so wie auch das Stück der neuen Monatsschrift, worin

mein Lob ſtehen ſoll, mitzubringen. Ich kann beides hier nicht zu Geſicht bekommen. Ein Rudel Gedichte erwartet Sie hier. Ich höre mit Vergnügen, daß Sie damit umgehen, uns eine neue Acquiſition für die Horen zu verſchaffen, von der ich im Voraus eine gute Meinung habe. Das Mährchen hat uns recht unterhalten, und es gefällt gewiß allgemein.

189.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 5. October 1795.

Den letzten Freitag, da ich Ihnen ſchreiben wollte, kam Meyer auf ſeiner Reiſe nach Italien hier durch, und brachte noch einen Tag mit uns zu, welches mich abhielt, meinen Vorſatz auszuführen. Aus dem, was er mir ſagte, erhellt, daß weder er, noch Goethe, auf einen langen oder gar bleibenden Aufenthalt in Italien denken, ſondern ſpäteſtens in zwei Jahren alles abgethan zu haben glauben. Er ſpricht ſchon von Abgüſſen, die er von einigen Antiken machen werde, um ſolche nach Weimar für Rechnung des Herzogs zu liefern, um dort in Ruhe danach zu zeichnen. Heute ritt Goethe zu mir herüber,

und ist so eben wieder abgereist. Nächsten Donnerstag geht er mit einem Auftrag vom Herzog nach Frankfurt, wo er einige Wochen zu bleiben gedenkt. — In der letzten Woche war er so beschäftigt, daß er das Zimmer kaum verließ, weil Unger *) Manuscript haben wollte, und er über seinen italiänischen Sachen den Rest des sechsten Buchs von Meister hatte liegen lassen. Er will mir vor oder auf der Reise eine kleine Schrift der Madame Stael: Von der Erfindung übersetzen, welches wir dann mit einigen Anmerkungen in die Horen setzen wollen. Sonst ist für dieses Jahr schwerlich mehr etwas von ihm zu erwarten. Ihre längere Abwesenheit beklagt er sehr. Auch der Anatomie wegen hat er sich auf Ihr Hierseyn im Winter gefreut. Würden Sie sich dazu entschließen können, ihm Ihr Logis zum Absteigequartier zu erlauben, wenn er den Winter eine Zeitlang hier zubrächte?

Für heute nur kurze Nachrichten und Anfragen, denn ich habe den bewußten Horentag, auf den ich immer meine Briefe anstehen lasse. Der Druck des Almanachs gefällt mir wohl, und ich habe an den ersten Bogen nichts auszusetzen, als daß noch so viele leere Räume geblieben sind, wozu nach meiner Meinung die kleinen Stücke

*) Buchhändler in Berlin.

hätten benutzt werden können, die jetzt eine neue und eigne Seite anfangen. Daß Sie die Druckfehler auf den folgenden Bogen noch bemerkt, ist ein wahres Glück, so wie überhaupt Ihre jetzige Gegenwart in Berlin dem Almanach sehr wohlthätig ist. Wie beruhigt es mich, daß ich dieses Geschäft in Ihren Händen weiß! Die Nachrichten von dem Glück, das Ihre und meine Aufsätze in naturhistorischen Schriften machen, haben mich sehr unterhalten. Zweifeln Sie ja nicht, daß Ihre Ideen über das Geschlecht endlich noch ganz current und als wissenschaftliche Münze ausgeprägt werden, sobald Sie nur noch eine ausführlichere Darstellung daran wenden. Diese ist allerdings noch nöthig, und die Sache verdient sie auch so sehr. Ich warte jetzt nur auf einige öffentliche Stimmen des Beifalls über Würde der Frauen *) und eine schickliche Gelegenheit, um es öffentlich zu sagen, wie viel in jenen Aufsätzen liegt. Goethe wird Sömmering in Frankfurt aufsuchen, und mir von der feuchten Seele schreiben. Was für seltsame Dinge doch die Sucht nach dem Neuen und Außerordentlichen ausheckt!

Hier die Elegie. Ich habe sie heute Goethe'n gelesen, auf den sie sehr gewirkt hat. In

*) S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 187 u. f.

Ansehung der Versification bin ich auf Ihre Warnung strenger gegen mich gewesen, und ich denke nicht, daß Sie einen erheblichen Fehler dagegen finden werden. Ich bin voll Erwartung, was Sie dazu sagen werden. Körner's Urtheil hab' ich schon. Es sind unterdessen noch sechs bis acht kleinere Stücke fertig geworden, die Sie mit einigen Herderischen vermischt, aus dem zehnten Horenstücke herauslesen werden. Dieses Stück enthält auch wieder sechzehn Artikel, und ich hoffe das eilfte bis auf fünf und zwanzig zu steigern, da ich noch mehrere von Herder übrig habe, und hoffentlich selbst noch zuweilen einen Einfall haben werde. Das hier folgende neunte soll uns schon ziemlichen Credit verschaffen.

Noch wollte ich, um einem langen Wunsche nachzugeben, und mich zugleich in einer neuen Gattung zu versuchen, eine romantische Erzählung in Versen machen, wozu ich auch den rohen Stoff schon habe. Aber ob ich gleich voraussehe, ihn überwältigen zu können, so fürcht' ich doch, daß es nicht ohne großen Zeitaufwand abgehe, welches Opfer für eine bloße Grille am Ende doch vielleicht zu groß ist. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken darüber, lieber Freund, und bringen Sie dabei auch eine kleine Eitelkeit von mir in Rechnung. Ich habe mich nach und nach in so vielen Fächern und Formen versucht, daß die Fra-

ge entsteht, ob ich den Kreis nicht vollenden soll. Auch ist das Publikum, wie es scheint, auf diese Mannigfaltigkeit bei mir aufmerksam geworden, und sie scheint eine Ingredienz der Vorstellung zu seyn, unter der ich den meisten Lesern erscheine. Nehmen Sie aber auf diese öffentliche Stimme auch nicht mehr Rücksicht, als sie verdient, und bringen meine Eitelkeit nicht anders in Anschlag, als insofern sie die Quelle von etwas Gutem werden kann.

Ich möchte auf der andern Seite gern sogleich an meine Maltheser *) gehen, wozu ein recht ungeduldiges Verlangen mich treibt. Da ich Hoffnung habe, von December inclusive bis zum April für die Horen nicht so sehr nöthig zu seyn, so könnte ich in diesen vier Monaten sehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit jenem Trauerspiel fertig werden. Oder sollte ich vielleicht überall keinen Gedanken daran haben? Zuweilen traue ich mir etwas darin zu, und besonders dürfte dieses Sujet noch am wenigsten mislingen. Da es mit Chören verbunden ist, so knüpft es sich auch schon eher an meine jetzige lyrische Stimmung an. Es enthält eine einfache heroische Handlung, eben solche Charactere, die

*) S. den Plan dieses Stücks in Schiller's Werken. Bd. 12. S. 401 u. f.

zugleich lauter männliche sind, und ist dabei Darstellung einer erhabenen Idee, wie ich sie liebe.

190.

An Goethe.

Jena den 16. October 1795.

Es kommt mir oft wunderlich vor, mir Sie so in die Welt hinein geworfen zu denken, indem ich zwischen meinen papiernen Fensterscheiben sitze, und auch nur Papier vor mir habe; und daß wir uns doch nahe seyn und einander verstehen können. — Ihr Brief von Weimar hat mir große Freude gemacht. Es giebt gegen Eine Stunde des Muths und Vertrauens immer zehn, wo ich kleinmüthig bin, und nicht weiß, was ich von mir denken soll. Da kommt mir eine solche Anschauung meiner selbst außer mir recht zum Troste. Auch Herder hat mir über meine Gedichte kürzlich viel Erfreuendes geschrieben. —

So viel habe ich nun aus gewisser Erfahrung, daß nur strenge Bestimmtheit der Gedanken zu einer Leichtigkeit verhilft. Sonst glaubte ich das Gegentheil, und fürchtete Härte und Steifigkeit. Ich bin jetzt in der That froh, daß ich mir es nicht habe verdrießen lassen, einen sauern Weg

einzuſchlagen, den ich oft für die poetiſirende Einbildungskraft verderblich hielt. Aber freilich ſpannt dieſe Thätigkeit ſehr an; denn wenn der Philoſoph ſeine Einbildungskraft und der Dichter ſeine Abſtractionskraft ruhen laſſen darf, ſo muß ich, bei dieſer Art von Productionen, dieſe beiden Kräfte immer in gleicher Anſpannung erhalten, und nur durch eine ewige Bewegung in mir kann ich die zwei heterogenen Elemente in einer Art von Solution erhalten.

Den Stael'ſchen Bogen ſeh' ich mit vieler Erwartung entgegen. Wenn es irgend der Raum erlaubt, ſo bin ich auch dafür, ſogleich das Ganze in Ein Stück zu ſetzen. Meine Bemerkungen bringe ich alsdann in dem nächſten Stücke nach. Der Leſer hat unterdeſſen die ſeinigen darüber angeſtellt, und hört mir mit mehr Intereſſe zu. Auch würde ich ſchwerlich in der kurzen Friſt, die zu dem eilften Stücke noch übrig iſt, damit fertig werden können, wenn ich auch die Ueberſetzung auf den nächſten Montag erhalte. Herder hat für das eilfte Stück auch einen Aufſatz über die Grazien geſchickt, in welchem er dieſe misbrauchten Geſtalten in ihre alten Rechte zu reſtituiren ſucht. —

Ich hoffe mit der Abhandlung über das Naive noch für das eilfte Stück *) fertig zu werden.

*) Der Horen.

Hier erhalten Sie einige Schnurren von mir. Die Theilung der Erde *) hätten Sie billig in Frankfurt auf der Zeile vom Fenster aus lesen sollen, wo eigentlich das Terrain dazu ist. — Bei dem andern Stück hab' ich mich über den Satz des Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will. —

Daß Sie den Meister bald vornehmen wollen, ist mir sehr lieb. Ich werde dann nicht säumen, mich des Ganzen zu bemächtigen, und wenn es mir möglich ist, so will ich eine neue Art von Critik, nach einer genetischen Methode dabei versuchen, wenn diese anders, wie ich jetzt noch nicht prácis zu sagen weiß, etwas Mögliches ist.

*) S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 137 u. f.

191.

An Sophie Mereau.

Jena im October 1795.

Die Mühe, welche Sie auf Verbeſſerung Ihrer Gedichte verwendet haben, iſt durch einen ſehr glücklichen Erfolg belohnt. Klarheit, Leichtigkeit und (was bei Producten der weiblichen Muſe ein ſo ſeltenes Verdienſt iſt) Correctheit, zeichnen ſolche ſehr vorzüglich aus. Ihre Vorliebe für jenes beſchreibende Gedicht iſt ſehr gerecht, denn was in den übrigen Gedichten einzeln zerſtreut iſt, Geiſt, Empfindung, poetiſche Malerei und fließende Sprache, iſt in dieſem vereinigt. Was die Abkürzung dieſes Gedichts betrifft, ſo war meine Meinung nicht, eine Auswahl unter den einzelnen Stanzen zu treffen, ſondern aus einem Gedicht deren zwei zu machen, weil ich zwei verſchiedene Töne der Empfindung darin zu bemerken glaubte, und mir gegen die Einheit des Geiſtes gefehlt ſchien. Nach einem zweiten Leſen fällt mir aber dieſer Umſtand weit weniger auf, und ſo wie es iſt, bin ich jetzt auch vollkommen damit zufrieden. —

Ihre Briefe ſind recht intereſſant zu leſen, und mit vielem poetiſchen Feuer geſchrieben; ſie machen mich auf das Ganze begierig, und ich

zweifle gar nicht, daß Sie das Intereſſe des Publikums erregen werden. Einzelne kurze Stellen würd' ich zu mildern ſuchen.

192.

An Sophie Mereau.

Jena im October 1795.

In Ihren Gedichten finde ich ſehr viel Schönes in Abſicht auf den Inhalt ſowohl, als auf den Ausdruck. Gegen die Erzählung in Proſa hab' ich erhebliche Einwendungen, und ich wollte Ihnen nicht dazu rathen, vor der Hand einen Gebrauch davon zu machen. Laſſen Sie das Manuſcript noch einige Monate liegen, es wird Ihnen fremder werden, und Sie werden ſich dann gewiß ſelber ſagen, was ich oder ein Anderer Ihnen jetzt darüber ſagen würde. Die Charactere ſind zu wenig beſtimmt, die Maximen, nach denen gehandelt wird, wollen ſich nicht ganz billigen laſſen, die Erzählung geht einen zu ſchleppenden Gang. An einzelnen Schönheiten fehlt es nicht, und kann bei einer Arbeit Ihres Geiſtes auch niemals fehlen.

193.

An Goethe.

Jena den 17. October 1795.

Ich bin ungeduldig, wieder ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten. Mir iſt, als wenn ich gar lange nichts von Ihnen erfahren hätte. — Wir leben jetzt recht in den Zeiten der Fehde. Es iſt eine wahre Ecclesia militans, die Horen mein' ich. Außer den Völkern, die Herr J. in H. commandirt, und die Herr M. in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften hat ausrücken laſſen und außer W. ſchwerer Cavallerie, haben wir auch nächſtens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten. Im zehnten Theil ſeiner Reiſen ſoll er faſt von nichts als von den Horen handeln, und über die Anwendung Kantiſcher Philoſophie herfallen, wobei er alles unbeſehen, das Gute wie das Horrible, was dieſe Philoſophie ausgeheckt, in Einen Topf werfen ſoll. Es läßt ſich wohl noch davon reden, ob man überall nur auf dieſe Plattitüden antworten ſoll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man ſeine Gleichgültigkeit dagegen recht anſchaulich zu erkennen geben kann. Nicolai'n ſollten wir aber doch von nun an in Text und

Noten, und wo Gelegenheit ſich zeigt, mit einer recht inſignen Geringſchätzung behandeln.

194.

An Goethe.

Jena den 24. October 1795.

Seyn Sie mir willkommen in Weimar! Ich bin recht froh, Sie wieder in der Nähe zu wiſſen. Daß Sie die letzten acht Tage nicht haben hier ſeyn können, thut mir ſehr leid. Ich befand mich bei dem ſchönen Wetter merklich leichter, und bin auch heute wieder ſpazieren gefahren, welches mir ganz wohl bekam. Freilich iſt auch dafür mehrere Tage nichts gearbeitet worden. —

Zu dem Roman wünſche ich alles Glück und Segen. Ich zweifle gar nicht, daß es jetzt das Vortheilhafteſte für das Ganze iſt, wenn Sie ununterbrochen darin leben. Dann halte ich es für keinen unbedeutenden Gewinn, wenn Sie den letzten Band einige Monate früher fertig haben, als er in Druck gegeben werden muß. Sie haben eine große Rechnung abzuſchließen. Wie leicht vergißt ſich da eine Kleinigkeit.

Finden Sie unter Ihren Papieren den Brief, den ich Ihnen im vorigen Jahre nach meiner Zu-

rückkunft von Jena zur Eröffnung einer äſthetiſchen Correſpondenz ſchrieb, ſo haben Sie die Güte ihn mir zu ſchicken. Ich denke jetzt etwas daraus zu machen.

195.

An Goethe.

Jena den 26. October 1795.

Ich habe Ihnen vorgeſtern von der Madame Stael zu ſchreiben vergeſſen. Das Product iſt mit vielem Geiſt geſchrieben, und da es darin mehr wetterleuchtet, als ordentlicher Tag iſt, ſo qualificirt es ſich gar nicht übel zum Commentiren. Eine eigentliche Harmonie hineinzubringen, möchte ſchwer ſeyn und auch die Mühe nicht genug lohnen. Im Einzelnen aber läßt es ſich verſuchen; auch habe ich mir ſchon etliche Materien daraus gewählt, die auch ſonſt nicht außer der Zeit ſeyn werden. — Sie haben einigemal den Ausdruck verführen von der Poeſie gebraucht. Ich wünſchte zu wiſſen, wie dies im Original heißt, ob es blos täuſchen überhaupt bedeutet, weil verführen auch in äſthetiſcher Bedeutung einen Nebenbegriff hat.

Es freut mich, daß Sie in Ihren italiäniſchen Papieren ſo viel Ausbeute finden. Ich war immer auf dieſe Papiere ſehr begierig, nach dem wenigen zu urtheilen, was Sie davon haben laut werden laſſen. Erinnern Sie ſich bei dieſen Nachforſchungen auch der Horen, und leiten Sie einen Arm dieſes Paktolus hinein. — Ich bin begierig, was Sie zu dem Wolfiſchen Ausfall ſagen werden, wenn Sie ihn geleſen. Herder wünſcht, daß ich blos als Redacteur etwas darüber ſagen möchte, inſofern auch die Horen mitgetroffen werden ſollten; und da ich es nicht für rathſam halte, ganz zu ſchweigen, und dem Gegner gleich anfangs das letzte Wort zu laſſen, ſo will ich es lieber thun, als daß ganz geſchwiegen wird. S. 45.

196.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 26. October 1795.

Dank Ihnen, lieber Freund, für das Intereſſe, mit dem Sie meine äſthetiſche Gewiſſensfrage beantwortet haben. In jeder Rückſicht hat Ihr letzter Brief mich intereſſirt, und wenn ich mehr Muße habe, ſo wollen wir weiter darüber ſprechen. Ueber Einiges, was mehr in's Allgemeine geht, giebt Ihnen vielleicht meine Abhand-

lung über das Naive denjenigen Aufſchluß, den ich ſelbſt mir über die Frage: »Inwiefern kann ich, bei dieſer Entfernung von dem Geiſte der griechiſchen Poeſie, noch Dichter ſeyn, und zwar beſſerer Dichter, als der Grad jener Entfernung zu erlauben ſcheint?« zu geben geſucht habe. Ich habe in jenem Aufſatze, wie ich glaube, einige nicht unwichtige Ideen über dieſe Sache ausgekramt. Nehmen Sie z. B. den Fall an, die Natur habe mich wirklich zum Dichter beſtimmt, ſo wird Ihnen der ganz zufällige Umſtand, daß ich mich in dem entſcheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben beſtimmt wird, von vierzehn bis vier und zwanzig ausſchließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechiſche Literatur (ſo weit ſie über das Neue Teſtament ſich erſtreckt) völlig verabſäumt, und ſelbſt aus dem Lateiniſchen ſehr ſparſam geſchöpft habe, meine ungriechiſche Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeiſt erklären. Der Einfluß philoſophiſcher Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das Uebrige. Ein ſtarker Beweis für dieſe Behauptung iſt der, daß ich gerade jetzt, wo ich durch Krankheit, Lebensweiſe, ſelbſt durch das Alter, durch jahrelang getriebene Speculation von der dichteriſchen Vorſtellungsweiſe um ſo viel mehr hätte abkommen ſollen, nichts deſto weniger ihr eher näher gekommen bin (wo-

für ich meine Elegie *) allein zum Beweis anführen will) und warum konnte dies geſchehen? Weil ich zugleich in dieſer Zeit, obgleich nur ſehr mittelbar, aus griechiſchen Quellen ſchöpfte. Dieſe ſchnelle Aneignung dieſer fremden Natur unter ſo ungünſtigen Umſtänden, beweiſt, wie mich deucht, daß nicht eine urſprüngliche Differenz, ſondern blos der Zufall zwiſchen mich und die Griechen getreten ſeyn konnte. Ja, ich bilde mir in gewiſſen Augenblicken ein, daß ich eine größere Affinität zu den Griechen haben muß, als viele Andere, weil ich ſie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen, und mit meinen „Fühlhörnern" erfaſſen kann. Geben Sie mir nichts als Muße und ſo viel Geſundheit, als ich bisher nur gehabt, ſo ſollen Sie ſicherlich Producte von mir ſehen, die nicht ungriechiſcher ſeyn ſollen, als die Producte derer, welche den Homer an der Quelle ſtudirten. Das mag ſeyn, daß meine Sprache immer künſtlicher organiſirt ſeyn wird, als ſich mit einer Homeriſchen Dichtung verträgt; aber den Antheil der Sprache an den Gedanken unterſcheidet ein kritiſches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht werth, eine ſo müh-

*) Der Spaziergang iſt das erwähnte Gedicht in Schiller's Werken. (Bd. 9. Abth. 1. S. 161 u. f.) überſchrieben.

ſam gebildete Organiſation, die auch nicht an Tugenden leer iſt, auf gut Glück wieder zu zerſtören.

Laſſen Sie mich noch eine Bemerkung machen. Es iſt etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeſchloſſen), was ſie, als moderne, mit einander gemein haben, was ganz und gar nicht griechiſcher Art iſt, und wodurch ſie große Dinge ausrichten. (In meiner Abhandlung habe ich mich darüber weitläuftiger erklärt). Es iſt eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben ſie vor den Griechen voraus. Mit dieſer modernen Realität verbinden Einige, wie z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechiſchen Geiſtes, die aber (wo ſie nicht ganz und gar, wie in Voß, auf Homeriſchen Stamm gepfropft iſt) dem Griechiſchen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß dieſe Annäherung an den griechiſchen Geiſt, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgeſagt, daß ein Product immer ärmer an Geiſt iſt, je mehr es Natur iſt.

Und nun fragt ſich, ſollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf ſeinem ihm ausſchließend eigenen Gebiet ſich einheimiſch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, ſeine Sprache und ſeine Cultur ſelbſt ewig widerſteht, ſich von den Griechen

übertreffen zu laſſen? Sollten mit Einem Wort neuere Dichter nicht beſſer thun, das Ideal als die Wirklichkeit zu bearbeiten? — Denken Sie vorläufig dieſem Gedanken nach. Sie werden alsdann meinen Aufſatz mit mehr Neugier durchlaufen. —

Sie werden im Intelligenzblatt der Literaturzeitung (vom 24ſten October) einen Ausfall finden, den Wolf auf Herder gemacht hat, ſeines Aufſatzes über Homer wegen. Wenn Sie auch glauben ſollten, daß Herder jene harten Sachen verdient hätte, wie doch gewiß nicht der Fall iſt, ſo werden Sie doch die Art, mit der ſie ausgeſprochen ſind, misbilligen. Herder'n war es gar nicht eingefallen, Wolf'en in's Gehege zu kommen, und ſeine Ausführung hat einen, von jenen Prolegomenen völlig unabhängigen Beſtand. Da ſich Herder in keinen Streit einlaſſen will, und ich ſelbſt es nicht wünſche, ſo werde ich, blos das Aeußere dieſes Angriffs und ſeine Beziehung auf die Horen betreffend, als Redacteur der Horen einige Worte darauf repliciren. —

Haben Sie die zwei Muſenalmanache geſehen? Sie ſind ſchlechter, als man ſich eine Vorſtellung davon machen kann. Der Voßiſche iſt faſt der ſchlechtere. Neun und zwanzig Stücke ſind von ihm ſelbſt darin, worunter kein einziges gut und etliche abominabel ſind.

197.

An Goethe.

Jena den 4. November 1795.

Ihre Elegien haben, wie Ihnen der eingeſchloſſene Brief des D. Groß an Herrn v. Humboldt zeigen wird, auch in der lateiniſchen Welt einen großen und gar keinen unwichtigen Bewunderer gefunden. Ich lege den Brief in natura bei. Vielleicht gefällt es Ihnen, zu Realiſirung des Wunſches, den der Verfaſſer deſſelben äußert, etwas beizutragen. Mir deucht, daß ich Ihnen ſchon von demſelben etwas erzählt habe. So viel kann ich mit Gewißheit verſichern, daß unſre Academie an dieſem Manne keine unwichtige Acquiſition machen würde. Ich kenne wenige aus der neuen Generation, die einen ſo geſunden Kopf, ſo viel gründlichen Verſtand und eine ſo ſolide Beurtheilungskraft haben. Im juriſtiſchen Fach hat man ihn in Göttingen ſehr geachtet.

198.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 9. November 1795.

Goethe iſt ſeit dem 5ten hier, und bleibt dieſe Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir ſitzen von Abend um 5 Uhr bis Nachts 12 auch 1 Uhr beiſammen und ſchwatzen. Ueber Baukunſt, die er jetzt als Vorbereitung auf ſeine italiäniſche Reiſe treibt, hat er manches Intereſſante geſagt, was ich mir habe zueignen können. Sie kennen ſeine ſolide Manier, immer von dem Object das Geſetz zu empfangen, und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So verſucht er es auch hier, und aus den drei urſprünglichen Begriffen: der Baſe, der Säule (Wand, Mauer und dergleichen) und dem Dach, nimmt er alle Beſtimmungen her, die hier vorkommen. Die Abſurditäten in der Baukunſt ſind ihm nichts als Widerſprüche mit dieſen urſprünglichen Beſtimmungen der Theile. Von der ſchönen Architektur nimmt er an, daß ſie nur Idee ſey, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger ſtreite. Der ſchöne Architekt arbeitet, wie der Dichter, für den Ideal-Menſchen, der in keinem beſtimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zuſtand ſich befindet; alſo ſind alle

architektoniſchen Werke nur Annäherung zu dieſem Zweck, und in der Wirklichkeit läßt ſich höchſtens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Aehnliches erreichen, weil hier auch jede einſchränkende Determination wegfällt, und von den beſondern Bedürfniſſen der Einzelnen abſtrahirt wird. Sie können wohl denken, daß ich ihn bei dieſer Idee, die ſo ſehr mit unſern äſthetiſchen Begriffen zuſammenſtimmt, feſtgehalten und weiter damit zu kommen geſucht habe. Ich glaube, man kann den Zweck der Baukunſt, als ſchöner Kunſt, ganz füglich ſo angeben, daß ſie in jedem beſondern Gebäude den Gattungsbegriff überhaupt gegen den Ortbegriff zu behaupten ſucht, wodurch ſie dann ſubjectiv den Menſchen aus einem beſchränkten Zuſtand zu einem unbeſchränkten (der doch wieder durchaus auf Geſetze gegründet iſt) führt, und ihn folglich äſthetiſch rührt. Goethe verlangt von einem ſchönen Gebäude, daß es nicht blos auf das Auge berechnet ſey, ſondern auch einem Menſchen, der mit verbundenen Augen hindurch geführt würde, noch empfindbar ſeyn und ihm gefallen müſſe.

Daß von ſeiner Optik und ſeinen naturhiſtoriſchen Sachen auch viel die Rede war, können Sie leicht denken. Da er die letzten gern vor ſeiner italiäniſchen Reiſe (die er im Auguſt 1796

anzutreten wünscht), von der Hand schlagen möchte, so hab' ich ihm gerathen, sie in einzelnen Aufsätzen, in seiner darstellenden Manier zu den Horen zu geben. Ohnehin ist sonst nicht viel von ihm für das folgende Jahr zu hoffen.

Wir haben dieser Tage auch viel über griechische Literatur und Kunst gesprochen, und ich mich bei dieser Gelegenheit ernstlich zu etwas entschlossen, was mir längst schon im Sinne lag, nämlich das Griechische zu treiben. Da Sie selbst so sehr damit vertraut sind, und auch mein Individuum kennen, so kann mir Niemand so gut rathen, als Sie. Auf das, was ich allenfalls noch von dieser Sprache weiß, dürfen Sie wenig Rücksicht nehmen; dies besteht mehr in Kenntniß von Wörtern, als von Regeln, die ich ziemlich alle vergessen habe. Ich wünschte vorzüglich, außer einer guten Grammatik und einem solchen Wörterbuch, eine Schrift an der Hand zu haben, worin auf die Methode bei diesem Studium und auf das Eigenthümliche bei dieser Sprache hingewiesen wird. In Absicht auf die zu lesenden Autoren, würde ich den Homer gleich vornehmen, und damit etwa den Xenophon verbinden. Langsam freilich wird diese Arbeit gehen, da ich nur wenig Zeit darauf verwenden kann; aber ich will sie so wenig als möglich unterbrechen und

dabei ausharren. Neben meinem Schauspiel *) ist sie mir leichter möglich, und sie hilft mir zugleich das Moderne vergessen. An dieses Schauspiel hab' ich freilich noch nicht kommen können, da mich der Aufsatz über das Naive und nun der Pendant zu demselben über die sentimentalischen Dichter seitdem beschäftigte. **) Auch gehe ich nicht eher daran, bis erstlich noch einige kleine Aufsätze von mir wenigstens skizzirt sind, um nöthigenfalls etwas für die Horen vorräthig zu haben, und bis ich zweitens auf Succurs für sechs Monate wahrscheinlich Hoffnung habe. Zwei und vierzig Bogen auszufüllen, ist keine Kleinigkeit, und unter allen Mitarbeitern ist jetzt fast der einzige Schlegel, von dem in Rücksicht auf Gehalt und Masse etwas Beträchtliches zu erwarten ist. Neben ihm sind Knebel's Properzische Elegien und Herder's etwanige Beiträge Ressourcen für mich; aber diese drei, wenn sie auch alle einschlagen, fourniren doch nur etwa die Hälfte dessen, was erfordert wird. Goethe, Körner, Sie, ich selbst, Engel u. s. w. sind theils problematisch, theils, wenn sie auch etwas liefern, noch lange nicht zureichend. Zuwachs an

*) Den Maltheſern.

**) S. diese Abhandlung in Schiller's Werken. Bd. 8. Abth. 2. S. 43 u. f.

philoſophiſchen und (theoretiſch) äſthetiſchen Aufſätzen hilft mir nichts, da dieſes Fach ſchon mehr, als billig, beſetzt iſt.

Ueber den Eindruck des zehnten Stücks *) habe ich der Zeit noch nichts Erbauliches gehört. Schütz, den ich vorgeſtern wieder ſprach, erwähnt des Engel'ſchen Aufſatzes mit Lob, aber des Uebrigen wurde auch gar nicht gedacht. Es ſcheint, auch die Elegie **) iſt dieſen Herren zu hoch, da ſie doch auch nicht zu platt für ſie ſeyn kann.

199.

An Goethe.

Jena den 20. November 1795.

Seit etwa ſechs Tagen hab' ich mich ganz leidlich befunden, und die gute Zeit auch brav benutzt, um in meiner Abhandlung ***) vorzurücken. Schlegel ſchrieb mir kürzlich, und ſchickt etwas für die Horen. Er iſt ſehr entzückt über das Mährchen; auch Humboldt's haben große Freu-

*) Der Horen.

**) Der Spaziergang, in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 161 u. f.

***) Ueber naive und ſentimentale Dichtung.

de daran. Werden Sie vielleicht Muße finden, das neue noch für den Januar fertig zu bringen? Wenn ich es in den ersten Tagen des Januar spätstens hätte, so könnte es noch in das erste Stück kommen. Mir wäre dies ungemein lieb, da wir doch gut anfangen müssen, und ich noch nichts im Fache der Darstellung habe.

Ueber den neuen Theil des Meister hab' ich schon allerlei Urtheil eingezogen. Jedermann findet das sechste Buch an sich selbst sehr interessant, wahr und schön, aber man fühlt sich dadurch im Fortschritt aufgehalten. Freilich ist dieses Urtheil kein ästhetisches, denn beim ersten Lesen, besonders einer Erzählung, dringt mehr die Neugierde auf den Erfolg und das Ende, als der Geschmack auf das Ganze. —

P. schickt mir heute eine schreckliche Production: Aurora oder das Kind der Hölle, die eine elende Nachahmung der Biondetta ist. Prächtig ist der Gedanke, daß er die ganze Zauberei als eine bloße Maschinerie einer Liebhaberin des Helden entwickelt, die ihn dadurch erobern will. So verpufft endlich das ganze Pathos. Auch das Uebrige ist dieses weisen Einfalls würdig.

200.

An Goethe.

Jena den 23. November 1795.

Auf die Schmidt'sche Arbeit bin ich sehr neugierig, und zweifle nicht, daß die bessere Gattung unsrer Leser uns dafür danken wird. Dem größern Theil freilich werden wir nicht damit gefallen, das weiß ich vorher; den kann man nur durch Aufsätze von dem Schlage wie Lorenz Stark ist, gewinnen. Sie glauben nicht, wie allgemein man sich an diesem Aufsatz erlustigt. Noch von keinem ist so viel Redens gewesen.

Ihr Unwille über die St. L. und Consorten hat sich auch mir mitgetheilt, und ich bin's herzlich zufrieden, wenn Sie ihnen eins anhängen wollen. Indeß das ist die Histoire du jour. Es war nie anders und wird nie anders werden. Seyn Sie versichert, wenn Sie einen Roman, eine Comödie geschrieben haben, so müssen Sie ewig einen Roman, eine Comödie schreiben. Weiter wird von Ihnen nichts erwartet, nichts anerkannt, und hätte der berühmte Herr Newton mit einer Comödie debütirt, so würde man ihm nicht nur seine Optik, sondern seine Astronomie selbst lange verkümmert haben. Hätten Sie den Spaß sich gemacht, Ihre optischen Entdeckungen

unter dem Namen *** oder eines ähnlichen Catheder-helden in die Welt zu bringen, Sie würden Wunder daran erlebt haben. Es liegt gewiß weniger an der Neuerung selbst, als an der Person, von der Sie herrührt, daß diese Philister sich so dagegen verhärten. —

Der närrische Mensch, der Jenisch in Berlin, der sich in alles mischen muß, hat auch die Rezensionen der Horen gelesen, und in dem ersten Feuer einen Aufsatz über mich und meinen schriftstellerischen Character geschrieben, der eine Apologie gegen jene Anklagen vorstellen soll. Ein Freund hat ihn zum Glück von Genz, in dessen Monatsschrift derselbe bestimmt war, im Manuscript erhalten, und den Abdruck noch hintertrieben. Doch bin ich nicht davor sicher, daß er ihn nicht anderswo drucken läßt. Es ist ein ganz eignes Unglück, daß ich bei so heftigen und zahlreichen Feinden, doch noch am meisten von dem Unverstand eines Freundes zu fürchten habe, und die wenigen Stimmen, die für mich sprechen wollen, über Hals und Kopf zum Schweigen bringen muß.

Eine Beurtheilung Ihres Meister werd' ich im August oder September künftigen Jahrs sehr ausführlich liefern können, und dann soll es, denk' ich, recht à propos seyn, der letzte Theil mag nun auf Michael 1796 oder Ostern 1797 heraus-

kommen. Vielleicht findet ſich ein Morceau im vierten Theil, das Sie auf Oſtern 1796, wo das Publikum das Ganze erwartet, ihm zur einſtweiligen Befriedigung hingeben können.

Von Archenholz hab' ich endlich geſtern einen braven hiſtoriſchen Aufſatz, betitelt: Sobiesky, erhalten, der auch im letzten Stück der Horen erſcheinen muß. Freilich hätt' ich viel darum gegeben, wenn Sie für das erſte Stück im zweiten Jahrgang etwas hätten thun können. Vielleicht haben Sie auch Luſt, in dieſem Stücke den Krieg zu eröffnen. Sie werden von Herder'n meine Abhandlung über die ſentimentaliſchen Dichter erhalten, davon Sie bis jetzt noch den wenigſten Theil gehört, und die ich noch einmal ganz durchzuleſen bitte. Ich hoffe, Sie ſollen damit zufrieden ſeyn; es iſt mir in dieſer Art nicht leicht etwas beſſer gelungen. Ich glaube, dieſes jüngſte Gericht über den größten Theil der deutſchen Dichter wird am Schluß des Jahrgangs *) eine gute Wirkung thun, und unſern Herren Critikern beſonders viel zu denken geben. Mein Ton iſt freimüthig und feſt, obgleich, wie ich hoffe, überall mit der gehörigen Schonung. Unterwegs habe ich freilich ſo viel als möglich

*) Der Horen.

effleurirt, und es ſind wenige, die unverwundet aus dem Treffen kommen.

Auch über die Naturalität und ihre Rechte (in Rückſicht auf die Elegien) hab' ich mich weitläufig herausgelaſſen, bei welcher Gelegenheit Wieland einen kleinen Streifſchuß bekommt. Aber ich kann nicht dafür, und da man ſich nie bedacht hat (auch Wieland nicht), die Meinung über meine Fehler zu unterdrücken, im Gegentheil ſie mich öfters derb genug hören ließ, ſo habe ich jetzt, da ich zufälligerweiſe das gute Spiel in die Hände bekam, auch meine Meinung nicht verſchwiegen.

201.

An Goethe.

Jena den 29. November 1795.

Sehr erwartend bin ich auf Ihre Meinung über meinen Aufſatz. *) Wenn ich jetzt zurückſehe, wie weit ich mich hier, ohne Führer, blos mit Hülfe der Principien, die aus dem Ganzen meines Syſtems fließen, gewagt, ſo freut mich die Fruchtbarkeit dieſer Principien gar ſehr, und

*) Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung.

ich verspreche mir noch mehr davon für die Zukunft.

Der Rest des Aufsatzes, der jetzt erst fertig geworden und die Idylle abhandelt, ist noch nicht copirt. Sie erhalten ihn morgen oder übermorgen. Ein Nachtrag zu dem kommt unter der Aufschrift: Ueber Plattitüde und Ueberspannung (die zwei Klippen des Naiven und Sentimentalen) im Januar. Hier hab' ich Lust, eine kleine Hasenjagd in unsrer Literatur anzustellen, und besonders etliche gute Freunde, wie Nicolai und Consorten, zu regaliren.

202.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 29. November 1795.

Heute Einiges, Ihre Anmerkungen über die Elegie *) betreffend. — Ich will Ihnen nicht läugnen, daß ich mir auf dieses Stück am meisten zu gut thue. — Mir deucht, das sicherste empirische Criterium von der wahren poetischen Güte eines Products dieses zu seyn, daß es die

*) Den Spaziergang. S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 161 u. f.

Stimmung, worin es gefällt, nicht erſt abwartet, ſondern hervorbringt, alſo in jeder Gemüthslage gefällt. Und das iſt mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit dieſem. Ich muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die Götter Griechenlands, die Würde der Frauen u. ſ. w. fliehen; auf die Elegie beſinn' ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müßigen, ſondern wirklich ſchöpferiſchen, denn ſie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bilden. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieſes Gedichts auf die ungleichſten Gemüther iſt ein zweiter Beweis. Perſonen ſogar, deren Phantaſie in den Bildern, die darin vorzüglich herrſchen, keine Uebung hat, ſind auf eine ganz überraſchende Weiſe davon bewegt worden. — Ich glaube deswegen, daß, wenn es in dieſem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, blos zufällige, ſelbſt in den Perſonen, die es ungerührt läßt, zufällige Urſachen daran Schuld ſind.

Mein eigenes Dichtertalent hat ſich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in dieſem Gedicht erweitert; noch in keinem iſt der Gedanke ſelbſt ſo poetiſch geweſen und geblieben, in keinem hat das Gemüth ſo ſehr als Eine Kraft gewirkt. Ich werde deswegen noch alle mir mögliche Sorgfalt an die Vollendung deſſelben wenden. — An

dem Ganzen ist nichts mehr zu ändern, es sey denn, daß einige Theile faßlicher verbunden, Einiges besser unterschieden würde. Ihr Einwurf gegen die zu frühe Einführung der Landstraße in dem Gemälde ist nicht ungegründet; hier hat die Wirklichkeit der Idee vorgegriffen, die Landstraße war einmal in der Scene, die meiner Phantasie sich empirisch eingedrückt hatte. Es wird mir Mühe kosten, die Landstraße nachher einzuführen, und doch muß ich die sinnlichen Gegenstände, an denen der Gedanke fortläuft, so sehr als möglich zu Rathe zu halten suchen. Sie werden bemerkt haben, daß ich bis da, wo die Betrachtungen über die Corruption angehen, beinahe immer von einem äußern Object ausgehe. Bei der Corruption war es in der Natur der Sache, daß das Gemüth in sich selbst versinkt, und die Einbildungskraft die ganzen Kosten des Gemäldes trägt. Ich gewann dadurch den großen Vortheil, daß nach einer so langen Zerstreuung, während der doch die Reise immer fortgeht, die Natur auf einmal als Wildniß dastehen kann. Vielleicht aber kann ich noch mehr, als ich gethan, aus der sinnlichen Anschauung nehmen, so daß alle Spur eines Plans verschwindet, in dem die Wirkungen desselben noch fühlbar werden.

Für den Versbau will ich noch so viel als möglich zu thun suchen. Ich bin hierin der ro-

heſte Empiriker, denn außer Moritz kleiner Schrift über Proſodie erinnere ich mich auch gar nichts, ſelbſt nicht auf Schulen, darüber geleſen zu haben. Beſonders ſind mir die Hexameter und Pentameter, die mich nie genug intereſſirt hatten, ganz fremd in Rückſicht auf Theorie und Critik. Wenn wir wieder beiſammen ſind, werden Sie mich in dieſer Sache ſchon zurechtweiſen. Indeſſen glaub' ich doch, daß die Empirie zuweilen gegen die Regel recht hat, und daß dieſes auch in dieſem Gedicht manchmal der Fall war. So ſoll der Abſchnitt, den Sie als ungewöhnlich tadeln, in mehrern der angeführten Verſe eigentlich gar nicht gehört werden, weil dieſes das Bild unterſtützen hilft. In dem Vers z. B.

Frei, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wieſe,

drückt das Sylbenmaß ſelbſt die Weite aus, auf der das Auge dahin gleitet und ſich verliert. Den Hexameter:

Siehe, da wimmeln von fröhlichem Leben u. ſ. w.

ſoll man ohne Abſchnitt leſen. Die wimmelnde Bewegung verſtattet keinen Stillſtand. Den Vers:

Theilſt du mit |deiner| Flur

leſen Sie anders als ich. Sie leſen: mit deiner, welches allerdings hart klingt; freilich iſt meine Scanſionsart auf der andern Seite wieder ſchlep-

pend. Herzlich gern hätt' ich gerade herausgesagt:

Theilst du mit deinem Gespann,
wenn es nicht lächerlich gewesen wäre. — Der Semi-Hexameter:

— — — — Doch nur der Ruhm kam zurücke,

klingt mir darum nicht hart, weil der starke Accent auf Ruhm das kam gar nicht aufkommen läßt. Mir kommt vor, als könnte man es nicht nur entschuldigen, sondern sogar gut heißen, daß um gewissen Sylben, auf denen ein Verstandes-Accent liegt, eine größere prosodische Länge zu verschaffen, eine an sich nicht kurze Sylbe neben ihnen kurz gemacht wird; wenigstens muß das Ruhm in obigem Verse um so länger gelesen werden, je weniger das kam kurz seyn will, und dies ist es gerade, was der Sinn verlangt.

Unter den drei Hiatus, die Sie bemerken, kann ich Ihnen nur die zwei ersten einräumen.

Freude erfindet

ist in meinem Ohr keiner, weil das e in Freude ein stummes, das andere ein scharfes ist. — Einige Bemerkungen über den Hexameter in den Literatur-Briefen, die ich kürzlich las, und sehr gedacht finde, sollen mir künftig auch zum Leitfaden bei meinen Arbeiten in dieser Gattung die-

nen. Ob die Compoſita Wohllaut, Weinſtock, Bergmann, Wiederhall, Oelbaum u. ſ. w. als Trochäen und Dactylen gebraucht werden können, auch wenn ein Vocal darauf folgt, möchte zu bezweifeln ſeyn. Voß hat es ſich niemals erlaubt, dafür iſt Goethe deſto freigebiger damit geweſen. In den Verſen:

— Rückkehr für euch
— Willkühr vermiſcht

kann es gar nicht entſchuldigt werden. Ferner wird ein Rigoriſt ſchwerlich verzeihen:

Des Geſetzes Geſpenſt,

ſo wie noch weniger

Der Nothwendigkeit heilige Macht;

in Natur und Schule. Goethe erlaubte ſich daſſelbe, ſogar einmal: Es iſt am Anfange eines Hexameters. Endlos, das erſtemal als Trochäus gebraucht, iſt auch nicht wohl zu geſtatten. Ich werde ſetzen

Endlos unter mir ſeh' ich u. ſ. w.

Daß der ganze Hexameter zwiſchen den beiden endlos eingeſchloſſen wird, macht hier, wo das Unendliche vorgeſtellt wird, keine üble Wirkung. Es iſt ſelbſt etwas Ewiges, da es in ſeinen Anfang zurückläuft. Auf die zu große Häufung der fatal klingenden Endſylbe en haben mich die Literatur-Briefe aufmerkſam gemacht. Ich werde

deswegen im eilften Distichon der Elegie, so wie im 24sten, 43sten und 48sten und andern zu helfen suchen. — Denken Sie doch in müßigen Augenblicken darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu blöde und schamhaft sind, selber mit der Muse Kinder zu zeugen, so adoptiren oder erziehen Sie vielmehr die meinigen. Dafür sollen Sie auch die Vaterfreuden mit mir theilen.

203.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 30. November 1795.

Ich komme nochmals auf die Elegie zurück. Mit der Elegie verglichen, ist das Reich der Schatten blos ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen. — Und das will ich versuchen, sobald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spornen sich zu dieser Energie an — das Ideal der Schönheit objectiv zu individualisiren, um daraus eine Idylle

in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich das ganze Feld der Poesie in die naive und die sentimentalische. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rücksicht auf die Empfindungsweise nämlich), die sentimentalische hat ihrer drei: Satyre, Elegie, Idylle. In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Hülfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten *) enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle seyn. Ueber diesen Stoff hinaus giebt es keinen mehr für den Poeten; denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Herkules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine

*) Späterhin das Ideal und das Leben genannt. S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 141 u. f.

Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieſes Unternehmen, ſo hoffte ich dadurch mit der ſentimentaliſchen Poeſie über die naive ſelbſt triumphirt zu haben.

Eine ſolche Idylle würde eigentlich das Gegenſtück der hohen Comödie ſeyn, und ſie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem ſie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Comödie ſchließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff iſt die Wirklichkeit, der Stoff dieſer Idylle iſt das Ideal. Die Comödie iſt dasjenige in der Satyre, was das Product quaestionis in der Idylle (dieſe als ein eignes ſentimentaliſches Geſchlecht betrachtet) ſeyn würde. Zeigte es ſich, daß eine ſolche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß ſich das Ideal nicht individualiſiren ließe — ſo würde die Comödie das höchſte poetiſche Werk ſeyn, für welches ich ſie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben.

Denken Sie ſich aber den Genuß, in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allen mehr zu ſehen. — Mir ſchwindelt, wenn ich an dieſe Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Ausführung denke. Ich verzweifle nicht

ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist. Ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber noch Nichts. Ich habe blos noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann.

Noch etwas, das Reich der Schatten betreffend. Da Sie mir neulich schrieben, auch in Berlin halte man dieses Gedicht allgemein für eine Darstellung des Todtenreichs, so bin ich auf den Gedanken gerathen, ob man nicht von diesen schiefen Auslegungen Veranlassung nehmen könnte, ein Paar Worte, dieses Gedicht betreffend, in's Publikum hinein zu sprechen. Nicht nur der Horen wegen, auch zu besserer Vorbereitung dessen, was noch theoretisch und practisch sich künftig daran anreihen wird, wünschte ich, daß der Inhalt dieses Gedichts dem Publikum könnte faßlich und wichtig gemacht werden. Vielleicht wäre es für Sie keine unangenehme Beschäftigung, in einem Aufsatz für Genz etwas zu sagen. Sie fingen damit an, sich über die currenten Auslegungen zu verwundern, und zögen dann die rechte

Auslegung auf eine natürliche Art aus dem Gedicht selbst heraus. Es verstände sich, daß man blos die Sache ruhig vortrüge, und alle Anpreisung, alles Panegyrische unterbliebe. Nach meiner Idee müßte es ungefähr so geschrieben seyn, daß ein verständiger Leser sich nicht zu verwundern hätte, wenn er erführe, daß ich selbst der Verfasser sey. Es würde z. B. nichts schaden, wenn der Inhalt einer jeden Strophe ordentlich in vernehmlicher Prosa ausgesprochen würde. Ich selbst könnte dann von einer solchen honetten Motion Veranlassung nehmen, in den Horen ein Wort über das Gedicht zu sagen. Ueberlegen Sie diesen Gedanken, überlegen Sie aber auch, daß es ein bloßer Einfall ist, wenn Sie auch nur die geringste Abneigung dagegen verspüren sollten.

P. S.

Noch eine Anfrage, lieber Freund. Ich bin dieser Tage über die lateinischen Poeten gerathen, die ich wo möglich diesen Winter meiner nächtlichen Romanenlectüre substituiren werde. Mit Juvenal, der mich gerade jetzt am meisten interessirt, machte ich den Anfang, und ich muß sagen, mit unerwartet großem Genuß, so daß ich recht brenne, fortzufahren. Aber Manches, besonders von dem, was sich auf das gemeine Leben und auf historische Züge bezieht, hält mich doch auf.

Ich habe mein Latein mehr aus einer edlern Welt und zu wenig aus Schriften, die von dem gewöhnlichen Leben handeln, geſchöpft, daher es zu einer ſolchen Lectüre nicht recht zureichen will. Wiſſen Sie mir keine erträglichen franzöſiſchen oder beſſer deutſchen Ueberſetzungen von Juvenal, Perſius und Plautus zu empfehlen? Denn gerade dieſe drei Herren machen mir fremden Beiſtand nöthig. Mit Martial wird mich Kamler ſchon bekannt machen, ſo wie Wieland mit den Horaziſchen Epiſteln. — Was meinen Sie, Lieber? Kann ich wohl etwas Beſſeres thun, als mich mit der ſchönen Natur der Alten zu umgeben und im eigentlichen Sinne unter dieſen Leuten zu leben? Das iſt mein ernſtlicher Vorſatz, und um ihn auszuführen, habe ich nunmehr auch allen
75. ſpeculativen Arbeiten und Leſereien (obgleich mir darin noch ſo viel zu thun übrig wäre) auf unbeſtimmte Zeit entſagt. Was ich leſe, ſoll aus der alten Welt, was ich arbeite, ſoll Darſtellung ſeyn.

204.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 7. December 1795.

Ihren Entschließungen wegen Ihrer Arbeit pflichte ich vollkommen bei, und setze nur überhaupt noch hinzu, daß Sie eher darauf denken müssen, mit Vielem wenig, als mit Wenigem viel zu sagen. Je mehr Sie das Allgemeine aus dem Einzelnen können von selbst hervorgehen lassen, desto besser wird es seyn, und vor Wiederholungen allgemeiner Begriffe brauchen Sie sich nicht zu fürchten, sobald nur die Anwendung verschieden ist. Man kann in solchen feinen Materien für so wenig feine Urtheiler nicht zu deutlich seyn. Daß Sie nicht mit dem Homer anfangen wollen, billige ich auch. Aber überhaupt deucht mir, daß Sie sich von einer strengen Ordnung in der Art, wie Sie die Materien folgen lassen, dispensiren können. Sie können von hinten, in der Mitte, wo Sie glauben, daß das Interesse am ersten zu erregen sey, anfangen; denn einen ordentlichen Plan, so sehr er in Ihnen ist, brauchen Sie in der Ausarbeitung gar nicht zu beobachten.

Es würde vielleicht nicht übel gethan seyn, wenn Sie die Hauptzüge des griechischen Cha-

racters einzeln, und bei jedem ſolchen einzelnen Zug allemal durch die ganze Literatur durchliefen. Die Einheit iſt viel leichter zu faſſen, und die Mannigfaltigkeit in der Anwendung fällt zugleich mehr auf. Machen Sie hingegen einen Schriftſteller zur Einheit und legen die Mannigfaltigkeit darein, daß Sie ihn durch alle dichteriſchen Categorien durchführen, ſo iſt die Einheit weniger intereſſant, und die Mannigfaltigkeit weniger leicht. Ueberhaupt ſchickt ſich ein Begriff beſſer zu der erſten, und Beiſpiele beſſer zu der zweiten, weil jene doch immer das Schwierigere iſt. Macht man ein Individuum, ein Factum, kurz einen einzelnen Fall zur Einheit, ſo iſt es immer zweifelhaft, ob dieſer intereſſirt, und man iſt in die Nothwendigkeit geſetzt, die Mannigfaltigkeit durch abſtracte Begriffe hervorzubringen, welches ſchon viele Anſtrengung für die Leſer erfordert. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug mache, aber von der Sache bin ich überzeugt. Man erhält auf dem Wege, den ich vorſchlage, noch den Vortheil, daß man den Begriff doch bei ſo vielen Anwendungen nothwendig klar machen muß, und alſo dem Leſer, auch dem ſtumpfſinnigſten, ein Reſultat zu geben verſichert iſt.

Vielleicht entwerfen Sie zu Ihrem eigenen Gebrauche eine Art von Regiſter über die Materien im Einzelnen, worüber Sie ſich verbreiten

wollen, um erst das Feld zu übersehen. Alsdann bin ich vielleicht im Stande, Ihnen meine Gedanken anschaulich und annehmlich zu machen. Auch schickt es sich vielleicht, daß Sie in den Einkleidungen die Materie wechseln, und hier und da eine Veranlassung von außen, wenn es auch eine polemische wäre, nehmen können. Es ist ja endlich nicht so nöthig, daß man sich nennt. Auch ließe sich Manches in Critiken einzelner Werke, alter und neuerer, theoretischer und praktischer, einkleiden. Voß, Stolberg, Klopstock, Ramler, Gedike, Schlosser u. a. geben Ihnen vielleicht Veranlassungen zur Prüfung und zur Wiederlegung.

In der That rechne ich für den nächsten Jahrgang der Hoven sehr auf Ihre Mitwirkung. Sie müssen sich durch das Schicksal Ihrer ersten Aufsätze gar nicht abschrecken lassen; denn hier war die Materie mit einer erstaunlichen Trockenheit und Schwierigkeit behaftet; auch liegt es so entschieden am Tage, daß der Gegenstand für die Stumpfsinnigkeit der Leser nur zu fein und zu scharf behandelt war. Sobald Sie faßlichere Materien wählen, und sich die Sache selbst leichter machen, so werden Sie auch andere Wirkungen sehen. Ich möchte doch einmal etwas mehr Historisches von Ihnen ausgeführt sehen. Hier würde der Gegenstand Ihre Tendenz zur Schärfe

und Intellectualität (ich weiß jetzt nicht sogleich ein anderes Wort) in Schranken halten, und auf der andern Seite würden Sie mehr Verstandesgehalt in den Gegenstand legen. Wir wollen davon sprechen, wenn wir erst wieder beisammen sind.

Sie beklagen es, daß ich die Horen aufgeben, und tadeln, daß ich mich von der philosophischen Schriftstellerei zurückziehen will. Aber Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß mich das Publikum allein, oder auch nur vorzüglich zu diesem Entschluß bestimmte. Nein, lieber Freund, was mich dazu bestimmt, ist erstlich die unwiderstehliche Neigung, in meinen Arbeiten keinem fremden Gesetz zu gehorchen, und besonders der poetischen Thätigkeit mich vorzugsweise zu überlassen, und zweitens die schlechte Unterstützung von Seiten der Mitarbeiter an den Horen. Nur durch eine unermüdete Sorge hab' ich das Ganze bisher zusammengehalten, und ich wäre dennoch nicht damit zu Stande gekommen, wenn mich der Zufall nicht unterstützt hätte, aber ein Zufall, auf dessen Wiederkehr ich nicht so sicher mehr zählen kann. Goethe's Elegien, Schlegel's Dante, meine Briefe waren mehr oder weniger vorgearbeitete Sachen, und der Vorrath ist aufgezehrt. Ich habe, wenn ich meine Hoffnungen für das nächste Jahr überzähle, kaum zu Besetzung von

drei Stücken Aussicht, sobald ich meinen Antheil abrechne, und noch dazu ist unter allem, was ich zu hoffen habe, nichts, was allgemein interessiren kann. Schlegel ist allerdings eine treffliche Acquisition, aber nicht das Journal in Gang zu bringen, oder auch nur darin zu erhalten, sondern blos, um demselben eine Masse zu geben, mit der ein Kenner zufrieden seyn kann. Von Goethe erwarte ich, da er nach seinem eigenen Geständniß noch an dem Roman viel zu thun hat, und die Vorbereitung auf die Reise u. d. gl. ihn erstaunlich zerstreut, da er selbst im August abgeht, so viel als nichts, von Herder wenig Tröstliches. Die andern Quellen wissen Sie selbst, und wie wenig darauf zu zählen. Wollte ich also die Horen nicht aufgeben, so müßte ich, ich allein, mich im nächsten Jahr denselben ganz sacrificiren, und nicht einmal mit der sichern Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen. Was das Unglück vermehrt, so hängt das Schicksal auch des Almanachs im nächsten Jahre von mir ganz allein ab, da Goethe, der fast den vierten Theil in diesem Jahre dazu gegeben, wegfällt, und auch Herder seinen ganzen Vorrath hingegeben hat. Ich selbst habe meine poetische Fruchtbarkeit in diesem Jahre, doch zum Theil der langen Pause zuzuschreiben, die ich in poetischen Arbeiten machte, und die mich Kräfte sammeln ließ. Im nächsten Jahre

wird es langsamer auch mit mir gehen, besonders da ich schwerere Gegenstände vor mir habe, und gegen mich selbst strenger seyn werde. Was bleibt mir also, wenn Sie alles dies in Betrachtung ziehen, übrig, als gegen das Glück der Horen im nächsten Jahre völlig gleichgültig zu seyn, um meine Thätigkeit nicht mehr dadurch bestimmen zu lassen. Bin ich aber gleichgültig dagegen, so ist das Journal eo ipso moralisch todt und muß es auch physisch werden.

205.

An Goethe.

Jena den 8. December 1795.

Ich hörte lange nichts von Ihnen, und habe auch selbst lange geschwiegen. Das üble Wetter hat mich sehr gedrückt, so daß ich aus Nacht Tag und aus Tag Nacht machen mußte. Es ist auch jetzt noch nicht besser, und die Arbeit geht langsam. Aber sie ist mir unter den Händen wichtiger geworden, und ich hoffe das neue Jahr meinerseits mit einem ziemlich interessanten Aufsatz zu eröffnen, wenn ich ihn bis dahin vollenden kann. —

Hier sendet der Musenalmanach ein kleines epigrammatisches Honorar. Es wird nicht hinreichen, die Zechinen zu ersetzen, die über den Epigrammen darauf gegangen sind. Aber das Uebrige rechnen Sie auf die schönen Bettinen und Lacerten!

Man sagt hier, daß Iffland nächste Woche in Weimar seyn werde. Da wird ja Thalia und Melpomene recht frohlocken. Vielleicht bringen Sie ihn einmal auch hieher. Es würde mich freuen, einen alten Bekannten wieder zu sehen. —

206.

An Goethe.

Jena den 17. December 1795.

Wie beneide ich Sie um Ihre jetzige poetische Stimmung, die Ihnen erlaubt, recht in Ihrem Roman zu leben! Ich habe mich lange nicht so prosaisch gefühlt, als in diesen Tagen, und es ist hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe. Das Herz schmachtet nach einem „betastlichen" Object. —

Daß in Weimar jetzt die Hundsposttage *)

---

*) Von Jean Paul Friedrich Richter.

graſſiren, iſt mir ordentlich pſychologiſch merkwürdig; denn man ſollte ſich nicht träumen laſſen, daß derſelbe Geſchmack ſo ganz heterogene Maſſen vertragen könnte, als dieſe Production und Clara du Pleſſis iſt. Nicht leicht iſt mir ein ſolches Beiſpiel von Characterloſigkeit bei einer ganzen Societät vorgekommen. — Das Gedicht, welches Sie ſo gütig waren, mir copiren zu laſſen, hat der Verfaſſer vorigen Sommer im Manuſcript an mich geſandt. Es freut mich, daß man doch hie und da etwas wachſen und blühen ſieht, und lieb iſt mir die öffentliche Erſcheinung gerade jetzt, da es die Widerſacher gewaltig verdrießen wird.

207.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 17. December 1795.

Ich ſehne mich jetzt wieder recht nach einer poetiſchen Arbeit; denn der Beſchluß der ſentimentalen Dichter, an dem ich jetzt noch arbeite, fängt an mir zu entleiden. Ich verliere immer gegen das Ende die Geduld, wenn ich unterbrochen, und von einer äußern Nothwendigkeit geſcheucht, habe arbeiten müſſen. Indeß war dieſer

letzte Aufsatz auf keine Weise zu umgehen. Was ich unmittelbar nach demselben vornehmen werde, weiß ich noch nicht; auf jeden Fall aber etwas für die Horen, denn die glückliche Zeit der Freiheit ist noch fern. Ich habe jetzt die erste Lieferung der Properzischen Elegien gelesen, und mit vieler Zufriedenheit. Ob die Wahl nicht besser hätte seyn können, weiß ich nicht zu sagen, da ich nie den ganzen Properz gelesen. Die Uebersetzung ist aber im Ganzen recht brav, und im Einzelnen hoffe ich noch Verbesserungen; denn ich habe darauf aufmerksam gemacht. Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten unterdessen gelernt habe.

Fr. Schlegel's Abhandlungen über die griechischen Frauen habe ich zwar nur flüchtig durchlesen. Verbessert hat er sich in dieser Arbeit merklich, obgleich eine gewisse Schwerfälligkeit, Härte und selbst Verworrenheit ihn, wie ich fürchte, nie ganz verlassen wird. Der Aufsatz geht Sie und Ihre Lieblingsarbeiten von zwei Seiten sehr nahe an, und hätte auch Ihnen sollen vorbehalten bleiben. In der Sache selbst hat er mich nicht bekehrt. Die griechische Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geschlechter zu einander bei diesem Volk, so wie beides in den Poeten erscheint, ist doch immer sehr wenig ästhetisch und

im Ganzen sehr geistleer. (Daß es Ausnahmen gab, obgleich wenige, ist natürlich.) Im Homer kenne ich keine schöne Weiblichkeit; denn die bloße Naivetät in der Darstellung macht es noch nicht aus. Seine Nausikaa ist blos ein naives Landmädchen, seine Penelope eine kluge und treue Hausfrau, seine Helena blos eine leichtsinnige Frau, die ohne Herzenszartheit von einem Menelaus zu einem Paris überging, und sich auch, die Furcht vor der Strafe abgerechnet, nichts daraus machte, jenen wieder gegen diesen einzutauschen. Und dann die Circe, die Calypso! Die olympischen Frauen im Homer sind mir noch weniger weiblich schön. Daß die bildende Kunst schöne Weiber hervorbrachte, beweist nichts für eine schöne innere und äußere Weiblichkeit in der Natur. Hier war die Kunst schöpferisch, und ich zweifle nicht, daß ein griechischer Bildhauer, wenn er mit seinem ganzen Kunstsinn in Circassien gelebt hätte, nicht weniger weibliche Ideale gebildet haben würde. In den Tragikern finde ich wieder keine schöne Weiblichkeit, und eben so wenig eine schöne Liebe. Die Mütter, die Töchter, die Ehefrauen sieht man wohl, und überhaupt alle dem bloßen Geschlecht anhängigen Gestalten; aber die Selbstständigkeit der reinen menschlichen Natur sehe ich mit der Eigenthümlichkeit des Geschlechts nirgends vereinigt. Wo Selbstständigkeit

iſt, da fehlt die Weiblichkeit, wenigſtens die ſchöne. Von der Sappho kenne ich nur Ein Stück, aber das iſt ſehr ſinnlich. Hinter den Pythagoriſchen Frauen dürfte mehr ſtecken; hier ſcheint mir etwas Sentimentaliſches im Spiel zu ſeyn, und von dieſen war wenigſtens Geiſtigkeit zu erwarten, da in den andern entweder das Materielle überwiegt, oder das Moraliſche nicht weiblich iſt, wie z. B. der ſpartaniſche Bürgergeiſt und die Vaterlandsliebe.

Was auch an meinen Bemerkungen wahr ſeyn mag, ſo werden Sie mir doch geſtehen, daß es im ganzen griechiſchen Alterthum keine poetiſche Darſtellung ſchöner Weiblichkeit oder ſchöner Liebe giebt, die nur von fern an die Sacontala oder an einige moderne Gemälde in dieſer Gattung reichte. Goethe's Iphigenie, ſeine Eliſabeth im Götz von Berlichingen nähert ſich den griechiſchen Frauen, aber ſonſt keine von ſeinen edlen weiblichen Figuren, und ſelbſt ſeine ſchöne Seele *) iſt mir lieber. Auch Shakſpeare's Juliette, Fielding's Sophie Weſtern und andere übertreffen jede ſchöne Weiblichkeit im Alterthum weit.

*) S. die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele in Wilhelm Meiſters Lehrjahren.

208.

An Sophie Mereau.

Jena den 19. December 1795.

Sie haben mich mit den erſten Briefen Ihres Romans geſtern und heute recht angenehm überraſcht. Ich finde darin einen ſo ſchnellen und großen Fortſchritt, den Ihr Darſtellungstalent zu einer höhern Vollkommenheit gethan hat, daß ich Ihnen recht von Herzen dazu Glück wünſche. Dieſe Briefe ſind mit einer ſehr angenehmen Leichtigkeit und ſchöner Simplicität geſchrieben. Es iſt ſichtbar, wie ſehr Sie Ihres Stoffes ſind mächtig geworden, und wie Sie ſich durch eine glückliche Cultur vor manchen Fehlern, mit denen das noch nicht ausgebildete Talent gewöhnlich anfängt und oft lang genug zu kämpfen hat, zu befreien gewußt haben. Ich kann Ihnen nichts wünſchen, als auf dieſem Wege fortzufahren, in den Sie jetzt ſo glücklich eingetreten ſind.

209.

An Goethe.

Jena den 23. December 1795.

Für die Elegien danke ich ſchönſtens. Ich denke nicht, daß jetzt noch etwas darin ſeyn ſollte, was den Krittlern Gelegenheit geben könnte, über kleine Verſehen gegen den ſchönen Geiſt des Ganzen ſich zu verhärten.

Lorenz Stark iſt, wie mir Humboldt ſchrieb, ehemals zu einer Comödie beſtimmt geweſen, und nun zufälligerweiſe in die erzählende Form gegoſſen worden. Ein ziemlich leichter Ton empfiehlt es, aber es iſt mehr die Leichtigkeit des Leeren, als die Leichtigkeit des Schönen. Solchen Geiſtern, wie Herrn Engel, iſt das Platte ſo gefährlich, wenn ſie wahr und naiv ſeyn wollen. Aber die göttliche Plattitüde: das iſt eben der Empfehlungsbrief. —

Mit der Religieuse von Diderot weiſt mich Herder an Sie zurück; auch meint er, daß ſie entweder ſchon überſetzt ſey, oder mit andern Erzählungen von Diderot künftige Oſtern erſcheinen werde. Es ſcheint demnach für uns keine ſichere Entrepriſe zu ſeyn. — Der Himmel verlängere Ihnen jetzt nur die gute Laune, um den Roman zu endigen. Ich bin unglaublich geſpannt

auf die Entwicklung, und freue mich recht auf ein ordentliches Studium des Ganzen.

Das Glück, welches das kleine Gedicht: die Theilung der Erde zu machen scheint, kommt mit auf Ihre Rechnung; denn schon von Vielen hört' ich, daß man es Ihnen zuschreibt. Hingegen ist mir von Andern der literarische Sansculotism zugeschrieben worden. — Von der zu erwartenden Rezension der Horen durch Schütz hörte ich gestern, daß es Ernst damit sey, und daß wir sie in wenigen Wochen zu Gesicht bekommen werden. Ob ich sie noch im Manuscript zu lesen bekomme, zweifle ich, da ich mit Schütz seit einiger Zeit weniger Verkehr habe. Er hat aber doch dem jungen Schlegel den poetischen Theil derselben zu rezensiren aufgetragen, so wie auch die Unterhaltungen u. s. w., und dieser hat die Rezension, wie er mir heute schrieb, schon an Schütz gesendet.

210.

An Sophie Mereau.

Jena den 23. December 1795.

Der Fall, von dem Sie mir schreiben, ist das Schicksal vieler, die ihr Talent zu einer höhern

Thätigkeit bestimmte, und manche vorzügliche Fähigkeit geht dadurch für das Beste der Kunst und Wissenschaft verloren. Aber glauben Sie mir, wenn es möglich ist, sich aus einer solchen Lage zu reißen, dieses nur durch strenge Beharrlichkeit auf dem guten Wege und durch keine Abweichung von demselben, durch keine Nachgiebigkeit gegen den fehlerhaften Geschmack geschehen kann. Man glaubt oft mit der Quantität weiter zu kommen, als mit der Qualität; aber außerdem, daß man nur durch letztere sich selbst genug zu thun im Stande ist, so ist auch nur von dem Guten und nicht von dem Vielen ein wahrer äußerer Vortheil zu erwarten.

Ich gestehe, daß ich für Sie fürchtete, sobald ich von dem vorhabenden Journal erfuhr. Eine solche Unternehmung schien mir mehr nachtheilig für Sie, und ich konnte auch keinen äußern Vortheil davon für Sie erwarten, den Ihnen eine andere Art schriftstellerischer Beschäftigung, wobei Sie mit Muße und Liebe beharrten, nicht in einem viel höhern und für Sie selbst unendlich befriedigendern Grade gewährte. Sie haben keine Ursache zu zweifeln, Arbeiten, die auf diese Art entstanden und ausgeführt wurden, auch in demjenigen Sinne zu nutzen, wie jeder Schriftsteller jetzt die seinigen nutzt. Auch Ihre Wahl ist gar nicht begrenzt, da Sie außer Uebersetzungen, wel-

che die leeren Stunden füllen können, Ihre fröhlichen Momente poetiſchen Arbeiten in Verſen und Proſa, beſonders Erzählungen widmen können.

Zu dieſen Arbeiten ſtehen Ihnen mehrere Journale offen. Wieland wird Beiträge von Ihnen mit Vergnügen in den Merkur aufnehmen. Die Flora, eine Zeitſchrift für Frauenzimmer, wird Sie gern zur Mitarbeiterin haben, und was Sie mir für die Horen anbieten, werd' ich eben ſo bereitwillig aufnehmen. Der Vortheil von dieſen verſchiedenen Journalen iſt zwar nicht gleich, aber es iſt auch nicht nöthig, daß die Arbeiten gleich ſind.

211.

An Goethe.

Jena den 25. December 1795.

Hier einen kleinen Beitrag zu der Interpretation des Mährchens. Er iſt mager genug, da Sie mir mit dem Beſten ſchon zuvorgekommen ſind. In dergleichen Dingen erfindet die Phantaſie ſelbſt nicht ſo viel, als die Tollheit den Menſchen wirklich ausheckt; und ich bin überzeugt, die ſchon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken überſteigen. — Eben ſendet mir Wolf

mann ein selbstverfertigtes Trauerspiel und eine Operette. — Ich hab' es noch nicht angesehen, werde Ihnen aber, wenn Sie hier sind, hoffentlich allerlei davon zu erzählen haben.

212.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 25. December 1795.

Wie freut es mich, daß Sie mit meiner Arbeit *) zufrieden sind, und daß wir auch hier, nicht blos im Ganzen, sondern vorzüglich in gewissen einzelnen Parthien so sehr zusammen stimmen. Mir ist diese Arbeit viel näher liegend, als manche andere; sie scheint mir in einem höhern Grade mein zu seyn, sowohl des Gedankens wegen, als wegen seiner Anwendung auf mich selbst. Auch hat sie dadurch etwas Wohlthuendes für den Geist, weil sie zu den Abstractionen auch die Erfahrungen giebt, und dadurch subjectiv etwas Ganzes leistet.

*) Ueber naive und sentimentalische Dichtung; in Schiller's Werken. Bd. 8. Abth. 2. S. 43 u. f.

Sie wünschen, daß ich der naiven Dichtung eine größere Ausführung gegeben haben möchte. Es wäre auch gewiß geschehen, wenn ich nur vorher selbst gewußt hätte, daß ich die Ausführung der sentimentalischen so weit treiben würde. Aber der erste Aufsatz war schon abgeschickt, eh' ich recht wußte, wie viel Stoff mir der zweite geben würde. Beide Aufsätze beziehen sich mehr durch einen natürlichen Instinct in mir, als durch einen absichtlich entworfenen Plan auf einander, zu welchem es mir ganz und gar an Muße fehlte. Indeß werden Sie doch gefunden haben, daß in dem zweiten Aufsatz Manches in Rücksicht auf die naive Dichtung nachgeholt ist, und im dritten wird dieses vielleicht noch mehr der Fall seyn.

Auf Ihr Bedenken hab' ich Folgendes zu antworten. Es scheint aus Ihrem Anstoße zu erhellen, daß Sie den Gattungsbegriff der Poesie, der allerdings Individualität und Identität vereinigt fordert, zu sehr schon in die Arten legen. Ich betrachte diese letztern mehr als die Grenzen des erstern, Sie scheinen solche mehr wie verschiedene Ausführungen desselben anzusehen. So viel ist aber gewiß, daß die naive Poesie einen begrenzten Gehalt, die sentimentalische eine weniger vollkommene Form hat. Freilich nimmt jede in demselben Grade mehr von dem Vorzug der andern an, als sie dem absoluten Dichtungsbegriff

ſich mehr annähert und den Artscharacter mehr ablegt. Da ich aber dieſen gerade ſtreng unterſcheiden wollte, ſo mußte ich das größere Gewicht auf die negative legen; ich mußte mehr von dem abſtrahiren. was in einer jeden Art der Gattung angehört, um auf dasjenige aufmerkſam zu machen, wodurch ſie der Gattung entgegengeſetzt iſt. Naive Poeſie verhält ſich zur ſentimentaliſchen (wie auch geſagt worden) wie naive Menſchheit zur ſentimentaliſchen. Nun werden Sie aber gewiß nicht in Abrede ſeyn, daß die bloß naive Menſchheit den Gehalt für den Geiſt nicht hat, welchen die ſentimentaliſche, in der Cultur begriffene beſitzt, und daß dieſe in der Form, in dem Gehalt für die Darſtellung, der erſtern nicht gleichkommt. Deswegen iſt die letztere, wenn ſie ſich vollendet hat, ſo weit über die erſtere erhaben. Hat ſie ſich aber vollendet, ſo iſt ſie nicht mehr ſentimentaliſch, ſondern idealiſch: welches beides Sie, vielleicht durch meine eigene Veranlaſſung, zu ſehr für eins nehmen. Die ſentimentaliſche wird von mir nur als nach dem Ideal ſtrebend vorgeſtellt (dies iſt in der dritten Abtheilung am beſtimmteſten ausgeführt), daher ich ihr auch in effectu weniger Poetiſches zugeſtehe, als der naiven. Sie iſt auf dem Wege zu einem höhern poetiſchen Begriff, oder die naive hat einen nicht

so hohen wirklich erreicht, ist also, der That nach, poetischer.

Wir müssen also hier sorgfältig die Wirklichkeit von dem absoluten Begriffe scheiden. Dem Begriff nach ist die sentimentalische Dichtkunst freilich der Gipfel, und die naive kann mit ihr nicht verglichen werden; aber sie kann ihren Begriff nie erfüllen, und erfüllte sie ihn, so würde sie aufhören, eine poetische Art zu seyn. Der Wirklichkeit nach ist es aber eben so gewiß, daß die sentimentalische Poesie, qua Poesie, die naive nicht erreicht.

Ich muß Sie hier an Ihren eignen Begriff von den Geschlechtern und deren Verhältniß zur geschlechtslosen Menschheit erinnern. Gegen die Frau betrachtet, ist der Mann mehr ein bloß nützlicher Mensch, aber ein Mensch in einem höhern Begriff; gegen den Mann gehalten, ist die Frau zwar ein wirklicher, aber ein weniger gehaltreicher Mensch. Weil aber beide doch in concreto Menschen sind, so sind sie, jedes in seinem vollkommensten Zustande betrachtet, zugleich formaliter und materialiter sich gleicher. Giebt man aber die specifischen Unterschiede an, wie ich in beiden Dichtungsarten thun wollte, so wird man den Mann immer durch einen höhern Gehalt und eine unvollkommenere Form, die Frau durch einen niedrigern Gehalt, aber eine vollkom-

menere Form unterſcheiden. Sie ſelbſt ſagen in einem Ihrer Aufſätze: »Die Frau könne innerhalb ihres Geſchlechtes, der Mann nur mit Aufopferung ſeines Geſchlechts wahrer Menſch werden.« Daſſelbe ſage ich auch in Rückſicht auf beide Dichtungsarten. Die ſentimentaliſche Poeſie iſt zwar conditio sine qua non von dem poetiſchen Ideal, aber ſie iſt auch ein ewiges Hinderniß deſſelben. Die naive Poeſie hingegen ſtellt die Gattung reiner, obgleich auf einer niedrigern Stufe dar. Um endlich auch die Erfahrung zu befragen, ſo werden Sie mir eingeſtehen, daß kein griechiſches Trauerſpiel dem Gehalt nach ſich mit demjenigen meſſen kann, was in dieſer Rückſicht von Neuern geleiſtet werden kann. Eine gewiſſe Armuth und Leerheit wird man immer daran zu tadeln finden, wenigſtens iſt dies mein immer wiederkehrendes Gefühl. Homer's Werke haben zwar einen hohen ſubjectiven Gehalt (ſie geben dem Geiſt eine reiche Beſchäftigung), aber keinen ſo hohen objectiven (ſie erweitern den Geiſt ganz und gar nicht, ſondern bewegen nur die Kräfte, wie ſie wirklich ſind). Seine Dichtungen haben eine unendliche Fläche, aber keine ſolide Tiefe. Was ſie an Tiefe haben, das iſt ein Effect des Ganzen, nicht des Einzelnen; die Natur im Ganzen iſt immer unendlich und grundlos.

Ich weiß nicht, ob wir hier von den Antiken reden dürfen, welche freilich ideal, aber sinnlich ideal sind, welches ich sehr von dem absoluten Ideal unterscheide, das in keiner Erfahrung kann gegeben werden, und nach welchem der sentimentale Dichter strebt. Die Poesie geht, dem Gehalt nach, unendlich weiter als die bildende Kunst. Auch möchte ich die Ideale der letztern in Vergleichung mit den Idealen jener mehr formale, als materiale nennen. Das Unendliche in der Form ist ihr Gehalt, und so gehören die plastischen Ideale noch ganz in das naive Gebiet, denn das sentimentalische liegt völlig außerhalb der Sinnenwelt. So wenig ich in der Erfahrung naive Poesien finden kann, die dem Gehalte nach ein Unendliches wären, so wenig kann ich sentimentalische auffinden, die es der Form nach wären, und ist es überhaupt nur ohne Widerspruch möglich? Kann das sinnlich Erscheinende unendlich seyn, kann das Unendliche erscheinen? Nur indem sie den Gedanken von der Empfindung trennt, kann die Vernunft jenen in's Absolute hinüberführen, nur indem die Vernunft alles Empirische verläßt, kann sie als Vernunft sich äußern. Das Ideal entsteht ja auch, logischer Weise, nur durch Abstraction von aller Erfahrung, und mit dieser wird ja der naive Character aufgehoben. Ist aber die Erzeugung des Ideals nur durch Abstraction

von aller Erfahrung möglich, wie ſoll es Erfahrung werden? Das griechiſche plaſtiſche Ideal iſt zwar auch durch eine Abſtraction erzeugt, aber nur durch eine Abſtraction von beſtimmten Erfahrungen, nicht von aller Erfahrung, und das iſt ein unendlicher Unterſchied. Jenes hat auch Homer in ſeinen Dichtungen ausgeübt, aber nicht dieſes. Er hat Verſtandes- aber keine Vernunft-Ideale.

P. S. Der Kopf iſt mir durch ein ſtrenges Hinſehen auf meine Arbeit ſo angeſpannt, daß ich es dem Zufall überlaſſen muß, ob das hier Geſagte Ihnen meine Gedanken klar machen wird. Zu Auflöſung von Zweifeln iſt der Dialog faſt unentbehrlich; eine Viertelſtunde würde uns wahrſcheinlich im Geſpräch verſtändigen. Vielleicht löſt mein dritter Aufſatz Ihre Bedenklichkeiten ganz; wenigſtens will ich erſt erwarten, was dieſer für eine Wirkung haben wird.

Eine Deduction beider Dichtungsarten aus dem Begriff der Poeſie, und die Deduction dieſes Begriffs ſelbſt würde mich doch zu lange in dem Felde meiner jetzigen Unterſuchung verweilen, und es ließe ſich, da Alles mit Allem zuſammenhängt, nicht voraus berechnen, wie weit ſolche mich führen würde. Dem Inhalte nach iſt ſie ſowohl in meinen Briefen über äſthetiſche Erziehung als in den gegenwärtigen Aufſätzen gegeben. Was

auf die Aufsätze öffentlich erfolgen wird, bin ich wirklich begierig. Still gehen sie nicht durch die Welt, und ihre größere Deutlichkeit erlaubt auch, daß man sich darauf einläßt. —

Schlegel ist seit vierzehn Tagen wieder hier, und mit einer weitläuftigen Rezension des Voßischen Homer's beschäftigt, wovon ich, was fertig ist, gelesen und sehr befriedigend gefunden habe. Voß kann gar nicht sehr davon erbaut werden, denn es wird ihm bewiesen, daß er den Homer erstaunlich modernisirt habe.

Ihre Bekenntnisse über Sie selbst, mein liebster Freund, möcht' ich Ihnen gern in einem eignen Briefe beantworten. So viel nur für jetzt. Ich bin überzeugt, was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frei Bildende und der zuvoreilende Einfluß der Critik über die Erfindung, welcher für die letztere immer zerstörend ist. Ihr Subject wird Ihnen zu schnell Object, und doch muß alles auch im Wissenschaftlichen nur durch das subjective Wirken verrichtet werden. In diesem Sinne würd' ich Ihnen natürlich die eigentliche Genialität absprechen, von welcher Sie doch in einer andern Rücksicht wieder so Vieles haben. Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen sogenannten Begriffsmenschen, Wissern und Speculatoren — und

wieder eine ſolche Cultur, die ich allen genialiſchen Naturkindern entgegenſetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher ſicher nicht auf dem Wege der Production, ſondern des Urtheils und des Genuſſes; weil aber Genuß und Urtheil in dem Sinne und in dem Maße, deſſen beide bei Ihnen fähig ſind, ſchlechterdings nicht ausgebildet werden können, ohne die Energie und Rüſtigkeit, zu der man nur durch den eigenen Verſuch und durch die Arbeit des Producirens gelangt, ſo werden Sie, um ſich zu einem vollkommen genießenden Weſen auszubilden, das eigene Produciren doch nie aufgeben dürfen. Ihnen iſt es aber nur ein Mittel, ſo wie dem productiven Gemüth die Critik u. ſ. w. nur ein Mittel iſt. Das iſt es, lieber Freund, was ich von der Anſchauung, die ich von Ihnen habe, mir ſogleich klar machen kann. Sehen wir einander wieder, ſo werden wir beſtimmter und ausführlicher darüber ſeyn können.

213.

An Goethe.

Jena den 29. December 1795.

Der Gedanke mit den Xenien iſt prächtig, und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute ſchickten, haben mich ſehr ergötzt, beſonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünſtigen einen guten Einfall gleich beſſer. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müſſen, und welcher reichliche Stoff findet ſich da! Sobald wir uns nur ſelbſt nicht ganz
113. ſchonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergiſche Sippſchaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphyſiſche Welt, mit ihren Ich's und Nicht-Ich's, Freund Nicolai, unſer geſchworner Feind, die Leipziger Geſchmacksherberge, Thümmel, Göſchen als ſein Stallmeiſter, u. d. gl. dar! —

Geſtern empfing ich die abgedruckten Bogen von den ſentimentaliſchen Dichtern, welche alſo auch noch in der großen Rezenſion in der Literaturzeitung mit begriffen werden können. Die Rezenſion wird ſehr groß werden, da allein der poetiſche Theil mehr als ein ganzes Zeitungsblatt

füllen soll. Auch ich arbeite Einiges daran. So z. B. ist mir der Archenholzische Aufsatz im letzten Stück zur Rezension übergeben, weil Schütz sonst nicht fertig wird. Diese Rezension wird also eine rechte Harlekins-Jacke werden.

Woltmann's Trauerspiel ist erbärmlich, und in keiner Rücksicht brauchbar; ein Ding ohne Character, ohne Wahrscheinlichkeit, ohne alle menschliche Natur. Erträglicher noch ist die Operette, obgleich nur gegen das Trauerspiel erträglich.

Haben Sie eine Zoonomie, die Hofrath Brandis herausgegeben? Ihre Schrift über die Metamorphose der Pflanzen ist darin mit großer Achtung behandelt. Aber lächerlich ist's, daß, weil Ihr Name vor dem Buche steht, und Sie Romane und Trauerspiele geschrieben, man schlechterdings auch daran erinnert werden muß. »Ein neuer Beweis,« meint der Freund, »wie günstig der Dichtergeist auch für wissenschaftliche Wahrheit sey.«

Auf Ihre baldige Hieherkunft freue ich mich nicht wenig. Wir wollen wieder einmal alles recht durch einander bewegen. Sie bringen wohl Ihren jetzigen »Strickstrumpf,« den Roman, auch mit? Und dann soll es auch heißen: nulla dies sine epigrammate. — Sie sprechen von einer so großen Theurung in der Theaterwelt. Ist Ihnen nicht schon der Gedanke gekommen, ein

Stück von Terenz für die neue Bühne zu versuchen? Die Adelphi hat ein gewisser Romanus schon vor dreißig Jahren gut bearbeitet, wenigstens nach Lessing's Zeugniß. Es wäre doch in der That des Versuches werth. Seit einiger Zeit lese ich wieder mehr in den alten Lateinern, und der Terenz ist mir zuerst in die Hände gefallen. Ich übersetzte meiner Frau die Adelphi aus dem Stegreif, und das große Interesse, daß wir daran genommen, läßt mich eine gute Wirkung erwarten. Gerade dieses Stück hat eine herrliche Wahrheit und Natur, viel Leben im Gange, schnell decidirte und scharf bestimmte Charactere, und durchaus einen guten Humor.

Der Theaterkalender enthält gewaltig viel Namen und blutwenig Sachen. Ich für mein Theil bin übrigens gut weggekommen; aber in welcher Gesellschaft erblickt man sich da! Ihnen wird ein Julius Cäsar großmüthig zugeschrieben, den Sie dem Publikum wohl schuldig bleiben werden.

214.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 4. Januar 1796.

Sie haben mir in Ihren neueſten Briefen ſo vielen Stoff zum Nachdenken gegeben, daß ich Ihnen in meinen Antworten kaum in gleichem Verhältniß werde nachkommen können. Beſonders iſt die Frage: »inwiefern die individuell beſtimmte Geiſtesform ſich mit Idealität vertrage?« ſo wie auch der Satz: »daß die Ausbildung des Individuums nicht ſowohl in dem vagen Anſtreben zu einem abſoluten und allgemeinen Ideal, als vielmehr in der möglichſt reinen Darſtellung und Entwicklung ſeiner Individualität beſtehe,« von äußerſter Wichtigkeit. Ich werde darüber nachdenken, und was mir klar wird, Ihnen ſchreiben. So viel iſt mir in Rückſicht auf das erſte jetzt ſchon klar, »daß jede Individualität in dem Grade idealiſch iſt, als ſie ſelbſtſtändig iſt, d. h. als ſie innerhalb ihres Kreiſes ein unendliches Vermögen einſchließt, und dem Gehalt nach alles zu leiſten vermag, was der Gattung möglich iſt.« Doch ich kann jetzt nicht mehr darüber ſagen; denn Goethe, der bei uns iſt, macht mir zu viel Lärm, und von einem Aderlaſſe, den ich heute vorgenommen, iſt mir der Kopf eingenommen.

P. S. Was Sie mir von dem Almanach schrieben, war mir sehr angenehm; denn daß mit Begierde danach gegriffen wird, ist alles, was ich verlange. Diese Stimmung des Publikums macht doch die Existenz solcher Werke möglich; auf den innern Character der Producte soll das Urtheil der Majorität, hoff' ich, bei mir nie einen Einfluß haben. Es ist mein ernstlicher Vorsatz, des Almanachs mich mit allen Kräften anzunehmen, und selbst das, was ich in diesen Tagen vornehme, dürfte ihm wahrscheinlich zufallen. In diesem Jahre werd' ich, außer einigen leichten Anmerkungen zu der Schrift der Frau v. Stael, und außer der Rezension des Meisters, an welche ich etwas wenden will, mich ganz der Poesie ergeben. —

Seitdem Goethe hier ist, haben wir angefangen, Epigramme von einem Distichon im Geschmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig, und wenn wir etliche hundert fertig haben, so soll sortirt und etwa einhundert für den Almanach beibehalten werden. — Man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird gierig danach greifen, und an recht guten Einfällen kann es natürlicher Weise unter einer Zahl von hundert nicht fehlen. Ich zweifle, ob man mit

einem Bogen Papier, den ſie etwa füllen, ſo viele Menſchen zugleich in Bewegung ſetzen kann, als dieſe Xenien in Bewegung ſetzen werden.

So eben iſt Schütz von mir gegangen, und was er mir von der unter Händen habenden Rezenſion der Horen ſagte, befreit mich, und wahrſcheinlich auch Sie, von einem großen Theil unſrer Beſorgniſſe. Für's erſte hat Schlegel nicht nur alle Gedichte, ſondern auch alle äſthetiſchen Aufſätze zur Rezenſion bekommen. — Für's zweite hat er mir verſichert, daß der Halliſchen Annalen nicht erwähnt werden ſolle, und daß er ſowohl die Würde der Horen als der Literaturzeitung zu ſehr reſpectirte, um ſich ihrer gegen den Halliſchen Rezenſenten anzunehmen. Allgemeiner ſarkaſtiſcher Winke, wie er ſagt, hab' er ſich bedient, und dieſes Vergnügen wollen wir ihm auch gönnen. Da ich ihn nicht geſpannt und verlegen, ſondern ziemlich degagirt fand, ſo ſchließe ich auch, daß er in Rückſicht auf unſere philoſophiſchen Aufſätze ein gutes Gewiſſen haben muß, obgleich er mir darüber nichts ſagte. Er ſpricht auch von einer großen Länge der Rezenſion, und mich freut, daß er hierin einigen Muth beweiſt, da man gerade die Länge der erſten ſo wenig hat verzeihen können. Er offerirte mir, ob ich die Schlegel'ſche Rezenſion erſt im Manuſcript ſehen wolle, welches ich nicht nöthig fand. Sein eigenes Mach-

werk hat er mir nicht zu zeigen offerirt, und ich wollte durch eine solche Motive ihm kein Mißtrauen zeigen. Vielleicht schickt er mir es aber doch noch zu; denn es erscheint erst auf dem zweiten Zeitungsbogen, wie ich vermuthe, da er die Aufsätze nicht nach den Monatsstücken, sondern unter den drei Rubriken: poetische, philosophische und historische Aufsätze durchgeht.

215.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 9. Januar 1796.

Für unsre Correspondenz ist seit vierzehn Tagen eine üble Zeit gewesen, und sie möchte wohl noch eine Woche dauern. In der ersten Zeit drängte mich der Schluß meiner Abhandlung *), welche ohne Barmherzigkeit fertig werden mußte, und doch nicht übereilt werden durfte. Nachher kam Graf Burgstall aus Copenhagen, mit mächtigen Empfehlungen versehen, dem ich viel Aufmerksamkeit beweisen mußte, und blieb einige Tage. Alsdann erschien Goethe, der mir alle Abend-

*) Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

ſtunden nimmt, und ſeit etlichen Tagen iſt Herr v. Funk hier, dem ich mich auch nicht entziehen kann, und auch nicht mag, da ich ihn gern habe. Ich habe ſeit faſt zehn Tagen nichts gearbeitet, wollte es auch nicht, und die übrige Zeit hat mir die Verſendung der Horen und des Almanachs, nebſt einer Menge öfters läſtiger, aber nothwendiger Briefe an Engel, Bürde, nach Erfurt, Dänemark, Stuttgart, Tübingen, an Archenholz, Schlegel, Langbein u. A. weggenommen. Urtheilen Sie nun ſelbſt, ob ich für unſre Correſpondenz, bei der ich ſo gern mit ganzer Seele gegenwärtig bin, Zeit übrig behielt. Mit meiner Geſundheit geht es übrigens ganz erträglich, und ich bin mit dem Winter ungleich beſſer, als mit dem Sommer zufrieden.

Die erſte Abtheilung der Rezenſion der Horen haben Sie nun wahrſcheinlich ſchon geleſen. Sie enthält viel Gutes und Gedachtes, und es iſt gar keine Frage, daß wir lange hätten ſuchen müſſen, um einen beſſern Beurtheiler zu finden; aber befriedigt hat ſie mich doch nicht ganz. — Indeſſen iſt Schlegel übereilt worden, und ich wundre mich, daß er in der kurzen Zeit, die ihm gelaſſen wurde, ſo viel geleiſtet hat. Mit ſeinen Critiken, den Versbau betreffend, werden Sie auch wohl nicht durchaus einig ſeyn. Goethe hat zwar auch vieles gegen die Rezenſion einzuwenden, be-

sonders in Rücksicht auf das, was an seinen Versen getadelt wird; im Ganzen aber ist er sehr wohl damit zufrieden. —

Daß der Aufsatz über das Naive Eingang zu finden scheint, ist mir des folgenden Aufsatzes wegen, gar nicht unlieb zu vernehmen. Es ist immer etwas für mich gewonnen, wenn man nur mit einem guten Vertrauen zu den sentimentalischen Dichtern kommt. Auch der dritte Aufsatz wird interessiren. Nachdem ich darin die beiden Abwege naiver und sentimentaler Poesie aus dem Begriff einer jeden abgeleitet, und bestimmt, alsdann zwei herrschende Grundsätze, welche das Platte und das Ueberspannte begünstigen, geprüft habe (der eine ist, daß die Poesie zur Erholung, der andere, daß sie zur Veredlung diene), so trenne ich von beiden Dichtercharacteren das Poetische, was sie verbindet, und erhalte dadurch zwei einander ganz entgegengesetzte Menschencharactere, die ich den Realism und den Idealism nenne, welche jenen beiden Dichtungen entsprechen, und nur das prosaische Gegenstück davon sind. Ich führe diesen Antagonism durch das Theoretische und Practische umständlich durch, zeige das Rohe von beiden, so wie das Mangelhafte. Von da gehe ich zu den Carricaturen desselben, d. h. zu der groben Empirie und Phantasterei über, womit die Abhandlung schließt.

Es ſind alſo drei Gradationen von einem jeden Character aufgeſtellt, und es zeigt ſich, daß die Spaltung zwiſchen beiden immer größer wird, je tiefer ſie herabſteigen.

Naiver Dichtergeiſt, Sentimentaliſcher Dichtergeiſt,

welche beide darin übereinkommen, daß ſie aus dem Menſchen ein Ganzes machen, wenn gleich auf ſehr verſchiedene Weiſe.

Realism, Idealism,

welche darin übereinkommen, daß ſie ſich an das Ganze halten, und nach einer abſoluten Nothwendigkeit verfahren, daher ſie in den Reſultaten gleich ſeyn können.

Empirism, Phantaſterei,

welche blos in der Geſetzloſigkeit übereinkommen, die bei dem Empirism in einer blinden Naturnöthigung, bei der Phantaſterei in einer blinden Willkühr beſteht.

Ich hoffe, daß Sie dieſe hier roh hingeworfenen Ideen mit ſorgfältiger Strenge ausgeführt finden ſollen. Da ich ſelbſt ein Idealiſt bin, ſo mußte ich mich ſehr objectiv machen, um ein entſcheidendes Urtheil in dieſer Sache zu haben. Aber ich bin überzeugt, daß mir in dieſem Punkt keine Menſchlichkeit begegnet iſt. Goethe, als ein

§. 112.
ganz verhärteter Realist, hat mir folgen können, und mich auch gefaßt.

216.

An Goethe.

Jena den 21. Januar 1796.

Sie haben mich mit dem reichen Vorrath der Xenien, den Sie geschickt haben, recht angenehm überrascht. Die den Newton betreffen, werden Sie zwar auch durch den Stoff kenntlich machen, aber bei dieser gelehrten Streitsache, die keinen Lebenden betrifft, hat dies auch nichts zu sagen. — Denken Sie darauf, Reichardt, unsern soi-disant Freund, mit einigen Xenien zu beehren. Ich lese eben eine Rezension der Horen in seinem Journal Deutschland, wo er sich über die Unterhaltungen und auch noch andere Aufsätze schrecklich emancipirt hat. Die Aufsätze von Fichte und Woltmann sind beide in einem weitläuftigen Auszuge mitgetheilt und als musterhaft vorgestellt. Das fünfte Stück (das schlechteste von allen) ist als das interessanteste erwähnt, Voß'ens Gedichte, der Rhodische Genius von Humboldt sehr herausgestrichen, und was des Zeugs mehr ist. Es ist durchaus

mit einem, nicht genug verhehlten Ingrimm geschrieben. Als das wichtigste Werk der neuen deutschen Literatur wird Heinse's weitläuftig, doch hab' ich nicht gelesen, wie? beurtheilt.

217.

An Goethe.

Jena den 22. Januar 1796.

Hier eine kleine Lieferung von Epigrammen. Was Ihnen darunter nicht gefällt, lassen Sie nur gar nicht abschreiben. Es geht mit diesen kleinen Späßen doch nicht so rasch, als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen lassen. Ich zweifle deswegen, ob ich, bei meinem Müssiggange, Ihnen so weit vorkommen werde, als Sie denken; denn in die Länge geht es doch nicht, ich muß mich zu größern Sachen entschließen, und die Epigramme auf den Augenblick ankommen lassen. Doch soll kein Posttag leer seyn, und so rücken wir doch in vier, fünf Monaten weit genug vor. —

Ihre Epigramme im Almanach machen groſſes Glück, wie ich immer auf's neue in Erfahrung bringe, und bei Leuten, von deren Urtheil man keine Schande hat. Daß der Almanach in Weimar neben den Emigrirten und den Hundspoſttagen noch aufkommen kann, iſt mir ſehr tröſtlich zu vernehmen.

218.

An Goethe.

Jena den 24. Januar 1796.

Für einen Schriftſteller, der mit der Cataſtrophe eines Romans, mit tauſend Epigrammen und zwei weitläufigen Erzählungen aus Italien und China beſchäftigt iſt, haben Sie dieſe nächſten zehn Tage ganz leidliche Zerſtreuungen. Aber was Ihnen die Zeit nimmt, giebt ſie Ihnen dafür wieder an Stoff, und am Ende ſind Sie weiter gekommen, als ich, der ſeine Gegenſtände aus den Nägeln ſaugen muß. — Woltmann war geſtern drei Stunden lang allein bei mir, und ich hab' es glücklich durchgeſetzt, daß von den zwei Theaterſtücken keine Sylbe geſprochen wurde. Er war übrigens ſehr artig und freigebig an Lob über Ihre und meine Arbeiten — ohne

doch ein Fünkchen Barmherzigkeit bei mir, seines Stücks wegen, zu erwecken. — Hier wieder einige Xenien, daß die Observanz nicht verletzt wird.

219.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 25. Januar 1796.

Woltmann sagte mir, daß eine ganz saft- und kraftlose Rezension des Reineke Fuchs *) jetzt für die Literaturzeitung eingeschickt worden. Ich zweifle nicht, daß man Goethe'n und mir zu lieb sie wirklich unterdrücken wird, wenn ich eine andere verspreche. Aber so gern ich diese Arbeit übernehme, und so sehr es mich reuet, daß ich nicht schon in meinem Aufsatz über das Naive mich förmlich darüber herausgelassen habe, so wissen Sie doch, lieber Freund, daß ich jetzt von meiner poetischen Activität mich nicht wohl zerstreuen kann. Ich gäbe daher sehr viel darum, wenn Sie an meiner Statt diese Arbeit übernähmen. Ich würde dann, da wir in unsern kriti-

*) S. dies Gedicht in Goethe's Werken. Bd. 40. S. 5 u. f.

schen Grundsätzen so sehr harmoniren, die Rezension, als die meinige, in die Literaturzeitung geben. Wollten Sie das nicht, so könnte sie, was noch besser wäre, zu einem Aufsatz für die Horen dienen. Da der Reineke Fuchs, wenn man gerecht seyn will, das beste poetische Product ist, was seit so vielen Jahren in Umlauf gekommen ist, und sich mit Recht an die ersten Dichterwerke anschließt, so ist es in der That horribel, daß er so schlecht behandelt werden soll. Goethe weiß von meiner Idee nichts, und ich werde ihm auch nicht eher etwas davon sagen, als wenn sie schon ganz ausgeführt ist. Aber ich betrachte es als meine eigene Angelegenheit, zu machen, daß man entweder eine andere Meinung davon bekomme, oder sich doch derjenigen schäme, die man davon hat. — Sie werden vielleicht wissen wollen, was ich jetzt treibe. Aber ich bin noch sehr unbestimmt, und habe seit mehrern Wochen fast nur mit Phantasien gespielt. Es könnten auch wohl noch mehrere Wochen verlaufen, eh' ich mich wieder recht gefunden habe.

Der Almanach macht auch in Weimar viel Glück, und meine Sachen finden viel Eingang. Gekauft wird er hier zu Lande auch sehr. Die Horen hat Wieland gar nicht lesen wollen. Er soll gesagt haben, daß der nicht sein Freund

ſey, der ihn mit dem, was darin gegen ihn geſagt ſey, bekannt mache.

220.

An Goethe.

Jena den 31. Januar 1796.

Für unſre Xenien haben ſich allerlei Ideen, die aber noch nicht ganz reif ſind, bei mir entwickelt. Ich denke auch, daß wenn Sie etwa zu Ende dieſer Woche kommen, Sie ein Hundert und drüber finden ſollen. Wir müſſen die guten Freunde in allen erdenklichen Formen verfolgen, und ſelbſt das poetiſche Intereſſe fordert eine ſolche Varietät innerhalb unſers ſtrengen Geſetzes, bei einem Monodiſtichon zu bleiben. Ich habe dieſer Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch ſchon zum Theil ausgeführt ſind; eben ſo in der Nekromantie, um die verſtorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduction Newton's in der Unterwelt — wir müſſen auch hierin unſre Arbeiten in einander verſchränken. W.

221.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 1. Februar 1796.

Ich bin, was den Inhalt unſerer Briefe betrifft, in einem ſo großen Rückſtand gegen Sie, daß ich über die Zahlung ordentlich erſchrecke. Alle meine Verlegenheit wäre gehoben, wenn ich dieſe Zahlung nur mündlich leiſten könnte, aber es geht mir mit der Feder oft ſonderbar. Bin ich einmal im Gange, wie ich es in dieſem Sommer und Herbſt war, ſo kann ich unter laſtenden Geſchäften große Briefe ſchreiben, ohne an den Mechanismus zu denken. Bin ich aber, ſo wie jetzt, aus dieſem Mechanismus heraus, ſo erſchrickt der Gedanke vor dem weiten Weg, den er hat, um zu dem Andern zu gelangen.

— O ſchlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Abſterben muß, der Seele zu erſcheinen;
Den treuen Spiegel gieb mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt, und Ganzes wiederſcheint.

Dieſe, in meinem Don Carlos einſt befindliche, aber reducirte Stelle, drückt einigermaaßen

aus, was ich jetzt in gewiſſen Momenten fühle, wenn ich Ihnen ſchreiben will. Der zufällige Umſtand, daß ich noch immer in keiner beſtimmten Arbeit begriffen bin, ſondern ſpielend von Bild zu Bild, und von einem epigrammatiſchen Gedanken zu einem andern überſpringe, trägt vollends dazu bei, mir für jetzt alle Spitze und Beharrlichkeit zu nehmen.

Nach dem, was Sie mir in Anſehung des realiſtiſchen und idealiſtiſchen Characters ſchreiben, wird meine Abhandlung Sie weniger überraſchen, aber auch deſto gewiſſer befriedigen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir über dieſes Symbolum in allen ſeinen Zweigen einig ſeyn werden. Aber ich leugne nicht, daß ich bei dieſem letzten Aufſatz den Wunſch und die Abſicht nicht ganz unterdrücken konnte, auch auf Andere zu wirken, und gewiſſen Leuten zu zeigen, daß ich mich, wenn es darauf ankommt, auch aus meiner eigenen Species heraus in einen höhern Standpunct verſetzen kann. Es lag mir daran, dieſen Leuten zu zeigen, daß wenn ihre Art mir auch unterſagt, ſie doch nicht fremd für mich iſt, und daß ich einen nothwendigen und unwillkührlichen Effect meiner Natur durch die Reflexion, die ich darüber angeſtellt, gewiſſermaaßen in meine Wahl verwandelt habe. Und zwar iſt dieſes ein Vortheil, den nur der Idealiſt hat, denn der Realiſt kann

gegen den Idealiſten ſchlechterdings niemals gerecht ſeyn, weil er ihn niemals begreifen kann.

Daß Sie ſich in Beurtheilung des Character-Werthes ſo ernſtlich und nachdrücklich gegen das Allgemeine erklären, und für die Individualität und das Characteriſtiſche ſtreiten, erfreut mich ungemein. Auch halten Sie dieſe Idee in jeder Anwendung ſo feſt, daß man überzeugt wird, wie ſehr Sie ſich derſelben bemächtigt haben. Sie iſt von einer unabſehbaren Conſequenz für alles Moraliſche und Aeſthetiſche, und um nur eine einzige Anwendung davon zu berühren, ſo läßt ſich das Ideal einer (ſentimentaliſchen) Idylle ohne eine Vorausſetzung derſelben gar nicht faſſen. Denn hier gerade iſt der Fall, wo die Discrepanz der Charactere ihrer innern Unendlichkeit keinen Eintrag thun darf, und wo Götter (in Plural) neben einander ſtehen müſſen, da es, nach der entgegengeſetzten Meinung, nur eine Gottheit, aber keine Götter giebt. Sie ſollten Ihrer Idee in einer ausführlichern Characteriſtik der griechiſchen Götter-Ideale, wozu Sie in Ihren Aufſätzen ſchon den Anfang gemacht, weiter nachgehen. Ich glaube, daß das äſthetiſche Ideal ſich eben darin von dem moraliſchen Ideal unterſcheidet, daß jenes in einer Mannigfaltigkeit von Exemplaren, dieſes hingegen nur in einem einzigen kann realiſirt werden.

Körner ſchreibt mir heute, daß er ganz beſtimmt entſchloſſen ſey, mich auf den Mai zu beſuchen. Vielleicht trifft es ſich, daß Sie zu der Zeit auch hier ſeyn können. — Acht Tage bleibt Körner gewiß. Ich ſoll ihm ein Logis ausfindig machen; da er aber mit zwei Kindern kommt, ſo wage ich es nicht, Sie um Abtretung Ihres Logis für ihn zu bitten. Sollten Sie indeß nichts dagegen haben, ſo würde es mir lieb ſeyn, es ihm verſchaffen zu können. Es verſteht ſich, daß Sie hierin der Freundſchaft für ihn oder mich durchaus kein Opfer bringen dürfen; denn ein Logis findet ſich ja doch auf jeden Fall.

Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal ſchrieb, haben ſich nunmehr zu einem wirklich intereſſanten Product, das in ſeiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin abſichtlich ſo in einander verſchränken, daß uns Niemand ganz aus einander ſcheiden und abſondern ſoll. Bei einem ſolchen gemeinſchaftlichen Werk iſt natürlicher Weiſe keine ſtrenge Form möglich; alles, was ſich erreichen läßt, iſt eine gewiſſe Allheit, oder lieber Unermeßlichkeit, und dieſe ſoll das Werk auch an ſich tragen. Eine angenehme, und zum Theil genialiſche Impudenz und Gottloſigkeit, eine nichts verſchonende Satyre, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem feſten Punkt zu erkennen ſeyn wird, wird der

Character davon seyn. Unter sechshundert Monodistichen thun wir es nicht, aber wo möglich steigen wir auf die runde Zahl tausend.

Von der Möglichkeit werden Sie sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee nicht viel über einen Monat alt ist. Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Goethe und mir, wird es Ihnen öfters schwer, und manchmal unmöglich seyn, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Denn da das Ganze einen laxen Plan hat, das Einzelne aber ein Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen. Es ist auch zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsre Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu setzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen, welches uns auch, wegen der Freiheit der Satyre, zuträglich ist. Sammeln wir unsre Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken. *)

*) Dies ist bekanntlich späterhin weder von Schiller, noch von Goethe geschehen.

222.

An Goethe.

Jena den 5. Februar 1796.

Die Sammlung wächst uns unter den Händen, daß es eine Luſt iſt. Es hat mich gefreut, auch mehrere politiſche unter den neuen anzutreffen; denn da wir doch zuverläſſig an den unſichern Orten confiſcirt werden, ſo ſähe ich nicht, warum wir es nicht auch von dieſer Seite verdienen ſollten. Sie finden vierzig bis zwei und vierzig neue von mir; gegen achtzig andere, die zuſammen gehören, und in Kleinigkeiten noch nicht ganz fertig ſind, behalte ich noch zurück. Reichardt iſt gut recommandirt, aber er muß es noch mehr werden. Man muß ihn auch als Muſiker angreifen, weil es auch da nicht ganz richtig iſt, und es iſt billig, daß er auch bis in ſeine letzte Feſtung hinein verfolgt wird, da er uns auf unſerm legitimen Boden den Krieg machte. —

Daß Sie mit einzelnen Partien aus dem Cellini *) anfangen wollen, iſt mir ſehr lieb zu hören. Das wird Sie am beſten hineinbringen; denn wo es die Sache leidet, halte ich es immer

*) Leben des Benvenuto Cellini, in Goethe's Werken. Bd. 34 und 35.

für beſſer, nicht mit dem Anfang anzufangen, der immer das ſchwerſte und das leerſte iſt. Sie ſchreiben mir nicht, ob ich von Ihnen etwas für das dritte Horenſtück zu hoffen habe. Das müßte ich aber freilich binnen drei bis vier Wochen ſpätſtens haben. Jetzt lebe ich noch von dem abſcheulichen Joinville. Von dem Properz wünſchte ich binnen acht Tagen die zweite Lieferung. Herder hat ſich auf unbeſtimmte Zeit von den Horen dispenſirt. Ich weiß nicht, wo dieſe Kälte herkommt, oder ob er wirklich durch eine andere Arbeit abgehalten wird. —

Auf das Neue aus dem Wilhelm Meiſter freue ich mich, wie auf ein Feſt. Auch ich werde, ehe wir über das Ganze ſprechen, mich mit dem bisherigen noch mehr familiariſiren. — Körner ſchreibt mir, daß er zu Ende Mai hieher kommen und vierzehn Tage hier zuzubringen hoffe, worauf ich mich ſehr freue. Gewiß wird ſein Hierſeyn auch Ihnen Vergnügen machen. Da auch Schlegel dieſes Frühjahr kommt, und vermuthlich auch Funk einen Monat hier zubringt, ſo wird es ziemlich lebhaft bei mir werden.

223.

An Goethe.

Jena den 12. Februar 1796.

Diese Woche habe ich wieder viel schlaflose Nächte gehabt, und sehr an Krämpfen gelitten. Es ist noch nicht besser, daher ich auch mit meinen Arbeiten nicht vorwärts gekommen bin, und wahrscheinlich haben Sie mich jetzt in den Xenien überholt. Hätt' ich meine Zeit nur wenigstens auf eine lustigere Art verloren. —

Ich habe vorige Messe ein Buch herausgegeben, das ich gestern angefangen habe zu lesen. Es ist ein neuer Theil der Memoires, Brantome's Characteristiken enthaltend, die manchmal recht naiv sind, und die zwar den Gegenstand sehr schlecht, ihn selbst aber desto besser characterisiren. — Diese Sammlung läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgesagt. Das gehört auch zu den Germanismen. —

224.

An Goethe.

Jena den 18. März 1796.

Seit Ihrer Abwesenheit ist es mir noch immer ganz erträglich gegangen. — Ich habe an meinen Wallenstein gedacht, sonst aber nichts gearbeitet. — Die Zurüstungen zu einem so verwickelten Ganzen, wie ein Drama ist, setzen das Gemüth doch in eine gar wunderbare Bewegung. Schon die allererste Operation, eine gewisse Methode für das Geschäft zu suchen, um nicht zwecklos herumzutappen, ist keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erst an dem Knochengebäude, und ich finde, daß von diesem, eben so wie in der menschlichen Structur, auch in dieser dramatischen alles abhängt. Ich möchte wissen, wie Sie in solchen Fällen zu Werk gegangen sind. Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee. —

225.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 21. März 1796.

Ich kann von Ihren Bemerkungen über den eigentlichen rechten Gebrauch gereimter Sylbenmaße sobald keinen Gebrauch für mich selbst machen, obgleich ich Ihren Ideen im Ganzen beipflichte. Nur deucht mir, erklären Sie sich zu sehr aus dem innern Wesen, was oft nur zufällig ist. So glaub' ich, daß der Reim seinen Ursprung einer Sprache zu danken hat, die viele Wörter mit gleichen Endungen besitzt, und daß theils dieses, theils die Bequemlichkeit für das Gedächtniß ihn einführte. Daß sich der Reim sehr gut mit naiven Dichtungen vertrage, lehrt gerade sein Ursprung; dann die italiänischen Dichter, die Minnesänger und Troubadours u. dgl. Obgleich sie den Alten an Werth nicht beikommen, gehören doch mehr in die Classe der naiven, als der sentimentalischen Dichtung. Dann ist auch ferner nicht zu leugnen, daß der Reim in den fröhlichen und scherzhaften Gattungen sich mit der größten Naivetät des dichterischen Gefühls verträgt; ich will hier nur Lafontaine's Erzählungen anführen. Mir deucht, daß sich die alten Sylbenmaße, wie z. B. der Hexameter, deswegen so gut zur naiven

Poeſie qualificiren, weil er ernſt und geſetzt einherſchreitet und mit ſeinem Gegenſtand nicht ſpielt. Nun giebt dieſer Ernſt der Erzählung einen gewiſſen größern Schein von Wahrhaftigkeit, und dieſe iſt das erſte Erforderniß des naiven Tons, wo der Erzähler nie den Spaßmacher ſpielen, und aller Witz ausgeſchloſſen bleiben ſoll. Auch deucht mir, iſt der Hexameter ſchon deswegen in dergleichen Gedichten ſo angenehm, und vermehrt das Naive, weil er an Homer und die Alten erinnert.

Uebrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß der Reim mehr an Kunſt erinnert, und die entgegengeſetzten Sylbenmaße der Natur viel näher liegen. Aber ich glaube, daß jenes Erinnern an Kunſt, wenn es nicht eine Wirkung der Künſtlichkeit oder gar der Peinlichkeit iſt, eine Schönheit involvirt, und daß es ſich mit dem höchſten Grade poetiſcher Schönheit (in welche naive und ſentimentale Gattung zuſammen fließen) ſehr gut verträgt. Was man in der neuern Poeſie (der gereimten) vorzüglich ſchöne Stellen nennt, möchte meinen Satz beweiſen. In ſolchen Stellen ergötzt uns die Kunſt als höchſte Natur und die Natur als Wirkung der höchſten Kunſt; denn erſt dann erreicht unſer Genuß ſeinen höchſten Grad, wenn wir beides zuſammen empfinden.

Das ist eine Unart des Reims, daß er fast immer an die Poeten erinnert, so wie in der freien Natur eine mathematisch strenge Anordnung, eine Allee z. B. an die Menschenhand. Aber ich glaube, daß selbst dieses — wenn nur das Uebrige reine objective Natur ist — der höchsten ästhetischen Wirkung nicht entgegen ist.

Aber lassen Sie mich auch hier von den Reimen scheiden, wie ich in der That — auf eine Zeitlang nämlich — von ihnen Abschied genommen habe, es müßte denn seyn, daß ich in meinem Schauspiel *) gereimte Scenen nach Shakspeare's Beispiel einmischte, wozu es jetzt noch keinen Anschein hat.

Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernst bei meinem Wallenstein, und habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verschiedenen Perioden darüber niederschrieb. Groß war freilich dieser Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß schon dieses, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und ächtern dramatischen Interesse enthält, als ich je einem Stück habe geben können. Ich sehe mich überhaupt auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen.

*) Wallenstein.

Dies ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen könnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande an Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, und das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubte es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Character, der — als ächt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann.

Ich habe bei dieser Gelegenheit einige äußerst treffende Bestätigungen meiner Ideen über den Realism und Idealism bekommen, die mich zugleich in dieser dichterischen Composition glücklich leiten werden. Was ich in meinem letzten Aufsatz über den Realism gesagt, ist von Wallenstein im höchsten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde u. dgl. Ich hoffe aber nichts desto weniger, auf rein realistischem Wege einen dramatisch-großen Character in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebens-Prinzip hat. Vordem hab' ich, wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen geglaubt; hier im Wallenstein will ich

es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen.

Die Aufgabe wird dadurch schwerer, und folglich auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Character entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. — Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er berechnet alles auf die Wirkung, und diese mißlingt. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen, und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht. Sie sehen daraus, was für delikate und verfängliche Aufgaben zu lösen sind, aber mir ist dafür nicht bange. Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der sie sich behandeln läßt.

Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe'n und das Studium der Alten, die ich

erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist, und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Product keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsre Arten einander nicht unterordnen, sondern nur unter einem höhern idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren.

Doch genug von diesen Raisonnements. Sie werden sagen, daß die Sache selbst allein hier entscheiden könne, und diese wird jetzt auch mein ernstliches Geschäft seyn. Vor Ihrer Ankunft in Jena, welche doch wohl im August erfolgt, werde ich noch nichts eigentlich ausgeführt haben, aber dann, hoff' ich, soll der Plan ziemlich zu Stande seyn, und mit dem Plan ist auch die eigentliche poetische Arbeit vollendet.

Uebermorgen reise ich auf vierzehn bis achtzehn Tage nach Weimar, wenn meine Gesundheit es erlaubt. Ich habe Goethe'n versprochen, während Iffland's Anwesenheit, der am Char-

freitag ankommt, ihm Gesellschaft zu leisten, damit er für Iffland um so eher eine Societät eröffnen kann. Er wollte nicht gern zu viele Anstalten Iffland's wegen machen, und doch wissen Sie, daß man in Weimar alles aufbieten muß, um auch nur etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil der Societätsarrangements auch auf meinen Namen, und wenn wir, Goethe und ich, beide zusammen sind, so verwandelt sich die ganze Historie in eine Comödie für uns.

226.

An die Hofräthin Reinwald in Meinungen.

Jena den 25. April 1796.

Du wirst nun auch erfahren haben, liebste Schwester, daß die Louise *) ernstlich krank geworden, und unsre arme liebe Mutter alles Trostes beraubt ist. Verschlimmerte es sich mit der Louise, oder auch noch mit dem lieben Vater, so wäre die arme Mutter ganz und gar verlassen. Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst Du es möglich machen, glaubst Du, daß Deine Kräfte

*) Schiller's Schwester.

es aushalten, ſo mache doch ja die Reiſe dorthin. Was ſie koſtet, bezahle ich mit Freuden. —

Ueberlege, liebe Schweſter, daß Eltern in ſolchen Extremitäten den gerechteſten Anſpruch auf kindliche Hülfe haben. Gott, warum bin ich jetzt nicht geſund — und ſo geſund, als ich es bei der Reiſe vor drei Jahren war! Ich hätte mich durch nichts abhalten laſſen, hinzueilen. Aber daß ich über ein Jahr faſt nicht aus dem Hauſe gekommen, macht mich ſo ſchwächlich, daß ich entweder die Reiſe nicht aushalten, oder doch ſelbſt krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für ſie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue. Bedenke, daß die liebe Mutter, die ſich bisher mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit betragen, endlich unter ſo vielen Leiden zuſammenſtürzen muß. Ich kenne dein kindliches, liebevolles Herz, ich kenne die Billigkeit und Rechtſchaffenheit meines Schwagers. Beide werden euch lehren, beſſer als ich, was unter dieſen Umſtänden nöthig iſt.

227.

An die Hofräthin Reinwald in Meiningen.

Jena den 6. Mai 1796.

Zu meinem großen Troste erfahre ich heute durch Deinen Mann, daß Du die Reise zu unsern lieben Eltern wirklich angetreten hast. Der Himmel segne Dich für diesen Beweis Deiner kindlichen Liebe. — Seitdem ich Dich dort weiß, bin ich um Vieles ruhiger; bisher konnte ich nicht anders als mit Schrecken an die traurige Lage der lieben Eltern und Schwester denken. Ich habe nicht nöthig, Dir erst zu empfehlen, was unter diesen Umständen zu thun ist. Nur um das Einzige bitte ich Dich, verhindere, daß die lieben Eltern nicht aus ängstlicher Sparsamkeit eine heilsame Maaßregel zu ihrer Gesundheit versäumen. Ich habe einmal für allemal erklärt, daß ich die Kosten davon mit Freuden tragen will. Was also etwa an Geld nöthig, kannst Du Dir von Cotta in Tübingen auszahlen lassen.

228.

An die Hofräthin Reinwald in Meinungen.

Jena den 9. Mai 1796.

Es gereicht mir zu großem Troſt in dieſen traurigen Umſtänden, Dich, liebe Schweſter, den Unſrigen zur Stütze zu wiſſen, und ich hoffe in kurzer Zeit von Dir zu hören, daß das Schlimmſte überſtanden iſt. Der letzte Brief meiner lieben guten Mutter hat mich herzlich betrübt. Ach, wie viel hat die gute Mutter nicht ausgeſtanden, und mit welcher Geduld und Stärke hat ſie es getragen! Wie rührte mich's, daß ſie ihr Herz mir öffnete, und wie wehe that mir's, ſie nicht unmittelbar tröſten und beruhigen zu können! Wärſt Du nicht hingereiſt, ich hätte nicht hier bleiben können. Die Lage der lieben Unſrigen war doch erſchrecklich — ſo allein, ohne den Beiſtand liebender Freunde, und bei zwei Kindern, die in der Ferne von ihnen leben, verlaſſen. Ich mag nicht daran denken. — Du wirſt ſie tröſten, liebe Schweſter, und mich wirſt Du herzlich bereit finden zu Allem, wozu Du mich auffordern wirſt. Unterlaſſe ja nicht, mir ſo fleißig als möglich Nachricht zu geben, wie es um Alle ſteht. —

229.

An Goethe.

Jena den 11. Juni 1796.

Die gestern überschickten Xenien haben uns viel Freude gemacht, und so überwiegend auch der Haß daran Theil hat, so lieblich ist das Contingent der Liebe dazu ausgefallen. Ich will die Musen recht dringend bitten, mir auch einen Beitrag dazu zu bescheeren. Einstweilen nehmen Sie meine Ceres *) als die erste poetische Gabe in diesem Jahre, freundlich auf, und fänden Sie einen Anstoß darin, so machen Sie mich doch darauf aufmerksam. —

Die Xenien hoff' ich Ihnen auf den Freitag in Abschrift schicken zu können. Ich bin auch sehr dafür, daß wir nichts Criminelles berühren, und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts. —

*) Klage der Ceres. S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 50 u. f.

230.

An Goethe.

Jena den 18. Juni 1796.

Die Idylle *) hat mich beim zweiten Leſen ſo innig, ja noch inniger, als beim erſten, bewegt. Gewiß gehört ſie unter das Schönſte, was Sie gemacht haben, ſo voll Einfalt iſt ſie, bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden ſo enge, ſo drangvoll und ſo bedeutend der Zuſtand, daß dieſer Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde ſchwer ſeyn, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichteriſchen von einem Gegenſtande ſo rein und ſo glücklich abgebrochen wird. Daß Sie die Eiferſucht ſo dicht daneben ſtellen, und das Glück ſo ſchnell durch die Furcht wieder verſchlingen laſſen, weiß ich vor meinem Gefühl noch nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich ich nichts Befriedigendes dagegen einwenden kann. Dieſes fühle ich nur, daß ich die glückliche Trun-

*) Alexis und Dora; in Goethe's Werken (vollſtändige Ausgabe letzter Hand) Bd. 1, S. 295 u. f.

kenheit, mit der Alexis das Mädchen verläßt und sich einschifft, gerne immer festhalten möchte.

Herder's Buch *) machte mir ziemlich dieselbe Empfindung wie Ihnen, nur daß ich auch hier, wie gewöhnlich bei seinen Schriften immer mehr, was ich zu besitzen glaubte, verliere, als ich an neuen Realitäten dabei gewinne. Er wirkt dadurch, daß er immer auf's Verbinden ausgeht, und zusammenfaßt, was Andere trennen, immer mehr zerstörend als ordnend auf mich. Seine unversöhnliche Feindschaft gegen die Reime ist mir auch viel zu weit getrieben, und was er dagegen aufbringt, halte ich bei weitem nicht für bedeutend genug. Der Ursprung des Reims mag noch so gemein und unpoetisch seyn; man muß sich an den Eindruck halten, den er macht, und dieser läßt sich durch kein Raisonnement wegdisputiren. —

An seinen Confessionen über die deutsche Literatur verdrießt mich, noch außer der Kälte für das Gute, auch die sonderbare Art von Toleranz gegen das Elende; es kostet ihm eben so wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eschenburg u. a. zu reden, als von dem Bedeutendsten; und auf eine sonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Kosegarten und wie viele andere in

*) Terpsichore. Lübeck 1795—1796. 3 Thle.

Einen Brei zuſammen. Seine Verehrung gegen Kleiſt, Gerſtenberg und Geßner — und überhaupt gegen alles Verſtorbene und Vermoderte, hält gleichen Schritt mit ſeiner Kälte gegen das Lebendige. —

Die Xenien erhalten Sie auf den Montag. Zur Verknüpfung der verſchiedenartigen Ideen ſind noch manche neue nöthig, wobei ich auf Ihren guten Genius meine Hoffnung ſetze. Die Homeriſchen Parodien hab' ich, weil ſie ſich an das Ganze nicht anſchließen wollen, herauswerfen müſſen, und ich weiß noch nicht recht, wie ich die Todtenerſcheinungen werde unterbringen können. Gar zu gern hätt' ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende geſetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir ſind einige in dieſer Gattung gelungen, und wenn jeder von uns nur noch ein Dutzend in dieſer Art liefert, ſo werden die Xenien ſehr gefällig endigen. —

231.

An Goethe.

Jena den 20. Juni 1796.

Voß iſt noch nicht angekommen. Er ſchrieb nur kurz, daß unangenehme Störer die Reiſe rückgängig machten. Es thut mir wirklich leid, ſeine perſönliche Bekanntſchaft nicht gemacht zu haben; indeſſen wäre ſie mit einem ſehr unangenehmen Auftritt erkauft worden, weil Reichardt, wie ich heute von Halleſchen Freunden erfuhr, ihn wirklich hat begleiten wollen. Die unvermeidliche Grobheit, die ich gegen dieſen Gaſt hätte beweiſen müſſen, würde Voß'en in große Verlegenheit geſetzt, und wahrſcheinlich ganz und gar verſtimmt haben.

Zu den Progreſſen, die der Roman macht, wünſche ich von Herzen Glück. Der Tag, der mir den Reſt bringt, ſoll auch mir ein Feſt ſeyn. Die neue Lieferung von Cellini hat mich wieder ſehr angenehm unterhalten. Die Krankheitsgeſchichte iſt ganz prächtig; auch die Begebenheiten in Florenz intereſſiren ſehr, und ſchließen ſich ſchön an die Geſchichte dieſes Hauſes. Die närriſche Mixtur von Galanterie und Grobheit in dem Freund Benvenuto iſt gar amüſant.

232.

An Goethe.

Jena den 24. Juni 1796.

Sie haben wohl recht, daß die Broſchüre *) mich in eine eigene Welt führen werde. Mein Lebelang hätt' ich in mir ſelbſt ſo eine Fratzenſammlung nicht zuſammenbringen können, und jeder Strich trägt den Stempel, daß man aus der Natur geſchöpft hat. Es iſt wirklich kein unmerkwürdiges Machwerk, ſo grob und plump es auch iſt, und hat mich recht divertirt. Auch das gefällt mir, daß die poetiſchen Feindſchaften doch auch einen humoriſtiſchen Ausdruck zu nehmen anfangen. Es ſollte wirklich Nachahmer finden.

Meyer's Lebhaftigkeit hat mich recht beluſtigt, und daß er mitten in ſeinem Italien die deutſchen Affen und Eſel ſich ſo herzlich angelegen ſeyn läßt. Schreiben Sie ihm nur, daß es ganz von ihm abhänge, ob er ſich in dieſes Gefecht der Trojer und Achäer miſchen wolle. Er kann es gleich in dem erſten Briefe thun, den er an Sie ſchreibt, und den wir drucken laſſen wollen. —

*) Eine gegen die Xenien gerichtete Schrift.

An Zeller ſchreibe ich, ſobald ich ihm etwas zu ſenden weiß. Riethen Sie mir, meine Ceres *) componiren zu laſſen? Für den Geſang wird ſie wohl ein gutes Thema, wenn ſie nicht zu groß iſt. Indeß haben wir, außer dem, was von Ihnen iſt, wenig anderes für die Muſik zu hoffen. — Daß Sie ein Lied aus dem Meiſter in den Almanach geben können, iſt köſtlich. Nun wahrhaftig, wir wollen auf den diesjährigen Almanach uns etwas einbilden.

Die Xenien erhalten Sie Montag früh ganz gewiß. Es ſind, nach Abzug der weggebliebenen, noch ſechs hundert dreißig bis vierzig, und ich denke nicht, daß mehr als funfzehn oder zwanzig von dieſen werden ausgemuſtert werden. Da der Zuſammenhang und die Vollſtändigkeit wohl noch achtzig neue nöthig machen, ſo wird die Zahl wohl auf ſiebenhundert bleiben.

*) Klage der Ceres. S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9, Abth. 1. S. 50 u. f.

233.

An Goethe.

Jena den 27. Juni 1796.

Der Abſchied von einer langen und wichtigen Arbeit *) iſt immer mehr traurig, als erfreulich. Das ausgeſpannte Gemüth ſinkt zu ſchnell zuſammen, und die Kraft kann ſich nicht ſogleich zu einem neuen Gegenſtande wenden. Eigentlich ſollten Sie jetzt etwas zu handeln bekommen, und einen lebendigen Stoff bearbeiten.

Von den Xenien ſende ich, was fertig iſt. Achtzig ſind ungefähr noch zurück. — Ich bin eben daran, dieſe — es ſind gerade die freundlichen — mit einigen neuen zu vermehren, die eine glückliche Stimmung mir dargeboten hat. Ueberhaupt hoff' ich, daß der Schluß ſehr gut ausfallen ſoll. Sie werden unter den hier folgenden gegen hundert neue Bekannte finden, und einige ältere vermiſſen. Warum ich dieſe wegließ, läßt ſich mündlich ſagen. Streichen Sie nun ohne Schonung alles, was Ihnen aus irgend einer Rückſicht anſtößig iſt, weg. Unſer Vorrath leidet eine ſtrenge Wahl. — Um die Zahl der poetiſchen und gefälligen Xenien zu vermehren,

*) Dem Wilhelm Meiſter.

wünſchte ich Sie zu veranlaſſen, daß Sie durch die wichtigſten Antiken und die ſchönen italiäniſchen Malerwerke eine Wanderung anſtellten. Dieſe Geſtalten leben in Ihrer Seele, und eine gute Stimmung wird Ihnen über jede einen ſchönen Einfall darbieten. Sie ſind um ſo paſſendere Stoffe, da es lauter Individua ſind.

234.

An Wilhelm v. Humboldt.

Jena den 27. Juni 1796.

Ihre Schrift *) war mir in der That eine ganz überraſchende Erſcheinung, und mußte es noch mehr ſeyn, wenn ich mich erinnerte, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieſes große, ja ungeheure Geſchäft zu Stande gebracht haben.

Der Gedanke an Goethe's Gedicht **), die Geſetze der epiſchen, ja der ganzen Poeſie überhaupt zu entwickeln, iſt ſehr glücklich, und eben ſo gut gewählt war dieſes Product, um Goethe's

*) Aeſthetiſche Verſuche, einige Jahre ſpäter (1799) zu Berlin gedruckt.

**) Hermann und Dorothea.

individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn wie Sie selbst sagen, in keinem Gedicht erscheint die poetische Gattung und die epische Art so rein und vollständig, als hier, und in keinem hat sich Goethe's Eigenthümlichkeit so vollkommen abgedruckt.

Man erweist Ihnen blos Gerechtigkeit, wenn man sagt, daß noch kein dichterisches Werk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden ist. Und das konnte auch gerade nur durch eine Natur geschehen, wie die Ihrige, die zugleich so scharf scheidet, und so vielseitig verbindet. Ihre Idiosynkrasie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenstand Abbruch thun; in Ihrem Raisonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch ist das Verdienst dieser Arbeit im strengsten Sinne das Ihrige. Goethe kann Ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen, als Kunstrichter und Theoretiker, nicht viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß gestehen, daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

Ihre Formel für die Kunst überhaupt, und für die Poesie insbesonders, Ihre Deduction der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die

characteriſtiſchen aufſtellen, ſind treffend und entſcheidend. Der Geſichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenſtande — denn das iſt doch jedes dichteriſche Wirken — mit Begriffen beizukommen, iſt der treuſte und höchſte, und für den Philoſophen, der dieſes Feld beherrſchen will, iſt er ohne Zweifel der geſchickteſte. Aber eben wegen dieſer philoſophiſchen Höhe iſt er vielleicht dem ausübenden Künſtler nicht bequem, und auch nicht ſo fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenſtande. Ich betrachte auch deswegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philoſophie, als für die Kunſt, und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es iſt ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunſtphiloſophie dem Künſtler etwas zu ſagen hat. Der Künſtler braucht mehr empiriſche und ſpecielle Formeln, die eben deswegen für den Philoſophen zu eng und zu unrein ſind; dagegen dasjenige, was für dieſen den gehörigen Gehalt hat, und ſich zum allgemeinen Geſetze qualificirt, für den Künſtler bei der Ausübung immer hohl und leer erſcheinen wird.

Ihre Schrift iſt mir auch ſchon darum als ein beweiſender Verſuch merkwürdig, was der ſpeculative Geiſt, dem Künſtler und Poeten gegenüber, eigentlich leiſten kann. Denn was hier von Ihnen nicht geleiſtet worden, das kann auf

diesem Wege überhaupt nicht geleistet, noch gefordert werden. Sie haben den philosophisch kritischen Verstand, insofern es diesem mehr um allgemeine Gesetze, als um regulativische Vorschriften, mehr um die Metaphysik, als um die Physik der Kunst zu thun ist, auf das vollständigste, würdigste und liberalste repräsentirt, und nach meinem Gefühl das Geschäft geendigt.

Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet, ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und Andere von der Elementaraesthetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen; aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst, und daß auch Ihnen die Abstraction und die Sprache Ihr eig-

nes Anſchauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmeſſen und ausdrücken können.

Es iſt hier nur von demjenigen Theil Ihres Werks die Rede, der die Begriffe ſucht und aufſtellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei dieſem hab' ich es keineswegs mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es iſt zum Erſtaunen, wie genau, wie vielſeitig, wie erſchöpfend Sie alles behandelt haben, ſo daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Proceß des Künſtlers und Poeten, über die Natur der Poeſie und ihre Gattungen noch mag geſagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widerſprechen, ſondern dieſe nur erläutern, und es wird ſich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweiſen laſſen, in den es gehört, und der es implicite ſchon enthält. In allen weſentlichen Punkten iſt zwiſchen dem, was Sie ſagen, und dem, was Goethe und ich dieſen Winter über Epopöe und Tragödie feſtzuſtellen geſucht haben, eine merkwürdige Uebereinſtimmung, dem Weſen nach, obgleich Ihre Formate metaphyſiſcher gefaßt ſind, und die unſrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht iſt Ihre Analyſe zu ſcharf, und die aufgeſteckte Characteriſtik zu ſtreng und zu unbeweglich. Die Einbildungskraft hat wirklich ſchon bewieſen, daß ſie ohne Gefahr über dieſe Grenzen gehen kann, und Ihnen ſelbſt wird es ſchwer, den reinen Be-

griff, z. B. der Epopöe, zwischen den vorhandenen Epopöen, wirklich festzuhalten. Es würde Ihnen unfehlbar auch mit andern Arten so ergehen, und namentlich mit der Tragödie Shakspear's und der Alten. Goethe und ich haben uns epische und dramatische Poesie auf eine einfachere Art unterschieden, als Ihr Weg Ihnen erlaubte, und diesen Unterschied überhaupt nicht so groß gefunden. So können wir die Tragödie sich nicht so sehr in das Lyrische verlieren lassen; sie ist absolut plastisch, wie das Epos. Goethe meint sogar, daß sie sich zur Epopöe, wie die Sculptur zur Malerei verhalte. An das Lyrische grenzt sie allerdings, da sie das Gemüth in sich selbst hineinführt, so wie die Epopöe an die Künste des Auges grenzt, da sie den Menschen in die Klarheit der Gestalten herausführt. Uns scheint, daß Epopöe und Tragödie durch nichts als die vergangene und die gegenwärtige Zeit sich unterscheiden. Jene erlaubt Freiheit, Klarheit, Gleichgültigkeit; diese bringt Erwartung, Ungeduld, pathologisches Interesse hervor. Auch meint Goethe, und mit Grunde deucht mir, daß man die Natur des Epos vollständig aus dem Begriff und den Circumstantien des Rhapsoden und seines Publikums deduciren könne, und daß sogar die Rohheit und die gemeine ungebildete Natur des ihn umgebenden Auditoriums auf die epische Form

einen entſcheidenden Einfluß habe, wenigſtens auf die Homeriſche gehabt habe, die der Kanon für alle Epopöe iſt. — Was die Tragödie betrifft, ſo behalte ich mir dieſe für künftige Briefe vor.

Ihren Abſatz über die Poeſie, als redende Kunſt, habe ich nicht ganz deutlich eingeſehen, auch darüber ein andermal. Was den Styl betrifft, ſo iſt mit Ausnahme einiger wenigen Abſätze, die uns leider nicht ſogleich klar werden konnten, Alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffüſer und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünſchen geweſen; bei einer gröſſern Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Beſtimmtheit gewonnen haben. Aber dieſe Sorgfalt, alles zu begrenzen und zu limitiren, zu keinem Misverſtand zu verleiten, nichts zu wagen u. ſ. w. liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über dieſen Punkt oft und viel geſprochen. Sie haben eine gewiſſe Schulſprache zwar vermeiden wollen, aber doch nicht ganz vermeiden können. Das Werk erhält dadurch einen etwas unbeſtimmten Character, indem es für den gewöhnlichen Leſer zu techniſch und auch zu ſtreng, für den Kunſtgenoſſen aber oft unnöthigerweiſe ausführlich und populariſirt iſt. — Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß Jemand, der nicht ſchon ſehr an dieſe Art zu philoſophiren gewöhnt iſt, Ihnen folgen werde. Unſere neuen Kunſtmetaphy-

ſiker hingegen werden Sie ſtudiren und benutzen, aber es wohl bleiben laſſen, die Quelle zu bekennen, aus der ſie ihren Reichthum holten. In der That haben Sie Vielen vorgearbeitet, und ein entſcheidendes Beiſpiel gegeben.

Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, iſt, daß Sie einen zu ſpeculativen Weg gegangen ſind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatiſche Theil Ihrer Schrift (der die Geſetze für den Poeten conſtituirt) ſteht in dem ſchönſten Zuſammenhange mit ſich ſelbſt, mit der Sache, und mit den reinſten und allgemeinſten Grundſätzen Anderer über dieſen Gegenſtand, und philoſophiſch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft iſt der kritiſche (der jene Geſetze auf das Werk anwendet, und es eigentlich beurtheilt.) Aber es ſcheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein ſolcher nämlich, der jene allgemeinen Grundſätze, die Metaphyſik der Dichtkunſt, auf beſondere reducirt, und die Anwendung des Allgemeinſten auf das Individuellſte vermittelt. Der Mangel dieſes practiſchen Theils fühlt ſich jedesmal, ſo oft nicht blos der allgemeine Character des Dichters oder ſeines Werks, ſondern ein einzelner Zug aus dieſem unter den Begriff ſubſumirt wird. Der Leſer fühlt dann einen Hiatus, den er kaum durch ſeine eigene Imagination auszufüllen im

Stande ist, daher es zuweilen scheint, als paßten die Beispiele zu den Begriffen nicht, welches doch nie der Fall ist.

Ich sagte oben, daß ich in diesem Fehler meinen Einfluß zu erkennen glaube. Wirklich hat uns beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementarbegriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht genug geschickt ist, handhaben. Mir ist dies vis à vis von Bürger und Matthisson, besonders aber in den Horenaufsätzen öfters begegnet. Unsere solidesten Ideen haben dadurch an Mittheilbarkeit und Ausbreitung verloren.

Doch genug für heute. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht in's Besondere einlassen, da Goethe Ihre Schrift in Händen hat. — Sie hat ihn, wie Sie leicht denken können, sehr gerührt.

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen erst heute etwas, und noch dazu so wenig Bedeutendes darüber sage. Sie wissen meine Art, und daß es mir unmöglich ist, zweierlei Geschäfte zugleich mit ganzer Besonnenheit zu treiben, und so ist jetzt das Philosophiren bei mir lange suspendirt gewesen, da mich mein Trauerspiel *) ganz in der

*) Wallenstein.

Knechtschaft hält. Leider muß ich dieses nun liegen lassen, um für den Almanach zu sorgen, den Goethe schon glücklicherweise reichlich ausgesteuert hat. Schwerlich werd' ich vor Ende August zum Wallenstein zurückkehren können. Da ich noch einige Monate ganz dazu brauche, so kann er erst auf Neujahr gedruckt erscheinen, vielleicht erst auf Ostern, wenn ich eine Ausarbeitung für das Theater mache. — Mit meiner Gesundheit ist es diesen Sommer recht gut gegangen.

235.

An Goethe.

Jena den 28. Juni 1796.

Erwarten Sie heute noch nichts Bestimmtes von mir über den Eindruck, den das achte Buch *) auf mich gemacht. Ich bin beunruhigt und bin befriedigt. Verlangen und Ruhe sind wunderbar gemischt. Aus der Masse der Eindrücke, die ich empfangen, ragt mir in diesem Augenblick Mignon's Bild am stärksten hervor. Ob diese so stark interessirte Empfindung hier noch mehr fordert, als ihr gegeben wurde, weiß ich jetzt noch

*) Des Wilhelm Meister.

nicht zu ſagen. Es könnte auch zufällig ſeyn denn beim Aufſchlagen des Manuſcripts fiel mein Blick zuerſt auf das Lied, und dies bewegte mich ſo tief, daß ich den Eindruck nachher nicht mehr auslöſchen konnte.

Das Merkwürdigſte an dem Totaleindruck ſcheint mir dieſes zu ſeyn, daß Ernſt und Schmerz durchaus wie ein Schattenſpiel verſinken, und der leichte Humor vollkommen darüber Meiſter wird. Zum Theil iſt mir dieſes aus der leiſen und leichten Behandlung erklärlich; ich glaube aber noch einen andern Grund davon in der theatraliſchen und romantiſchen Herbeiführung und Stellung der Begebenheiten zu entdecken. Das Pathetiſche erinnert an den Roman, alles Uebrige an die Wahrheit des Lebens. Die ſchmerzhafteſten Schläge, die das Herz bekommt, verlieren ſich ſchnell wieder, ſo ſtark ſie auch gefühlt werden, weil ſie durch etwas Wunderbares herbeigeführt wurden, und deswegen ſchneller, als alles Andere, an die Kunſt erinnern. Wie es auch ſey, ſo viel iſt gewiß, daß der Ernſt in dem Roman nur Spiel und das Spiel in demſelben der wahre und eigentliche Ernſt iſt, daß der Schmerz der Schein, und die Ruhe die einzige Realität iſt.

Der ſo weiſe aufgeſparte Friedrich, der durch ſeine Turbulenz am Ende die reife Frucht vom Baume ſchüttelt, und zuſammenweht, was

zusammen gehört, erscheint bei der Catastrophe gerade so, wie einer, der uns aus einem bänglichen Traum durch Lachen aufweckt. Der Traum flieht zu den andern Schatten, aber sein Bild bleibt übrig, um in die Gegenwart einen höhern Geist, in die Ruhe und Heiterkeit einen poetischen Gehalt, eine unendliche Tiefe zu legen. Diese Tiefe bei einer ruhigen Fläche, die, überhaupt genommen, Ihnen so eigenthümlich ist, ist ein vorzüglicher Characterzug des gegenwärtigen Romans.

Aber ich will mir heute nichts mehr darüber zu sagen erlauben. So sehr es mich auch drängt, ich könnte Ihnen doch jetzt nichts Reifes geben. Könnten Sie mir vielleicht das Concept vom siebenten Buche schicken, so wäre mir's sehr dienlich, das Ganze durch alle seine Details zu begleiten. Obgleich ich es noch im frischen Gedächtniß habe, so könnte mir doch manches kleinere Glied der Verbindung entschlüpft seyn.

Wie trefflich sich dieses achte Buch an das sechste anschließt, und wie viel überhaupt durch die Anticipation des letztern gewonnen worden ist, sehe ich klar ein. Ich möchte durchaus keine andere Stellung der Geschichte, als gerade diese. Man kennt die Familie schon so lange, ehe sie eigentlich kommt, man glaubt in eine ganz anfangloſe Bekanntschaft zu blicken; es ist eine Art

von optischem Kunstgriff, der eine treffliche Wirkung macht. — Einen köstlichen Gebrauch haben Sie von des Großvaters Sammlung zu machen gewußt; sie ist ordentlich eine mitspielende Person, und rückt selbst an das Lebendige. —

Hier der Rest der Xenien. Was heute folgt, ist, wie Sie sehen, noch nicht in dem gehörigen Zusammenhang, und alle meine Versuche, die verschiedenen Gruppen zusammen zu bringen, sind mir mißglückt. Vielleicht helfen Sie mir aus der Noth. Es wäre gar zu schön, wenn wir diese letzte Parthie recht reich ausstatten könnten. —

Vom Hesperus, hab' ich Ihnen noch nichts geschrieben. Ich hab' ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete; fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens, und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht. Doch sprach ich ihn nur einmal, und kann also noch wenig von ihm sagen. *)

*) Vergl. Jean Paul Friedrich Richter's Leben und Characteristik, von D. Heinrich Doering. Leipzig 1832. Bd. 2. S. 30.

236.

An Goethe.

Jena den 2. Juli 1796.

Ich habe nun alle acht Bücher des Romans auf's neue, obgleich nur sehr flüchtig, durchlaufen, und schon allein die Masse ist so stark, daß ich in zwei Tagen kaum damit fertig worden bin. Billig sollt' ich also heute noch nichts schreiben, denn die erstaunliche und unerhörte Mannigfaltigkeit, die darin, im eigentlichsten Sinne, versteckt ist, überwältigt mich. Ich gestehe, daß ich bis jetzt zwar die Stätigkeit, aber noch nicht die Einheit recht gefaßt habe, obgleich ich keinen Augenblick zweifle, daß ich auch über diese noch völlige Klarheit erhalten werde, wenn bei Produkten dieser Art die Stätigkeit nicht schon mehr, als die halbe Einheit ist.

Da Sie, unter diesen Umständen, nicht wohl etwas ganz Genugthuendes von mir erwarten können, und doch etwas zu hören wünschen, so nehmen Sie mit einzelnen Bemerkungen vorlieb, die auch nicht ganz ohne Werth sind, da sie ein unmittelbares Gefühl aussprechen werden. Dafür verspreche ich Ihnen, daß diesen ganzen Monat über die Unterhaltung über den Roman nie versiegen soll. Eine würdige und wahrhaft

äſthetiſche Schätzung des ganzen Kunſtwerks iſt eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächſten vier Monate ganz widmen, und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem ſchönſten Glück meines Daſeyns, daß ich die Vollendung dieſes Products erlebte, daß ſie noch in die Periode meiner ſtrebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieſer reinen Quelle noch ſchöpfen kann; und das ſchöne Verhältniß, das unter uns iſt, macht es mir zu einer gewiſſen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität iſt, zu dem reinſten Spiegel des Geiſtes auszubilden, der in dieſer Hülle lebt, und ſo, in einem höhern Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht iſt, daß es auf ſelbſtſüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt, als die Liebe.

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr mich die Wahrheit, das ſchöne Leben, die einfache Hülle dieſes Werks beengte. Die Bewegung iſt zwar noch unruhiger, als ſie ſeyn wird, wenn ich mich deſſelben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Kriſe meines Geiſtes ſeyn; ſie iſt aber doch der Effekt des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt blos

davon her, weil der Verſtand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verſtehe Sie nun ganz, wenn Sie ſagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre ſey, was Sie, oft bis zu Thränen, rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, ſo wirkt es und ſo ſteht es da, und alles, auch das kleinſte Nebenwerk, zeigt die ſchöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem alles gefloſſen iſt.

Aber ich kann dieſen Eindrücken noch keine Sprache geben; auch will ich jetzt nur bei dem achten Buche ſtehen bleiben. Wie iſt es Ihnen gelungen, den großen ſo weit aus einander geworfenen Kreis und Schauplatz von Perſonen und Begebenheiten wieder ſo eng zuſammenzurücken! Es ſteht da, wie ein ſchönes Planetenſyſtem; alles gehört zuſammen, und nur die italiäniſchen Figuren knüpfen, wie Kometengeſtalten, und auch ſo ſchauerlich wie dieſe, das Syſtem an ein entferntes und größeres an. Auch laufen alle dieſe Geſtalten, ſo wie auch Mariane und Aurelie, völlig wieder aus dem Syſteme heraus, und löſen ſich als fremdartige Weſen davon ab, nachdem ſie blos dazu gedient haben, eine poetiſche Bewegung darin hervorzubringen. Wie ſchön gedacht iſt es, daß Sie das practiſch Ungeheure, das furchtbar Pathetiſche im Schickſal Mignon's und des Harfenſpieleys von dem theoretiſch Un-

geheuren, von den Mißgeburten des Verſtandes ableiten, ſo daß der reinen und geſunden Natur nichts dadurch aufgebürdet wird. Nur im Schooß des dummen Aberglaubens werden dieſe monſtröſen Schickſale ausgeheckt, die Mignon und den Harfenſpieler verfolgen. Selbſt Aurelie wird nur durch ihre Unnatur, durch ihre Mannweiblichkeit zerſtört. Gegen Mariane'n allein möchte ich Sie eines poetiſchen Eigennutzes beſchuldigen. Faſt möcht' ich ſagen, daß ſie dem Roman zum Opfer geworden, da ſie der Natur nach zu retten war. Um ſie werden daher immer noch bittre Thränen fließen, wenn man ſich bei den drei andern gern von dem Individuum ab zu der Idee des Ganzen wendet.

Wilhelm's Verirrung zu Thereſe'n iſt trefflich gedacht, motivirt, behandelt, und noch trefflicher benutzt. Manchen Leſer wird ſie anfangs recht erſchrecken, denn Thereſe'n verſpreche ich wenig Gönner; deſto ſchöner reißen ſie ihn aus ſeiner Unruhe. Ich wüßte nicht, wie dieſes falſche Verhältniß zarter, feiner, edler hätte gelöſt werden können. Wie würden ſich die Richardſon's und alle Andere gefallen haben, eine Scene daraus zu machen, und über dem Auskramen von delikaten Sentiments recht undelikat geweſen ſeyn! Nur ein kleines Bedenken hab' ich dabei. Thereſe'ns muthige und entſchloſſene

Widerſetzlichkeit gegen die Parthei, welche ihr ihren Bräutigam rauben will, ſelbſt bei der erneuerten Möglichkeit, Lothar'n zu beſitzen, iſt ganz in der Natur und trefflich; auch daß Wilhelm einen tiefen Unwillen und einen gewiſſen Schmerz über die Neckerei der Menſchen und des Schickſals zeigt, finde ich ſehr gegründet — nur, deucht mir, ſollte er den Verluſt eines Glücks weniger beklagen, das ſchon angefangen hatte, keins mehr für ihn zu ſeyn. In Natalie'ns Nähe müßte ihm, ſcheint mir, ſeine wieder erlangte Freiheit ein höheres Gut ſeyn, als er zeigt. Ich fühle wohl die Complication dieſes Zuſtandes, und was die Delicateſſe forderte, aber auf der andern Seite beleidigt es einigermaßen die Delicateſſe gegen Natalie'n, daß er noch im Stande iſt, ihr gegenüber den Verluſt einer Thereſe zu beklagen.

Eins, was ich in der Verknüpfung der Begebenheiten auch beſonders bewundere, iſt der große Vortheil, den Sie von jenem falſchen Verhältniß Wilhelm's zu Thereſe'n zu ziehen gewußt haben, um das wahre und gewünſchte Ziel, Natalie'ns und Wilhelm's Verbindung, zu beſchleunigen. Auf keinem andern Wege hätte dies ſo ſchön und natürlich geſchehen können, als gerade auf dem eingeſchlagenen, der davon zu entfernen drohte. Jetzt kann es mit höchſter Unſchuld und Reinheit ausgeſprochen werden, daß

Wilhelm und Natalie für einander gehören, und die Briefe Thereſe'ns an Natalie'n leiten es auf das ſchönſte ein. Solche Erfindungen ſind von der erſten Schönheit, denn ſie vereinigen alles, was nur gewünſcht werden kann, ja was ganz unvereinbar ſcheint; ſie verwickeln und enthalten ſchon die Auflöſung in ſich, ſie beunruhigen und führen zur Ruhe, ſie erreichen das Ziel, indem ſie davon mit Gewalt zu entfernen ſcheinen.

Mignon's Tod, ſo vorbereitet er iſt, wirkt ſehr gewaltig und tief, ja ſo tief, daß es manchen vorkommen wird, Sie verlaſſen denſelben zu ſchnell. Dies war beim erſten Leſen meine ſehr ſtark markirte Empfindung; beim zweiten, wo die Ueberraſchung nicht mehr war, empfand ich es weniger, fürchte aber doch, daß Sie hier um eines Haares Breite zu weit gegangen ſeyn möchten. Mignon hat gerade von dieſer Cataſtrophe angefangen, weiblicher, reichlicher zu erſcheinen, und dadurch mehr durch ſich ſelbſt zu intereſſiren; die abſtoßende Fremdartigkeit dieſer Natur hatte nachgelaſſen, mit der nachlaſſenden Kraft hatte ſich jene Heftigkeit etwas verloren, die von ihr zurückſchreckte. Beſonders ſchmelzte das letzte Lied das Herz zu der tiefſten Rührung. Es fällt daher auf, wenn unmittelbar nach dem angreifenden Auftritt ihres Todes der Arzt eine Speculation auf ihren Leichnam macht, und dies lebendige

Weſen, die Perſon ſo ſchnell vergeſſen kann, um ſie nur als das Werkzeug eines artiſtiſchen Verſuchs zu betrachten. Eben ſo fällt es auf, daß Wilhelm, der doch die Urſache ihres Todes iſt, und es auch weiß, in dieſem Augenblicke für jene Inſtrumententaſche Augen hat, und in Erinnerung vergangener Scenen ſich verlieren kann, da die Gegenwart ihn doch ganz beſitzen ſollte.

Sollten Sie in dieſem Falle auch vor der Natur ganz Recht behalten, ſo zweifle ich, ob Sie auch gegen die ſentimentaliſchen Forderungen der Leſer es behalten werden, und deswegen möcht' ich Ihnen rathen — um die Aufnahme einer an ſich ſo herrlich vorbereiteten und durchgeführten Scene bei dem Leſer durch nichts zu ſtören — einige Rückſicht darauf zu nehmen.

Sonſt find' ich alles, was Sie mit Mignon lebend und todt, vornehmen, ganz außerordentlich ſchön. Beſonders qualificirt ſich dieſes reine und ſchöne Weſen ſo trefflich zu dieſem poetiſchen Leichenbegängniß. In ſeiner iſolirten Geſtalt, ſeiner geheimnißvollen Exiſtenz, ſeiner Reinheit und Unſchuld repräſentirt es die Stufe des Alters, auf der es ſteht, ſo rein, es kann zu der reinſten Wehmuth und zu einer wahr menſchlichen Trauer bewegen, weil ſich nichts als die Menſchheit in ihm darſtellte. Was bei jedem andern Indivi-

duum unſtatthaft, ja empörend ſeyn würde, wird hier erhaben und edel.

Gern hätte ich die Erſcheinung des Markeſe in der Familie noch durch etwas anderes, als durch ſeine Kunſtliebhaberei motivirt geſehen. Er iſt gar zu unentbehrlich zur Entwicklung, und die Nothdurft ſeiner Dazwiſchenkunft könnte nicht ſtärker, als die innere Nothwendigkeit derſelben in die Augen fallen. Sie haben durch die Organiſation des übrigen Ganzen den Leſer ſelbſt verwöhnt, und ihn zu ſtrengern Forderungen berechtigt, als man bei Romanen gewöhnlich mitbringen darf. Wäre nicht aus dieſem Markeſe eine alte Bekanntſchaft des Lothario oder des Oheims zu machen, und ſeine Herreiſe ſelbſt mehr in's Ganze zu verflechten?

Die Cataſtrophe, ſo wie die ganze Geſchichte des Harfenſpielers, erregt das höchſte Intereſſe. Wie vortrefflich ich es finde, daß Sie dieſe ungeheuren Schickſale von frommen Fratzen ableiten, hab' ich oben ſchon erwähnt. Der Einfall des Beichtvaters, eine leichte Schuld in's Ungeheure zu malen, um ein ſchweres Verbrechen, das er aus Menſchlichkeit verſchweigt, dadurch abbüßen zu laſſen, iſt himmliſch in ſeiner Art, und ein würdiger Repräſentant dieſer ganzen Denkungsweiſe. Vielleicht werden Sie Sperate'ns Geſchichte noch ein klein wenig in's Kürzere ziehen,

da ſie in den Schluß fällt, wo man ungeduldiger zum Ziele eilt.

Daß der Harfner der Vater Mignon's iſt, und daß Sie ſelbſt dies eigentlich nicht ausſprechen, es dem Leſer gar nicht hinſchieben, macht nur deſto mehr Effect. Man macht dieſe Betrachtung nun ſelbſt, erinnert ſich, wie nahe ſich dieſe zwei geheimnißvollen Naturen lebten, und blickt in eine unergründliche Tiefe des Schickſals hinab.

Aber nichts mehr für heute. — Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß was wir ſonſt nur in der weiten Ferne eines begünſtigten Alterthums ſuchen und kaum finden, mir in Ihnen ſo nahe iſt. Wundern Sie ſich nicht mehr, wenn es ſo Wenige giebt, die Sie zu verſtehen fähig ſind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Lebendigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bei dem gemeinen Volk der Beurtheiler allen Gedanken an die Schwierigkeit, an die Größe der Kunſt; und bei denen, die dem Künſtler zu folgen im Stande ſeyn könnten, die auf die Mittel, wodurch er wirkt, aufmerkſam ſind, wirkt die genialiſche Kraft, welche ſie hier handeln ſehen, ſo feindlich und vernichtend, bringt ihr bedürftiges Selbſt ſo ſehr in's Gedränge, daß ſie es mit Gewalt von ſich ſtoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhafteſten huldigen.

257.

An Goethe.

Jena den 3. Juli 1796.

Ich habe nun Wilhelms Betragen bei dem Verluſt ſeiner Thereſe im ganzen Zuſammenhange reiflich erwogen, und nehme alle meine vorigen Bedenklichkeiten zurück. So wie es iſt, muß es ſeyn. Sie haben darin die höchſte Delicateſſe bewieſen, ohne im geringſten gegen die Wahrheit der Empfindung zu verſtoßen.

Es iſt zu bewundern, wie ſchön und wahr die drei Charactere der Stiftsdame, Natalie'ns und Thereſe'ns nüancirt ſind. Die zwei erſten ſind heilige, die zwei andern ſind wahre und menſchliche Naturen. Aber eben darum, weil Natalie heilig und menſchlich zugleich iſt, erſcheint ſie wie ein Engel, da die Stiftsdame nur eine Heilige, Thereſe nur eine vollkommene Irdiſche iſt. Natalie und Thereſe ſind beide Realiſtinnen; aber bei Thereſe'n zeigt ſich auch die Beſchränkung des Realism, bei Natalie'n nur der Gehalt deſſelben. Ich wünſche, daß die Stiftsdame ihr das Prädicat einer ſchönen Seele nicht weggenommen hätte, denn nur Natalie iſt eigentlich eine rein äſthetiſche Natur. Wie ſchön, daß ſie die Liebe, als einen Affect, als etwas

Ausschließendes und Besonderes gar nicht kennt, weil die Liebe ihre Natur, ihr permanenter Character ist. Auch die Stiftsdame kennt eigentlich die Liebe nicht, aber aus einem unendlich verschiedenen Grunde.

Wenn ich Sie recht verstanden habe, so ist es gar nicht ohne Absicht geschehen, daß Sie Natalie'n unmittelbar von dem Gespräch über die Liebe und über ihre Unbekanntschaft mit dieser Leidenschaft den Uebergang zu dem Saal der Vergangenheit nehmen lassen. Gerade die Gemüthsstimmung, in welche man durch diesen Saal versetzt wird, erhebt über alle Leidenschaft, die Ruhe der Schönheit bemächtigt sich der Seele, und diese giebt den besten Aufschluß über Natalie's liebefreie und doch so liebevolle Natur.

Dieser Saal der Vergangenheit vermischt die ästhetische Welt, das Reich der Schatten im idealen Sinn, auf eine herrliche Weise mit dem Lebendigen und Wirklichen, so wie überhaupt allen Gebrauch, den Sie von den Kunstwerken gemacht, solche gar trefflich mit dem Ganzen verbindet. Es ist ein so froher, freier Schritt aus der gebundenen engen Gegenwart heraus, und führt doch immer so schön zu ihr zurück. Auch der Uebergang zu dem mittlern Sarkophag, zu Mignon und zu der wirklichen Geschichte ist von der höchsten Wirkung. Die Inschrift: Gedenke zu

leben! ist trefflich, und wird es noch viel mehr, da sie an das verwünschte Memento mori erinnert, und so schön darüber triumphirt.

Der Oheim mit seinen sonderbaren Idiosynkrasien für gewisse Naturkörper ist gar interessant. Gerade solche Naturen haben eine so bestimmte Individualität und so ein starkes Maß von Empfänglichkeit, als der Oheim besitzen muß, um das zu seyn, was er ist. Seine Bemerkung über die Musik, und daß sie ganz rein zu dem Ohre sprechen soll, ist auch voll Wahrheit. Es ist unverkennlich, daß Sie in diesen Character am meisten von Ihrer eigenen Natur gelegt haben.

Lothario hebt sich unter allen Hauptcharacteren am wenigsten heraus, aber aus ganz objectiven Gründen. Ein Character, wie dieser, kann in dem medium, durch welches der Dichter wirkt, nie ganz erscheinen. Keine einzelne Handlung oder Rede stellt ihn dar; man muß ihn sehen, man muß ihn selbst hören, man muß mit ihm leben. Deswegen ist es genug, daß die, welche mit ihm leben, in dem Vertrauen und in der Hochschätzung gegen ihn so ganz einig sind, daß alle Weiber ihn lieben, die immer nach dem Totaleindruck richten, und daß wir auf die Quellen seiner Bildung aufmerksam gemacht werden. Es ist bei diesem Character der Imagination des Lesers weit mehr überlassen, als bei den andern,

und mit dem vollkommensten Rechte; denn er ist ästhetisch, er muß also von dem Leser selbst producirt werden, aber nicht willkührlich, sondern nach Gesetzen, die Sie auch bestimmt genug gegeben haben. Nur seine Annäherung an das Ideal macht, daß diese Bestimmtheit der Züge nie zur Schärfe werden kann.

Jarno bleibt sich bis an's Ende gleich, und seine Wahl in Rücksicht auf Lydien setzt seinem Character die Krone auf. Wie gut haben Sie doch Ihre Weiber unterzubringen gewußt! — Charactere, wie Wilhelm, wie Lotharío können nur glücklich seyn durch Verbindung mit einem harmonirenden Wesen; ein Mensch wie Jarno kann es nur mit einem contrastirenden werden; dieser muß immer etwas zu thun und zu denken und zu unterscheiden haben.

Die gute Gräfin fährt bei der poetischen Wirthsrechnung nicht zum besten; aber auch hier haben Sie völlig der Natur gemäß gehandelt. Ein Character, wie dieser, kann nie auf sich selbst gestellt werden; es giebt keine Entwicklung für ihn, die ihm seine Ruhe und sein Wohlbefinden garantiren könnte; immer bleibt er in der Gewalt der Umstände, und daher ist eine Art negativen Zustandes alles, was für ihn geschehen kann. Das ist freilich für den Betrachter nicht erfreulich, aber es ist so, und der Künstler spricht hier blos

das Naturgesetz aus. Bei Gelegenheit der Gräfin muß ich bemerken, daß mir ihre Erscheinung im achten Buche nicht gehörig motivirt zu seyn scheint. Sie kommt zu der Entwicklung, aber nicht aus derselben. — Der Graf soutenirt seinen Character trefflich, und auch dieses muß ich loben, daß Sie ihn durch seine so gut getroffenen Einrichtungen im Hause an dem Unglück des Harfenspielers Schuld seyn lassen. Mit aller Liebe zur Ordnung müssen solche Pedanten immer nur Unordnung stiften.

Die Unart des kleinen Felix, aus der Flasche zu trinken, die nachher einen so wichtigen Erfolg herbeiführt, gehört auch zu den glücklichsten Ideen des Plans. Es giebt mehrere dieser Art im Roman, die insgesammt sehr schön erfunden sind. Sie knüpfen auf eine so simple und naturgemäße Art das Gleichgültige an das Bedeutende und umgekehrt, und verschmelzen die Nothwendigkeit mit dem Zufall.

Gar sehr habe ich mich über Werner's traurige Verwandlung gefreut. Ein solcher Philister konnte allenfalls durch die Jugend und durch seinen Umgang mit Wilhelm eine Zeitlang emporgetragen werden; sobald diese zwei Extreme von ihm weichen, fällt er, wie recht und billig, der Materie anheim, und muß endlich selber darüber erstaunen, wie weit er hinter seinem Freunde zu-

rück geblieben ist. Diese Figur ist auch deswegen so wohlthätig für das Ganze, weil sie den Realism, zu welchem Sie den Helden des Romans zurückführen, erklärt und veredelt. Jetzt steht er in einer schönen menschlichen Mitte da, gleich weit von der Phantasterei und der Philisterhaftigkeit, und indem Sie ihn von dem Gange zur ersten so glücklich heilen, haben Sie vor der letztern nicht weniger gewarnt.

Werner erinnert mich an einen wichtigen chronologischen Verstoß, den ich in dem Roman zu bemerken glaube. Ohne Zweifel ist es Ihre Meinung nicht, daß Mignon, wenn sie stirbt, ein und zwanzig Jahre, und Felix zu derselben Zeit zehn oder eilf Jahre alt seyn soll. Auch der blonde Friedrich sollte wohl bei seiner letzten Erscheinung noch nicht etliche zwanzig Jahre alt seyn u. s. f. Dennoch ist es wirklich so, denn von Wilhelms Engagement bei Serlo bis zu seiner Zurückkunft auf Lothario's Schloß sind wenigstens sechs Jahre verflossen. Werner, der im fünften Buche noch unverheirathet war, hat am Anfang des achten schon mehrere Jungen, die schreiben und rechnen, handeln und trödeln, und deren jedem er schon ein eignes Gewerb eingerichtet hat. Ich denke mir also den ersten zwischen dem fünften und sechsten, den zweiten zwischen dem vierten und fünften Jahre; und da er

sich doch auch nicht gleich nach des Vaters Tode hat trauen lassen, und die Kinder auch nicht gleich da waren, so kommen zwischen sechs und sieben Jahre heraus, die zwischen dem fünften und achten Buche verflossen seyn müssen.

Humboldt's Brief folgt hier zurück. Er sagt sehr viel Wahres über die Idylle. *) Einiges scheint er mir nicht ganz so empfunden zu haben, wie ich's empfinde. So ist mir die treffliche Stelle:

»Ewig, sagte sie leise«

nicht sowohl ihres Ernstes wegen schön, der sich von selbst versteht, sondern weil das Geheimniß des Herzens in diesem einzigen Worte auf einmal und ganz, mit seinem unendlichen Gefolge, herausstürzt. Dieses einzige Wort, an dieser Stelle, ist statt einer ganzen langen Liebesgeschichte, und nun stehen die zwei Liebenden so gegen einander, als wenn das Verhältniß schon Jahre lang existirt hätte. — Die Kleinigkeiten, die er tadelt, verlieren sich in dem schönen Ganzen; indessen möchte doch einige Rücksicht darauf zu nehmen seyn, und seine Gründe sind nicht zu verwerfen. Zwei Trochäen in dem vordern Hemipentameter haben freilich zu viel Schleppendes, und so ist es

*) Alexis und Dora, in Goethe's Werken. Bd. 1. S. 295 u. f.

auch mit den übrigen Stellen. Der Gegenſatz mit dem für einander und an einander iſt freilich etwas ſpielend, wenn man es ſtrenge nehmen will, und ſtrenge nimmt man es immer gern mit Ihnen.

238.

An Goethe.

Jena den 5. Juli 1796.

Jetzt, da ich das Ganze des Romans mehr im Auge habe, kann ich nicht genug ſagen, wie glücklich der Character des Helden von Ihnen gewählt worden iſt, wenn ſich ſo etwas wählen ließe. Kein anderer hätte ſich gut zu einem Träger der Begebenheiten geſchickt, und wenn ich auch ganz davon abſtrahire, daß nur an einem ſolchen Character das Problem aufgeworfen und aufgelöſt werden konnte, ſo hätte ſchon zur bloßen Darſtellung des Ganzen kein anderer ſo gut gepaßt. Nicht nur der Gegenſtand verlangte ihn, auch der Leſer brauchte ihn.

Sein Hang zum Reflectiren hält den Leſer im raſcheſten Laufe der Handlung ſtill, und nöthigt ihn, immer vor- und rückwärts zu ſehen, und über alles, was ſich ereignet, zu denken. Er ſammelt, ſo zu ſagen, den Geiſt, den Sinn, den innern

Gehalt von allem ein, was um ihn herum vorgeht, verwandelt jedes dunkle Gefühl in einen Begriff und Gedanken, spricht jedes Einzelne in einer allgemeinen Form aus, legt uns von allem die Bedeutung näher, und indem er dadurch seinen eigenen Character erfüllt, erfüllt er zugleich auf's vollkommenste den Zweck des Ganzen.

Der Stand und die äußere Lage, aus der Sie ihn wählten, macht ihn dazu besonders geschickt. Eine gewisse Welt ist ihm nun ganz neu, er wird lebhafter davon frappirt, und während er beschäftigt ist, sich dieselbe zu assimiliren, führt er auch uns in das Innere desselben, und zeigt uns, was darin Reales für den Menschen enthalten ist. In ihm wohnt ein reines und moralisches Bild der Menschheit, an diesem prüft er jede äußere Erscheinung derselben, und indem von der einen Seite die Erfahrung seine schwankenden Ideen mehr bestimmen hilft, rectificirt eben diese Idee, diese innere Empfindung gegenseitig wieder die Erfahrung. Auf diese Art hilft Ihnen dieser Character wunderbar, in allen vorkommenden Fällen und Verhältnissen das rein Menschliche aufzufinden und zusammen zu lesen. Sein Gemüth ist zwar ein treuer, aber doch kein blos passiver Spiegel der Welt, und obgleich seine Phantasie auf sein Sehen Einfluß hat, so ist dieses doch nur idealistisch, nicht phantastisch, poetisch aber

nicht ſchwärmeriſch; es liegt dabei keine Willkühr der ſpielenden Einbildungskraft, ſondern eine ſchöne moraliſche Freiheit zum Grunde.

Ueberaus wahr und treffend ſchildert ihn ſeine Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, wenn er Thereſe'n ſeine Lebensgeſchichte aufſetzt. Sein Werth liegt in ſeinem Gemüth, nicht in ſeinen Wirkungen, in ſeinem Streben, nicht in ſeinem Handeln. Daher muß ihm ſein Leben, ſobald er einem Andern davon Rechenſchaft geben will, immer ſo gehaltleer vorkommen. Dagegen kann eine Thereſe und ähnliche Charactere ihren Werth immer in baarer Münze aufzählen, immer durch ein äußeres Object documentiren. Daß Sie aber Thereſe'n einen Sinn, eine Gerechtigkeit für jene höhere Natur geben, iſt wieder ein ſchöner und zarter Characterzug. In ihrer klaren Seele muß ſich auch das, was ſie nicht in ſich hat, abſpiegeln können. Dadurch erheben Sie ſie auf einmal über alle jene bornirte Naturen, die über ihr dürftiges Selbſt auch in der Vorſtellung nicht heraus können. Daß endlich ein Gemüth wie Thereſe'ns an eine ihr ſelbſt ſo fremde Vorſtellungs- und Empfindungsweiſe glaubt, daß ſie das Herz, welches derſelben fähig iſt, liebt und achtet, iſt zugleich ein ſchöner Beweis für die objective Realität derſelben, der jeden Leſer dieſer Stelle erfreuen muß.

Es hat mich auch in dem achten Buche sehr gefreut, daß Wilhelm anfängt, sich jenen imposanten Autoritäten, Jarno und dem Abbé gegenüber mehr zu fühlen. Auch dies ist ein Beweis, daß er seine Lehrjahre ziemlich zurück gelegt hat, und Jarno antwortet bei dieser Gelegenheit ganz aus meiner Seele: »Sie sind bitter, das ist recht schön und gut; wenn sie nur einmal erst recht böse werden, so wird es noch besser seyn.« — Ich gestehe, daß es mir ohne diesen Beweis von Selbstgefühl bei unserm Helden peinlich seyn würde, ihn mit dieser Classe so eng verbunden zu sehen, wie nachher durch die Verbindung mit Natalie'n geschieht. Bei dem lebhaften Gefühl für die Vorzüge des Adels und bei dem ehrlichen Mißtrauen gegen sich selbst und seinen Stand, das er bei so vielen Gelegenheiten an den Tag legt, scheint er nicht ganz qualificirt zu seyn, in diesem Verhältniß eine vollkommene Freiheit behaupten zu können, und selbst noch jetzt, da Sie ihn muthiger und selbstständiger zeigen, kann man sich einer gewissen Sorge um ihn nicht erwehren. Wird er den Bürger je vergessen können, und muß er das nicht, wenn sich sein Schicksal vollkommen schön entwickeln soll? Ich fürchte, er wird ihn nie ganz vergessen; er hat mir zu viel darüber reflectirt; er wird, was er einmal so bestimmt außer sich sah, nie vollkom-

men in sich hineinbringen können. Lothario's vornehmes Wesen wird ihn, so wie Natalie'ns doppelte Würde des Standes und des Herzens, immer in einer gewissen Inferiorität erhalten. Denke ich mir ihn zugleich als den Schwager des Grafen, der das Vornehme seines Standes auch durch gar nichts Aesthetisches mildert, vielmehr durch Pedanterie noch recht herausſetzt, ſo kann mir zuweilen bange für ihn werden.

Es ist übrigens schön, daß Sie, bei aller gebührenden Achtung für gewisse äußere positive Formen, sobald es auf etwas rein Menschliches ankommt, Geburt und Stand in ihre völlige Nullität zurückwiesen und zwar, wie billig, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Aber was ich für eine offenbare Schönheit halte, werden Sie schwerlich allgemein gebilligt sehen. Manchem wird es wunderbar vorkommen, daß ein Roman, der so gar nichts Sanscülottisches hat, vielmehr an manchen Stellen der Aristokratie das Wort zu reden scheint, mit drei Heirathen endigt, die alle drei Mißheirathen sind. Da ich an der Entwicklung selbst nichts anders wünsche, als es ist, und doch den wahren Geist des Werks auch in Kleinigkeiten und Zufälligkeiten nicht gerne verkannt sehe, so gebe ich Ihnen zu bedenken, ob der falschen Beurtheilung nicht noch durch ein Paar Worte in Lothario's Munde zu begegnen

wäre. Ich ſage in Lothario's Munde, denn dieſer iſt der ariſtokratiſche Character. Er findet bei den Leſern aus ſeiner Claſſe am meiſten Glauben; bei ihm fällt die Mèsalliance auch am ſtärkſten auf. Zugleich gäbe dieſes eine Gelegenheit, die nicht ſo oft vorkommt, Lothario's vollendeten Character zu zeigen. Ich meine auch nicht, daß dieſes bei der Gelegenheit ſelbſt geſchehen ſollte, auf welche der Leſer es anzuwenden hat; deſto beſſer vielmehr, wenn es unabhängig von jeder Anwendung und nicht als Regel für einen einzelnen Fall, aus ſeiner Natur herausgeſprochen wird.

Was Lothario betrifft, ſo könnte zwar geſagt werden, daß Thereſens illegitime und bürgerliche Herkunft ein Familiengeheimniß ſey. Aber deſto ſchlimmer, dürften Einige ſagen, ſo muß der die Welt hintergehen, um ſeinen Kindern die Vortheile ſeines Standes zuzuwenden. Sie werden ſelbſt am beſten wiſſen, wie viel oder wie wenig Rückſicht auf dieſe Armſeligkeiten zu nehmen ſeyn möchte. — Für heute nichts weiter. Sie haben nun allerlei durch einander von mir gehört, und werden noch manches hören, wie ich vorausſehe. Möchte etwas darunter ſeyn, was Ihnen dienlich iſt!

239.

An Goethe.

Jena den 6. Juli 1796.

Ich wollte mich diesen Nachmittag mit Ihnen und dem Meister beschäftigen, aber ich habe keinen freien Augenblick gehabt, und mein Zimmer wurde nicht leer von Besuchen. Man spricht sehr viel von der Idylle *), und meint, daß sie Sachen enthalte, die noch gar nicht seyen von einem Sterblichen ausgesprochen worden. Trotz aller Entzückung darüber scandalisirte sich doch Q... an dem Päckchen, das dem Helden nachgetragen würde, welches sie für einen großen Fleck an dem schönen Werke hält. Das Product sey so reich, und der Held führe sich doch wie ein armer Mann auf. Sie können denken, daß ich bei dieser Critik aus den Wolken fiel. Es war mir so neu, daß ich glaubte, sie spräche von einem andern Producte. Ich versicherte ihr aber, daß ich mich an einer solchen Art von Armuth nicht stieße, wenn nur der andere Reichthum da sey.

*) Alexis und Dora.

240.

An Goethe.

Jena den 8. Juli 1796.

Da Sie mir das achte Buch *) noch eine Woche laſſen können, ſo will ich mich in meinen Bemerkungen vor der Hand beſonders auf dieſes Buch einſchränken. Iſt dann das Ganze einmal aus Ihren Händen in die weite Welt, ſo können wir uns mehr über die Form des Ganzen unterhalten, und Sie erweiſen mir dann den Gegendienſt, mein Urtheil zu rectificiren.

Vorzüglich ſind es zwei Punkte, die ich Ihnen vor der gänzlichen Abſchließung des Buchs noch empfehlen möchte. Der Roman, ſo wie er iſt, nähert ſich in mehrern Stücken der Epopöe, unter andern auch darin, daß er Maſchinen hat, die in gewiſſem Sinne die Götter oder das regierende Schickſal darin vorſtellen. Der Gegenſtand forderte dieſes.

Meiſters Lehrjahre ſind keine bloße blinde Wirkung der Natur, ſie ſind eine Art von Experiment. Ein verborgen wirkender höherer Verſtand, die Mächte des Thurms, begleiten ihn mit ihrer Aufmerkſamkeit, und ohne die Natur in

*) Des Wilhelm Meiſter.

ihrem freien Gange zu ſtören, beobachten, leiten ſie ihn von ferne und zu einem Zwecke, davon er ſelbſt keine Ahnung hat, noch haben darf. So leiſe und locker auch dieſer Einfluß von außen iſt, ſo iſt er doch wirklich da, und zu Erreichung des poetiſchen Zwecks war er unentbehrlich. Lehrjahre ſind ein Verhältnißbegriff, ſie fordern ihr Correlatum, die Meiſterſchaft, und zwar muß die Idee von dieſer letzten jene erſt erklären und begründen. Nun kann aber dieſe Idee der Meiſterſchaft, die nur das Werk jener gereiften und vollendeten Erfahrung iſt, den Helden des Romans nicht ſelbſt leiten; ſie kann und darf nicht als ſein Zweck und ſein Ziel vor ihm ſtehen, denn ſobald er das Ziel ſich dächte, ſo hätte er es eo ipso auch erreicht; ſie muß alſo als Führerin hinter ihm ſtehen. Auf dieſe Art erhält das Ganze eine ſchöne Zweckmäßigkeit, ohne daß der Held einen Zweck hätte. Der Verſtand findet alſo ein Geſchäft ausgeführt, indeß die Einbildungskraft völlig ihre Freiheit behauptet.

Daß Sie aber auch ſelbſt bei dieſem Geſchäft, dieſem Zweck, dem einzigen in dem ganzen Roman, der wirklich ausgeſprochen wird, ſelbſt bei dieſer geheimen Führung Wilhelms durch Jarno und den Abbé, alles Schwere und Strenge vermieden, und die Motive dazu eher aus einer Grille, einer Menſchlichkeit, als aus moraliſchen

Quellen hergenommen haben, iſt eine von den Ihnen eigenſten Schönheiten. Der Begriff einer Maſchinerie wird dadurch wieder aufgehoben, indem doch die Wirkung davon bleibt, und alles bleibt, was die Form betrifft, in den Grenzen der Regel; nur das Reſultat iſt mehr, als die bloße ſich ſelbſt überlaſſene Natur hätte leiſten können.

Bei dem allen aber hätte ich doch gewünſcht, daß Sie das Bedeutende dieſer Maſchinerie, die nothwendige Beziehung derſelben auf das innere Weſen, dem Leſer ein wenig näher gelegt hätten. Dieſer ſollte doch immer klar in die Oekonomie des Ganzen blicken, wenn dieſe gleich den handelnden Perſonen verborgen bleiben muß. Viele Leſer, fürcht' ich, werden in jenem geheimen Einfluß blos ein theatraliſches Spiel und einen Kunſtgriff zu finden glauben, um die Verwicklung zu vermehren, Ueberraſchungen zu erregen u. d. gl. Das achte Buch giebt nun zwar einen hiſtoriſchen Aufſchluß über die einzelnen Ereigniſſe, die durch jene Maſchinerie gewirkt wurden, aber den äſthetiſchen Aufſchluß über den innern Geiſt, über die poetiſche Nothwendigkeit jener Anſtalten giebt es nicht befriedigend genug. Auch ich ſelbſt habe mich erſt bei dem zweiten und dritten Leſen davon überzeugen können.

Wenn ich überhaupt an dem Ganzen noch etwas auszuſtellen hätte, ſo wäre es dieſes: »daß bei dem großen und tiefen Ernſte, der in allem Einzelnen herrſcht, und durch den es ſo mächtig wirkt, die Einbildungskraft zu frei mit dem Ganzen zu ſpielen ſcheint.« — Mir deucht, daß Sie hier die freie Grazie der Bewegung etwas weiter getrieben haben, als ſich mit dem poetiſchen Ernſte verträgt, daß Sie über dem gerechten Abſcheu vor allem Schwerfälligen, Methodiſchen und Steifen ſich dem andern Extrem genähert haben. Ich glaube zu bemerken, daß eine gewiſſe Condescendenz gegen die ſchwache Seite des Publikums Sie verleitet hat, einen mehr theatraliſchen Zweck und durch mehr theatraliſche Mittel, als bei einem Roman nöthig und billig iſt, zu verfolgen.

Wenn je eine poetiſche Erzählung der Hülfe des Wunderbaren und Ueberraſchenden entbehren kann, ſo iſt es Ihr Roman; und gar leicht kann einem ſolchen Werke ſchaden, was ihm nicht nützt. Es kann geſchehen, daß die Aufmerkſamkeit mehr auf das Zufällige geheftet wird, und daß das Intereſſe des Leſers ſich conſumirt, Räthſel aufzulöſen, da es auf den innern Geiſt concentrirt bleiben ſollte. Es kann geſchehen, ſag' ich, und wiſſen wir nicht beide, daß es wirklich ſchon geſchehen iſt?

Es wäre also die Frage, ob jenem Fehler, wenn es einer ist, nicht noch im achten Buche zu begegnen wäre. Ohnehin träfe er nur die Darstellung der Idee; an der Idee selbst bleibt gar nichts zu wünschen übrig. Es wäre also blos nöthig, dem Leser dasjenige etwas bedeutender zu machen, was er bis jetzt zu frivol behandelte, und jene theatralischen Vorfälle, die er nur als ein Spiel der Imagination ansehen mochte, durch eine deutlicher ausgesprochene Beziehung auf den höchsten Ernst des Gedichts auch vor der Vernunft zu legitimiren, wie es wohl implicite, aber nicht explicite geschehen ist. Der Abbé scheint mir diesen Auftrag recht gut besorgen zu können, und er wird dadurch auch sich selbst mehr zu empfehlen Gelegenheit haben. Vielleicht wäre es nicht überflüssig, wenn noch im achten Buch der nähern Veranlassung erwähnt würde, die Wilhelm'en zu einem Gegenstande von des Abbé pädagogischen Planen machte. Diese Plane bekämen dadurch eine speciellere Beziehung, und Wilhelms Individuum würde für die Gesellschaft auch bedeutender erscheinen.

Sie haben in dem achten Buche verschiedene Winke hingeworfen, was Sie unter den Lehrjahren und unter der Meisterschaft gedacht wissen wollen. Da der Ideen-Inhalt eines Dichtwerks, vollends bei einem Publikum, wie das unsrige,

so vorzüglich in Betrachtung kommt, und oft das Einzige ist, dessen man sich nachher noch erinnert, so ist es von Bedeutung, daß Sie hier völlig begriffen werden. Die Winke sind sehr schön, nur nicht hinreichend scheinen sie mir. Sie wollten freilich den Leser mehr selbst finden lassen, als ihn geradezu belehren; aber eben weil Sie doch etwas heraussagen, so glaubt man, dieses sey nun auch alles, und so haben Sie Ihre Idee enger beschränkt, als wenn Sie es dem Leser ganz und gar überlassen hätten, sie herauszusuchen.

Wenn ich das Ziel, bei welchem Wilhelm nach einer langen Reihe von Verirrungen endlich anlangt, mit dürren Worten auszusprechen hätte, so würde ich sagen: »er tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen.« Die zwei entgegengesetzten Abwege von diesem glücklichen Zustande sind in dem Roman dargestellt, und zwar in allen möglichen Nüancen und Stufen. Von jener unglücklichen Expedition an, wo er ein Schauspiel aufführen will, ohne an den Inhalt gedacht zu haben, bis auf den Augenblick, wo er — Theresen zu seiner Gattin wählt, hat er gleichsam den ganzen Kreis der Menschheit einseitig durchlaufen. Jene zwei Extreme sind die beiden höchsten Gegensätze,

deren ein Character, wie der seinige, nur fähig ist. Daß er nun unter der schönen und heitern Führung der Natur (durch Felix) von dem Idealischen zum Reellen, von einem regen Streben zum Handeln und zur Erkenntniß des Wirklichen übergeht, ohne doch dasjenige dabei einzubüßen, was in jenem ersten strebenden Zustande Reales war, daß er Bestimmtheit erlangt, ohne die schöne Bestimmbarkeit zu verlieren, daß er sich begrenzen lernt, aber in dieser Begrenzung selbst, durch die Form, wieder den Durchgang zum Unendlichen findet u. s. f. — dieses nenne ich die Krise seines Lebens, das Ende seiner Lehrjahre, und dazu scheinen sich mir alle Anstalten in dem Werk auf das vollkommenste zu vereinigen. Das schöne Naturverhältniß zu seinem Kinde und die Verbindung mit Nataliens edler Weiblichkeit garantiren diesen Zustand der geistigen Gesundheit, und wir sehen ihn, wir scheiden von ihm auf einem Wege, der zu einer endlosen Vollkommenheit führt.

Die Art nun, wie Sie sich über den Begriff der Lehrjahre und der Meisterschaft erklären, scheint beiden eine engere Grenze zu setzen. Sie verstehen unter den ersten blos den Irrthum, dasjenige außer sich zu suchen, was der innere Mensch selbst hervorbringen muß; unter den zweiten die Ueberzeugung von der Innigkeit jenes

Suchens, von der Nothwendigkeit des eignen Hervorbringens u. ſ. f. Aber läßt ſich das ganze Leben Wilhelms, ſo wie es in dem Roman vor uns liegt, wirklich auch vollkommen unter dieſem Begriffe faſſen und erſchöpfen? Wird durch dieſe Formel alles verſtändlich? Und kann er nun blos dadurch, daß ſich das Vaterherz bei ihm erklärt, wie am Schluß des ſiebenten Buchs geſchieht, losgeſprochen werden? Was ich alſo hier wünſchte, wäre dieſes: daß die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf jenen philoſophiſchen Begriff noch etwas klarer gemacht würde. Ich möchte ſagen, die Fabel iſt vollkommen wahr, auch die Moral der Fabel iſt vollkommen wahr; aber das Verhältniß der einen zu der andern ſpringt noch nicht deutlich genug in die Augen. Ich weiß nicht, ob ich mich bei dieſen beiden Erinnerungen recht habe verſtändlich machen können. Die Frage greift in's Ganze, und ſo iſt es ſchwer, ſie am Einzelnen gehörig darzulegen. Ein Wink iſt aber hier auch ſchon genug.

Ehe Sie mir das Exemplar der Xenien ſenden, ſo haben Sie doch die Güte, darin gerade auszuſtreichen, was Sie herauswünſchen, und zu unterſtreichen, was Sie geändert wünſchen. Ich kann dann eher meine Maßregeln nehmen, was noch zu thun iſt. Möchte doch für die kleinen

lieblichen Gedichte, die Sie noch zum Almanach geben wollten, und zu dem in petto habenden Gedicht von Mignon noch Stimmung und Zeit sich finden! Der Glanz des Almanachs beruht eigentlich ganz auf Ihren Beiträgen. Ich lebe und webe jetzt wieder in der Critik, um mir den Meister recht klar zu machen, und kann nicht viel mehr für den Almanach thun.

241.

An Goethe.

Jena den 9. Juli 1796.

Es ist mir sehr lieb zu hören, daß ich Ihnen meine Gedanken über jene zwei Punkte habe klar machen können, und daß Sie Rücksicht darauf nehmen wollen. Das, was Sie Ihren realistischen Tic nennen, sollen Sie dabei gar nicht verleugnen. Auch das gehört zu Ihrer poetischen Individualität, und in den Grenzen von dieser müssen Sie ja bleiben; alle Schönheit in dem Werk muß Ihre Schönheit seyn. Es kommt also blos darauf an, aus dieser subjectiven Eigenheit einen objectiven Gewinn für das Werk zu ziehen, welches gewiß gelingt, sobald Sie wollen. Dem Inhalte nach muß in dem Werk alles lie-

gen, was zu seiner Erklärung nöthig ist, und der Form nach muß es nothwendig darin liegen, der innere Zusammenhang muß es mit sich bringen. Aber wie fest oder locker es zusammenhängen soll, darüber muß Ihre eigenste Natur entscheiden. Dem Leser würde es freilich bequemer seyn, wenn Sie selbst ihm die Momente, worauf es ankommt, blank und baar zuzählten, daß er sie nur in Empfang zu nehmen brauchte. Sicher aber hält es ihn bei dem Buche fester, und führt ihn öfter zu demselben zurück, wenn er sich selber helfen muß. Haben Sie also nun dafür gesorgt, daß er gewiß findet, wenn er mit gutem Willen und hellen Augen sucht, so ersparen Sie ihm ja das Suchen nicht. Das Resultat eines solchen Ganzen muß immer die eigene freie, nur nicht willkührliche Production des Lesers seyn; es muß eine Art von Belohnung bleiben, die nur dem Würdigen zu Theil wird, indem sie dem Unwürdigen sich entzieht.

Ich will, um es nicht zu vergessen, noch einige Erinnerungen hersetzen, worauf ich, in Rücksicht auf jene geheime Maschinerie, zu achten bitte.

1) Man wird wissen wollen, zu welchem Ende der Abbé oder sein Helfershelfer den Geist des alten Hamlet spielt.

2) Daß der Schleier mit dem Zettelchen: »Flieh, flieh u. ſ. w.« zweimal erwähnt wird, erregt Erwartungen, daß dieſe Erfindung zu keinem unbedeutenden Zwecke diene. Warum, möchte man fragen, treibt man Wilhelmen von der einen Seite von dem Theater, da man ihm doch von der andern zur Aufführung ſeines Lieblingsſtücks und zu ſeinem Debût behülflich iſt? Man erwartet auf dieſe zwei Fragen eine mehr ſpecielle Antwort, als Jarno bis jetzt gegeben hat.

3) Möchte man auch wohl gerne wiſſen, ob der Abbé und ſeine Freunde vor der Erſcheinung Werners im Schloſſe ſchon gewußt, daß ſie es bei dem Gutskauf mit einem ſo genauen Freunde und Verwandten zu thun haben? Ihrem Benehmen nach ſcheint es faſt ſo, und ſo wundert man ſich wieder über das Geheimniß, das ſie Wilhelmen daraus gemacht haben.

4) Wäre doch zu wünſchen, daß man die Quelle erführe, aus welcher der Abbé die Nachrichten von Thereſens Abkunft ſchöpfte, beſonders, da es doch etwas befremdet, daß dieſer wichtige Umſtand ſo genau dabei intereſſirten Perſonen und die ſonſt ſo gut bedient ſind, bis auf den Moment, wo der

Dichter ihn braucht, hat ein Geheimniß bleiben können.

Es iſt wohl ein bloßer Zufall, daß die zweite Hälfte des Lehrbriefs weggeblieben iſt; aber ein geſchickter Gebrauch des Zufalls bringt in der Kunſt, wie im Leben, oft das Trefflichſte hervor. Mir deucht, dieſe zweite Hälfte des Lehrbriefs könnte im achten Buch, an einer weit bedeutendern Stelle und mit ganz andern Vortheilen, nachgebracht werden. Die Ereigniſſe ſind unterdeſſen vorwärts gerückt; Wilhelm ſelbſt hat ſich mehr entwickelt. Er ſowohl, als der Leſer, ſind auf jene practiſchen Reſultate über das Leben und den Lebensgebrauch weit beſſer vorbereitet; auch der Saal der Vergangenheit und Nataliens nähere Bekanntſchaft könnten eine günſtigere Stimmung herbeigeführt haben. Ich riethe deswegen ſehr, jene Hälfte des Lehrbriefs ja nicht wegzulaſſen, ſondern, wo möglich, den philoſophiſchen Inhalt des Werks — deutlicher oder verſteckter — darin niederzulegen. Ohnehin kann, bei einem Publikum, wie nun einmal das deutſche iſt, zu Rechtfertigung einer Abſicht, und hier namentlich noch zu Rechtfertigung des Titels, der vor dem Buche ſteht und jene Abſicht deutlich ausſpricht, nie zu viel geſchehen.

Zu meiner nicht geringen Zufriedenheit habe ich in dem achten Buche auch ein Paar Zeilen

gefunden, die gegen die Metaphyſik Fronte machen, und auf das ſpeculative Bedürfniß im Menſchen Beziehung haben. Nur etwas ſchmal und klein iſt das Almoſen ausgefallen, das Sie der armen Göttin reichen, und ich weiß nicht, ob man ſie mit dieſer kargen Gabe quittiren kann. Sie werden wohl wiſſen, von welcher Stelle ich hier rede, denn ich glaube es ihr anzuſehen, daß ſie mit vielem Bedacht dareln gekommen iſt.

Ich geſtehe es, es iſt etwas ſtark, in unſerm ſpeculativiſchen Zeitalter einen Roman von dieſem Inhalt und von dieſem weiten Umfange zu ſchreiben, worin »das Einzige, was Noth iſt,« ſo leiſe abgeführt wird — einen ſo ſentimentaliſchen Character, wie Wilhelm doch immer bleibt, ſeine Lehrjahre ohne Hülfe jener würdigen Führerin vollenden zu laſſen. Das Schlimmſte iſt, daß er ſie wirklich in allem Ernſte vollendet, welches von der Wichtigkeit jener Führerin eben nicht die beſte Meinung erweckt.

Aber im Ernſte — woher mag es kommen, daß Sie einen Menſchen haben erziehen und fertig machen können, ohne auf Bedürfniſſe zu ſtoßen, denen die Philoſophie nur begegnen kann? Ich bin überzeugt, daß dies nur der äſthetiſchen Richtung zuzuſchreiben iſt, die Sie in dem ganzen Roman genommen. Innerhalb der äſthetiſchen Geiſtesſtimmung regt ſich kein Be-

dürfniß nach jenen Troſtgründen, die aus der Speculation geſchöpft werden müſſen; ſie hat Selbſtſtändigkeit, Unendlichkeit in ſich; nur wenn ſich das Sinnliche und Moraliſche im Menſchen feindlich entgegen ſtreben, muß bei der reinen Vernunft Hülfe geſucht werden. Die geſunde und ſchöne Natur braucht, wie Sie ſelbſt ſagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine politiſche Metaphyſik. Sie hätten eben ſo gut auch hinzuſetzen können, ſie braucht keine Gottheit, keine Unſterblichkeit, um ſich zu ſtützen und zu halten. Jene drei Punkte, um die zuletzt alle Speculation ſich dreht, geben einem ſinnlich ausgebildeten Gemüth zwar Stoff zu einem poetiſchen Spiel, aber ſie können nie zu ernſtlichen Angelegenheiten und Bedürfniſſen werden.

Das Einzige könnte man vielleicht noch dagegen erinnern, daß unſer Freund jene äſthetiſche Freiheit noch nicht ganz beſitzt, die ihn vollkommen ſicher ſtellte, in gewiſſe Verlegenheiten nie zu gerathen, gewiſſer Hülfsmittel (der Speculation) nie zu bedürfen. Ihm fehlt es nicht an einem gewiſſen philoſophiſchen Gange, der allen ſentimentalen Naturen eigen iſt, und käme er alſo einmal in's Speculative hinein, ſo möchte es bei dieſem Mangel eines philoſophiſchen Fundaments bedenklich um ihn ſtehen; denn nur die Philoſophie kann das Philoſophiren unſchädlich machen;

ohne sie führt es unausbleiblich zum Mysticism. (Die Stiftsdame selbst ist ein Beweis dafür. Ein gewisser ästhetischer Mangel machte ihr die Speculation zum Bedürfniß, und sie verirrte zur Herrnhuterei, weil ihr die Philosophie nicht zu Hülfe kam; als Mann hätte sie vielleicht alle Irrgänge der Metaphysik durchwandert.)

Nun ergeht aber die Forderung an Sie (der Sie auch sonst überall ein so hohes Genüge gethan), Ihren Zögling mit vollkommener Selbstständigkeit, Sicherheit, Freiheit, und gleichsam architektonischer Festigkeit so hinzustellen, wie er ewig stehen kann, ohne einer äußern Stütze zu bedürfen; man will ihn also durch eine ästhetische Reise auch selbst über das Bedürfniß einer philosophischen Bildung, die er sich nicht gegeben hat, vollkommen hinweggesetzt sehen. Es fragt sich jetzt: ist er Realist genug, um nie nöthig zu haben, sich an der reinen Vernunft zu halten? Ist er es aber nicht — sollte für die Bedürfnisse eines Idealisten nicht etwas mehr gesorgt seyn?

Sie werden vielleicht denken, daß ich blos einen künstlichen Umweg nehme, um Sie doch in die Philosophie hinein zu treiben; aber was ich noch etwa vermisse, kann sicherlich auch in Ihrer Form gut abgethan werden. Mein Wunsch geht blos dahin, daß Sie die Materien quaestionis nicht umgehen, sondern ganz auf Ihre Weise

lösen möchten. Was bei Ihnen selbst alles speculative Wissen ersetzt, und alle Bedürfnisse dazu Ihnen fremd macht, wird auch bei Meister'n vollkommen genug seyn. Sie haben den Oheim schon sehr vieles sagen lassen, und auch Meister berühret den Punkt einigemal sehr glücklich; es wäre also nicht so gar viel mehr zu thun. Könnt' ich nur in Ihre Denkweise dasjenige einkleiden, was ich im Reich der Schatten *) und in den ästhetischen Briefen **), der meinigen gemäß, ausgesprochen habe, so wollten wir bald einig seyn.

Was Sie über Wilhelm's Aeußerliches Werner'n in den Mund gelegt, ist von ungemein guter Wirkung für das Ganze. Es ist mir eingefallen, ob Sie den Grafen, der am Ende des achten Buchs erscheint, nicht auch dazu nutzen könnten, Wilhelm'en zu völligen Ehren zu bringen. Wie, wenn der Graf, der Ceremonienmeister des Romans, ihn durch sein achtungsvolles Betragen und durch eine gewisse Art der Behandlung, die ich Ihnen nicht näher zu bezeichnen

*) Das Ideal und das Leben, in Schiller's Werken Bd. 9. Abth. 1. S. 141 u. f.

**) Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, in Schiller's Werken. Bd. 8. Abth. 1. S. 235 u. f.

brauche, ihn auf einmal aus seinem Stande heraus in einen höhern stellte, und ihm dadurch auf gewisse Art den noch fehlenden Adel ertheilte? Gewiß, wenn selbst der Graf ihn distinguirte, so wäre das Werk gethan.

Ueber Wilhelms Benehmen im Saal der Vergangenheit, wenn er diesen zum erstenmal mit Natalien betritt, hab' ich noch eine Erinnerung zu machen. Er ist mir hier noch zu sehr der alte Wilhelm, der im Hause des Großvaters am liebsten bei dem kranken Königssohn verweilte, und den der Fremde, im ersten Buch, auf einem so unrechten Wege findet. Auch noch jetzt bleibt er fast ausschließend bei dem bloßen Stoff der Kunstwerke stehen, und poetisirt mir zu sehr damit. Wäre hier nicht der Ort gewesen, den Anfang einer glücklichen Krise bei ihm zu zeigen, ihn zwar nicht als Kenner, denn das ist unmöglich, aber doch als einen mehr objectiven Betrachter darzustellen, so daß etwa ein Freund, wie unser Meyer, Hoffnung von ihm fassen könnte?

Sie haben Jarno schon im siebenten Buche so glücklich dazu gebraucht, durch seine harte und trockne Manier eine Wahrheit heraus zu sagen, die den Helden, so wie den Leser, auf einmal um einen großen Schritt weiter bringt: ich meine die Stelle, wo er Wilhelmen das Talent zum Schauspieler rund weg abspricht. Nun ist mir

beigefallen, ob er ihm nicht in Rückſicht auf Thereſen und Natalien einen ähnlichen Dienſt mit gleich gutem Erfolg für das Ganze, leiſten könnte. Jarno ſcheint mir der rechte Mann zu ſeyn, Wilhelmen zu ſagen, daß Thereſe ihn nicht glücklich machen könnte, und ihm einen Wink zu geben, welcher weibliche Character für ihn tauge. Solche einzelne dürr geſprochene Worte, im rechten Moment geſagt, entbinden auf einmal den Leſer von einer ſchweren Laſt, und wirken wie ein Blitz, der die ganze Scene erleuchtet.

Noch ein kleines Anliegen. Ich möchte gern Ihren Kopf vor den neuen Muſenalmanach ſetzen, und habe heut an Bolt in Berlin geſchrieben, ob er dieſe Arbeit noch übernehmen kann. Nun wünſchte ich ihn aber lieber nach einem Gemälde, als nach Lipſens Kupferſtich, und frage an, ob Sie ſich entſchließen könnten, das Porträt von Meyer dazu herzugeben? Wollten Sie dieſes nicht gern aus der Hand laſſen, ſo erlaubten Sie mir doch, daß ich es copiren ließe, wenn ſich in Weimar ein erträglicher Maler dazu findet.

242.

An Goethe.

Jena den 12. Juli 1796.

Daß ich Ihren Kopf nicht zu dem diesjährigen Almanach bekommen kann, thut mir sehr leid. Eine Verzierung müssen wir einmal haben, und das wäre doch die vernünftigste gewesen. Da ich unter den Lebendigen keinen andern Kopf mag, so werde ich das Portrait von Uz, der kürzlich gestorben ist *), zu bekommen suchen. Es giebt uns so ein Ansehen von Billigkeit und Honnetete, wenn wir einem aus der alten Zeit diese Ehre erweisen. Vielleicht können Sie mir durch Knebel dazu verhelfen. Ich bezahle gern, was ein Gemälde oder eine Zeichnung kosten kann.

*) Den 12. Mai 1796.

243.

An Goethe.

Jena den 23. Juli 1796.

In dieſen letzten Tagen habe ich mich nicht wohl genug gefühlt, um über etwas, was uns intereſſirt, zu reden; auch heute enthalt' ich mich, denn der Kopf iſt mir von einer ſchlafloſen Nacht zerſtört.

Die politiſchen Dinge, denen ich ſo gern immer auswich, rücken einem doch nachgerade ſehr zu Leibe. Die Franzoſen ſind in Stuttgart, wohin die Kaiſerlichen ſich anfangs geworfen haben ſollen, ſo daß jene die Stadt beſchießen mußten. Ich kann das aber nicht glauben, da Stuttgart kaum Mauern hat, und es keinem Menſchen, der bei Sinnen iſt, einfallen kann, ſich auch nur drei Stunden darin halten zu wollen. Von meiner Familie hab' ich ſeit mehreren Wochen keine Nachricht. —

Neulich erfuhr ich, daß Stolberg und wer ſonſt noch bei ihm war, den Meiſter feierlich verbrannt habe, bis auf das ſechſte Buch, welches er wie Arndt's Paradiesgärtlein rettete, und beſonders binden ließ. Er hält es in allem Ernſt für eine Anempfehlung der Herrnhuterei, und hat ſich ſehr daran erbaut. — Von Bag-

geſen ſpuckt ein Epigramm auf meinen Muſenalmanach, worin die Epigramme übel wegkommen ſollen. Die Pointe iſt, daß, »nachdem man erſt idealiſche Figuren an dem Leſer vorübergehen laſſen, endlich ein venetianiſcher Nachttopf über ihn ausgeleert werde.« — Das Urtheil wenigſtens ſieht einem begoſſenen Hunde ſehr ähnlich. Ich empfehle Ihnen dieſe beiden Avis zu beſtem Gebrauche. Haben Sie die Güte, mir, was Sie noch von Xenien haben, zu ſenden, weil es jetzt mit dem Drucke ſehr Ernſt iſt. — Mein voriger Muſenalmanach iſt in Wien verboten; wir haben alſo in Rückſicht auf den neuen um ſo weniger zu ſchonen.

244.

An Goethe.

Jena den 29. Juli 1796.

Für den Roman fürchte ich gar nichts. Das Wenige, was noch zu thun iſt, hängt von ein paar glücklichen Aperçus ab, und im äußern Gedränge pflegt man oft die wunderbarſten Offenbarungen zu erhalten. — Meyer's Stimme aus Florenz hat mich recht erquickt und erfreut. Es iſt eine Luſt, ihn zu hören, mit welcher zar-

ten Empfänglichkeit er das Schöne aufnimmt, und bei einem so denkenden und analysirenden Geiste, wie der seinige, ist diese Rührungsfähigkeit, diese offene Hingebung eine unendlich schätzbare Eigenschaft. Seine Idee zu einem Bilde scheint mir überaus glücklich und malerisch zu seyn. —

Die Idylle ist abgedruckt, und ich werde den Probebogen nächstens schicken. Die zur Eisbahn gehörigen Xenien (Mittelalter und Individualität abgerechnet) hab' ich in ein Gedicht zusammengerückt, und die einzelnen Ueberschriften weggelassen. Dasselbe läßt sich im Kleinen auch noch bei einigen andern thun, und wird die Mannigfaltigkeit der Formen vermehren. Vielleicht haben Sie auch Lust, die Newtoniana so zu ordnen.

245.

An Goethe.

Jena den 31. Juli 1796.

Sie können sich von den Xenien nicht ungerner trennen, als ich selbst. Außer der Neuheit und interessanten Eigenthümlichkeit der Idee, ist der Gedanke, ein gewisses Ganzes in Gemeinschaft mit Ihnen auszuführen, so reizend für mich ge-

weſen. Aber ſeyen Sie verſichert, daß ich die Idee nicht meiner Convenienz aufgeopfert habe. Zu einem Ganzen, ſo wie es auch von dem liberalſten Leſer gefordert werden konnte, fehlte noch unüberſehlich viel. Eine mühſame Redaction hat mich mit dieſem Mangel gar ſehr bekannt gemacht. Selbſt wenn wir die zwei Monate ausſchließend dazu hätten widmen können, würde weder der ſatyriſche noch der andere Theil die nöthige Vollſtändigkeit erlangt haben. Das ganze Werk ein Jahr länger liegen zu laſſen, erlaubte weder das Bedürfniß des Almanachs, noch wäre es der vielen Anſpielungen auf das Neueſte in der Literatur, welches nach einem Jahre ſein Intereſſe verliert, zu wagen geweſen; und was dieſer Rückſichten mehr ſind, die ich Ihnen mündlich anführen will. Uebrigens iſt uns dieſe Idee und Form noch gar nicht verloren, denn es iſt noch ſo erſtaunlich viel Stoff zurück, daß dasjenige, was wir aus den alten noch etwa hinzunehmen, darin verſchwinden wird.

Ihren Namen nenne ich ſparſam. Selbſt bei denjenigen politiſchen, welche in einander greifen, und vor welchen man ſich gefreut haben würde, ihn zu finden, hab' ich ihn weggelaſſen, weil man dieſe mit den andern, auf Reichardt gehenden, in Verbindung vermuthen könnte. Stolberg kann nicht geſchont werden, und das wollen

Sie wohl selbst nicht, und Schlosser wird nie genauer bezeichnet, als eine allgemeine Satyre auf die Frommen erfordert. Außerdem kommen diese Hiebe auf die Stolberg'sche Seite in einer solchen Verbindung vor, daß jeder mich als den Urheber sogleich erkennen muß. Ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde, und habe keine Schonung nöthig. Wieland soll mit der zierlichen Jungfrau in Weimar wegkommen, worüber er sich nicht beklagen kann. Uebrigens erscheinen diese Odissa erst in der zweiten Hälfte des Almanachs, so daß Sie bei Ihrem Hierseyn noch herauswerfen können, was Ihnen gut dünkt. Um Iffland nicht wehe zu thun, will ich in den Dialog mit Shakspeare lauter Schröder'sche und Kotzebue'sche Stücke bezeichnen. Sie sind wohl so gütig, und lassen mir das Personal von fünf oder sechs Kotzebue'schen Stücken abschreiben, daß ich darauf anspielen kann. —

Aus Schwaben sind seit acht Tagen keine Nachrichten mehr angelangt. Ich weiß nicht, wie es um meine Familie steht, noch wo sie sich jetzt aufhält. Aus Coburg wird heute geschrieben, daß die Franzosen in wenig Tagen darin einrücken würden. Der allerfurchtsamste Hypochondrist von der Welt, Herr ** schreibt dieses an seine Frau, die hier ist; es muß also wohl wahr seyn. Es ist gut, wenn man den Jenensern Zeit läßt, ihre

Furcht vor den Franzosen los zu werden, ehe man ihnen die Comödie zeigt. Es giebt gar gewissenhafte Leute hier, die bei einer so großen öffentlichen Calamität ein Vergnügen für unschicklich halten.

Da, wie ich höre, das Mannheimer Theater auf ein Jahr suspendirt ist, so werden Sie Iffland wohl wieder in Weimar haben können. Es wäre zu wünschen, daß sich das Weimarische Theater bei dieser Gelegenheit mit einer Schauspielerin recrutiren könnte. Mlle. Witthöft, oder wie sie jetzt heißt, würde wohl eine sehr gute Eroberung seyn. *)

246.

An Goethe.

Jena den 1. August 1796.

Nach langem Hin- und Herüberschwanken kommt jedes Ding endlich in seine wagerechte Lage. Die erste Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Posse, ein „Schabernack", auf den

*) Einige Bemerkungen Schiller's über diese Schauspielerin findet man in der Nachlese zu seinen sämmtlichen Werken. Zeitz 1835. S. 127.

Moment berechnet, und war auch ſo ganz recht. Nachher regte ſich ein gewiſſer Ueberfluß, und der Trieb zerſprengte das Gefäß. Nun habe ich aber, nach nochmaligem „Beſchlafen“ der Sache, die natürlichſte Auskunft von der Welt gefunden, Ihre Wünſche und die Convenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen.

Was eigentlich den Anſpruch auf eine gewiſſe Univerſalität erregte, und mich bei der Redaction in große Verlegenheit brachte, waren die philoſophiſchen und rein poetiſchen, kurz die unſchuldigen Xenien; alſo eben die, welche in der erſten Idee auch nicht geweſen waren. Wenn wir dieſe in dem vordern und geſetzten Theil des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die luſtigen hingegen unter dem Namen Xenien und als ein eigenes Ganzes, wie voriges Jahr die Epigramme, dem erſten Theil anſchließen, ſo iſt geholfen. Auf einem Haufen beiſammen und mit keinen ernſthaften untermiſcht, verlieren ſie ſehr vieles von ihrer Bitterkeit. Der allgemein herrſchende Humor entſchuldigt jedes Einzelne, und zugleich ſtellen ſie wirklich ein gewiſſes Ganzes vor. Auch die Hiebe auf Reichardt wollen wir unter dem Haufen zerſtreuen, und nicht, wie erſt geſchehen war, an die Spitze ſtellen. Von der einen Seite war die Ehre und von der andern die Beleidigung zu groß, die wir ihm durch dieſe Auszeich-

nung anthaten. Und so wären also die Xenien (wenn Sie meine Gedanken gut heißen) zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch zugleich nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen.

Und da nach dem neuen Plane diejenigen politischen Xenien von Ihnen, welche blos Lehren enthalten, und gar Niemand treffen, von den satyrischen ganz getrennt sind, so habe ich unter jene Ihren Namen gesetzt. Er gehört davor, weil sich diese Confessionen an die Epigramme vom vorigen Jahr und selbst an den Meister anschließen und, in Form und Gehalt, unverkennbar Ihren Stempel tragen.

247.

An Goethe.

Jena den 5. August 1796.

Matthissson ist heute hier durchgereist. Er kommt unmittelbar aus Italien über Triest und Wien. Seinen Versicherungen nach soll die Reise nach Italien nicht so bedenklich seyn. Er glaubt, der Weg von Triest nach Rom über Ancona sollte keine Schwierigkeit haben. Es ist ihm selbst auf

der Reise keine Unannehmlichkeit begegnet, und aufgehalten wurde er blos in Nürnberg, wo es an Pferden fehlte. Wenn es also binnen drei, vier Wochen entschieden würde, ob Sie für Haus und Heerd nichts zu fürchten haben, so wäre die Reise doch nicht aufzugeben. Auch Hirt hat Italien verlassen. Matthisson hat sich in Wien von demselben getrennt, doch sagt er, Hirt würde noch hieher kommen. Von Meyer'n wußte er nicht mehr zu erzählen, als wir wissen, und überhaupt hat er nicht viel Neues über die neuesten Ereignisse zu erzählen gehabt.

Ich sende Ihnen hier eine Anzahl ernsthafter Xenien, die ich, aus den Ihrigen und den meinigen gemischt, in Einen Straus zusammen gebunden habe, damit doch auch in Absicht auf die ernsthaften Stücke, die Idee einiger beiderseitigen Vereinigung erfüllt werde.

248.

An Goethe.

Jena den 8. August 1796.

Ihre neue Entdeckung ist in der That wunderbar; sie scheint bedeutend und auf eine wichtige Spur zu führen. Sie erinnerte mich an die

ſchnelle und gewaltſame Entwicklung, welche in dem Herzen und den Lungen des neugebornen Thiers vorgeht. Daß der Schmetterling die Lichtſeite ſo ſehr vermeidet, iſt auch etwas Merkwürdiges, und muß abermals auf den Einfluß des Lichts auf organiſche Naturen aufmerkſam machen. Ich wünſchte ſehr, das Phänomen ſelbſt zu ſehen. Sie ſetzen dieſe Tage Ihre Verſuche wahrſcheinlich fort, und werden mir, wenn Sie hieher kommen, mehreres davon zu erzählen haben.

Hier wird allgemein erzählt, daß in Weiſſenfels eine Zuſammenkunft zwiſchen dem Churfürſten von Sachſen, einigen Herzogen von Sachſen, ja ſelbſt dem König von Preußen im Werke ſey. Die Sachſen würden die Stadt Erfurt beſetzen, und was des Gerüchtes mehr iſt.

Schlegel's Bruder iſt hier; er macht einen recht guten Eindruck und verſpricht viel. Humboldt hat eine große Reiſe nach dem nördlichen Deutſchland bis auf die Inſel Rügen angetreten, wird die Freunde und Feinde in Eutin und Wandsbeck beſuchen, und uns allerlei Kurzweiliges zu melden haben. Ich konnte nicht recht begreifen, was ihm auf einmal ankam, ſich dorthin in Bewegung zu ſetzen. —

Haben Sie nicht eine Schrift über die Herculaniſchen Entdeckungen? Ich bin gerade jetzt einiger Details darüber bedürftig, und bitte Sie

darum. Schon in Volckmann's Geschichte findet man, glaub' ich, Mehreres davon.

249.

An Goethe.

Jena den 11. August 1796.

Für den Volckmann und die übrigen Notizen dank' ich Ihnen auf's beste. Daß Sie nicht sogleich kommen können, ist mir recht verdrießlich. Ich hätte jetzt so gern mein Lämpchen bei Ihnen angezündet. In Absicht auf den Roman thun Sie sehr wohl, fremden Vorstellungen, die sich Ihrer Natur nicht leicht assimiliren lassen, keinen Raum zu geben. Hier ist alles aus Einem Stück; und selbst wenn eine kleine Lücke wäre, was noch immer nicht erwiesen ist, so ist es besser, sie bleibt auf Ihre Art, als daß sie durch eine fremde Art ausgefüllt wird.

250.

An Goethe.

Jena den 12. August 1796.

Wenn ich Ihre Idylle gegen die Epigramme im vorigen Jahr abrechne, so wird der diesjährige Almanach wohl den Preis davon tragen. Mit meinen Arbeiten darin bin ich viel besser zufrieden, als ich es mit denen im vorigen Jahr bin. Ich empfinde es ganz erstaunlich, was Ihr näheres Einwirken auf mich in mir verändert hat, und obgleich an der Art und an dem Vermögen selbst nichts anders gemacht werden kann, so ist doch eine große Läuterung mit mir vorgegangen. Einige Sachen, die ich jetzt unter Händen habe, dringen mir diese Bemerkung auf.

251.

An Goethe.

Jena den 15. August 1796.

Endlich habe ich Briefe aus Schwaben, die mich zwar nicht viel unterrichten, aber im Ganzen doch beruhigen. — Meine Familie hat wenig von den Kriegsunruhen, desto mehr aber von den Krankheitsumständen meines Vaters gelitten, der

einem langsamen Tode auf einem sehr schmerzlichen Krankenlager entgegen schmachtet. Meine jüngste Schwester, von der ich Ihnen im vorigen März erzählt, ist schon im April gestorben, *) und meine zweite dem Tode mit Mühe entgangen.

252.

An den Hofrath Reinwald in Meinungen. **)

Jena den 19. September 1796.

Du erhältst hier Nachricht von der Auflösung des guten Vaters ***), die, so sehr sie auch erwartet, ja gewünscht werden mußte, uns Alle aufs innigste betrübt. Der Beschluß eines so langen und dabei so thätigen Lebens ist selbst bei

*) Nach Schiller's eigenen Aeußerungen soll sie viel Neigung zum Drama gehabt, und manche Versuche in den abgelegensten Plätzen des Hauses, aus Furcht vor dem Vater, der eine solche Beschäftigung für ein Mädchen misbilligte, scenenweise componirt und niedergeschrieben haben. Vergl. K. Ph. Conz: Einiges über Schiller, in der Zeitung f. d. elegante Welt. Januar 1823. Nr. 7. S. 53.

**) Schiller's Schwager.

***) Schiller's Vater war den 7. September 1796 gestorben.

dem Gleichgültigen und Fremden ein rührender Gegenstand: wie muß er es denjenigen seyn, die er so nahe angeht! Ich muß mich des Gedankens über diesen schmerzlichen Verlust mit Gewalt entschlagen, weil ich die lieben Unsrigen aufzurichten habe. Es ist ein großer Trost für Deine Frau, daß sie ihre kindliche Liebe noch bis an das Sterbebette des guten Vaters hat erstrecken und erfüllen können. Nie würde sie sich darüber getröstet haben, wenn er wenige Tage nach ihrer Abreise gestorben wäre.

Du begreifst, daß sie in den ersten Tagen der schmerzlichen Trennung, wo noch so viele unangenehme Ereignisse auf die gute Mutter einstürmen, nicht abreisen konnte, wenn auch die Post im Gange wäre. Aber diese stockt noch immer, und wir müssen erst die Kriegsereignisse auf der fränkischen, schwäbischen und pfälzischen Grenze abwarten. Wie sehr diese Abwesenheit Deiner Frau Dich drücken muß, fühle ich mit Dir; aber wer kann gegen eine solche Kette unvermeidlicher Schickfale! Leider verflicht sich die allgemeine und öffentliche Unordnung auch in unsre Privatangelegenheiten auf die fatalste Weise.

Deine Frau sehnt sich von Herzen nach Hause, und sie verdient nur desto mehr unsre Achtung, daß sie, gegen ihre Neigung und gegen ihr Interesse, sich nur durch die Vorstellung ihrer kind-

lichen Pflicht leiten ließ. Jetzt aber säumt sie gewiß keine Stunde länger, sich auf die Rückreise zu machen, sobald es nur ohne Gefahr und möglicher Weise geschehen kann.

253.

An Goethe.

Jena den 14. October 1796.

Endlich hab' ich alle Speditionsarbeit mir vom Halse geschafft, um eine neue, wiewohl lustigere, zu beginnen. Ohne kleine Confusionen ist es freilich nicht abgegangen, doch sind sie zum Glück von keiner Bedeutung, und das Ganze ist doch glücklich beendet. Möchte nur nicht ganz weggeworfene Arbeit seyn, was wir körperlich und geistig daran gewendet haben. Doch so was belohnt sich zum Glück, wie das Kleidermachen, von selbst.

Gestern war Blumenbach hier und auch bei mir. Nach dem, was neulich von ihm gesprochen worden, wunderte ich mich nicht wenig, die Aeußerung von ihm zu hören: »er preise sich glücklich, daß er die Wissenschaft, an der er mit ganzer Seele hänge, als Beruf treiben dürfe.« Auch Lavater ist hier; ich hab' ihn aber nicht

gesehen. An Paulus, den er kürzlich etwas gröblich behandelte, schrieb er ein Billet und bittet um eine Zusammenkunft.

254.

An Goethe.

Jena den 16. October 1796.

Hier erfolgen endlich zwei Monatsstücke Horen; gestern wurden sie mir von Leipzig geschickt. — Sie müssen doch das neue Stück vom Journal Deutschland lesen. Das Insekt hat das Stechen wieder nicht lassen können. Wirklich, wir sollten es zu Tode hetzen, sonst ist keine Ruhe vor ihm. Gegen den Cellini hat er seinen bösen Willen ausgeübt, und um Sie zu chicaniren, die Stellen angepriesen, auch zum Theil extrahirt, die Sie ausgelassen haben u. s. w. Von dem Aufsatz der Stael spricht er mit großer Verachtung. — Mit Lavater'n hab' ich Sie vorgestern unnützerweise fürchten gemacht. Es ist sein Bruder gewesen, der hier war. Reichardt soll auch in Leipzig seyn; Niethammer und Paulus aber haben ihn nicht gesehen. Schlegel ist noch in Leipzig, wo sich die Herzen vermuthlich gegen einander ergießen werden.

255.

An Goethe.

Jena den 19. October 1796.

Mit dem heutigen Paket haben Sie mir eine recht unverhoffte Freude gemacht. Ich fiel auch gleich über das achte Buch des Meister her, und empfing auf's neue die ganze volle Ladung deſſelben. Es iſt zum Erſtaunen, wie ſich der epiſche und philoſophiſche Gehalt in demſelben drängt. Was innerhalb der Form liegt, macht ein ſo ſchönes Ganze, und nach außen berührt ſie das Unendliche, die Kunſt und das Leben. In der That kann man von dieſem Roman ſagen: er iſt nirgends beſchränkt als durch die äſthetiſche Form, und wo die Form darin aufhört, da hängt er mit dem Unendlichen zuſammen. Ich möchte ihn einer ſchönen Inſel vergleichen, die zwiſchen zwei Meeren liegt.

Ihre Veränderungen finde ich zureichend, und vollkommen in dem Geiſt und Sinne des Ganzen. Vielleicht, wenn das Neue gleich mit dem Alten entſtanden wäre, möchten Sie hie und da mit Einem Strich geleiſtet haben, was jetzt mit mehrern geſchieht. Aber das kann wohl keinem fühlbar werden, der es zum erſtenmal in ſeiner jetzigen Geſtalt lieſt. Meine Grille, mit etwas

deutlicherer Prominciation der Haupthandlung abgerechnet, wüßte ich in der That nichts mehr, was vermißt werden könnte. Stände indeß nicht Lehrjahre auf dem Titel, so würde ich den didactischen Theil in diesem achten Buche für fast überwiegend halten. Mehrere philosophische Gedanken haben jetzt offenbar an Klarheit und Faßlichkeit gewonnen. In der unmittelbaren Scene nach Mignon's Tode fehlt nun auch nichts mehr, was das Herz in diesem Augenblick fordern kann; nur hätte ich gewünscht, daß der Uebergang zu einem neuen Interesse mit einem neuen Capitel möchte bezeichnet worden seyn. Der Markese ist jetzt recht befriedigend eingeführt. Der Graf macht sich vortrefflich, Jarno und Lothario haben bei Gelegenheit der neuen Zusätze auch an Interesse gewonnen. Nehmen Sie nun zu der glücklichen Beendigung dieser großen Krise meinen Glückwunsch an, und lassen Sie uns bei diesem Anlaß horchen, was für ein Publikum wir haben. —

256.

An Goethe.

Jena den 23. October 1796.

Humboldt iſt von unſrem Almanach nicht wenig überraſcht worden, und hat recht darin geſchwelgt. Auch die Xenien haben den heitern Eindruck auf ihn gemacht, den wir wünſchen. Es iſt mir wieder eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich iſt. In Berlin, ſchreibt er, ſey zwar großes Reißen danach, aber doch habe er nichts, weder Intereſſantes noch Kurzweiliges, darüber erfahren. Die Meiſten kämen entweder mit moraliſchen Gemeinplätzen angeſtochen, oder ſie belachen alles ohne Unterſchied wie eine literariſche Hetze. Unter den vordern Stücken, die er noch nicht kannte, hat die Eisbahn von Ihnen und die Muſen in der Mark ihn vorzüglich erfreut; von mir die Geſchlechter, der Beſuch, und vor den Tabulis votivis hat er einen großen Reſpect; aber eine Auseinanderſetzung unſres beiderſeitigen Eigenthums an dieſen gemeinſchaftlichen Productionen findet er ſehr ſchwer. Von den Xenien ſchreibt er, daß ſie ſämmtlich Ihnen in die Schuhe geſchoben würden, worin man in Berlin noch mehr

durch Hufeland bestärkt worden sey, der behauptet habe, alle von Ihrer Hand gelesen zu haben. — Sonst hab' ich neuerdings nichts von dem Almanach gehört, und denke, wir werden auch nur zu bald inne werden, wie wenig jetzt auf einen allgemeinen Sinn bei dem Publikum zu rechnen ist. —

Ihre Schweizerbriefe interessiren einen Jeden, der sie liest, und ich bin ordentlich froh, daß ich Ihnen diese habe abjagen können. Es ist auch wahr, sie geben ein ungemein lebendiges Bild der Gegenwart, aus der sie flossen, und ohne ein kunstmäßiges Entstehen stellen sie sich recht natürlich und geschickt in ein Ganzes zusammen. — Der Beschluß des Meisters hat meine Schwägerin sehr gerührt, und ich finde auch hier meine Erwartung von dem, was den Haupteffect macht, bestätigt. Immer ist es doch das Pathetische, was die Seele zuerst in Anspruch nimmt; erst späterhin vereinigt sich das Gefühl zum Genuß des ruhigen Schönen. Mignon wird wahrscheinlich bei jedem ersten und auch zweiten Lesen die tiefste Furche zurücklassen; aber ich glaube doch, daß es Ihnen gelungen seyn wird, wonach Sie strebten — diese pathetische Rührung in eine schöne aufzulösen.

Wie lieb ist mir's, daß Sie bald wieder auf einige Tage kommen wollen. Jetzt nachdem ich

die Arbeit mit dem Almanach abgeworfen, bedarf ich eines neuen lebendigen Intereſſes ſo ſehr. Zwar habe ich den Wallenſtein vorgenommen, aber ich gehe noch immer darum herum, und warte auf eine mächtige Hand, die mich ganz hineinwirft. Die Jahreszeit drückt mich, wie Sie, und ich meine oft, mit einem heitern Sonnenblick müßte es gehen.

257.

An Goethe.

Jena den 25. October 1796.

Nun mahnt es mich, für etwas zu ſorgen, wodurch der zweite Jahrgang der Horen brillant geſchloſſen würde; denn von dem Erfolg des nächſten Abonnements ſcheint das fernere Schickſal der Horen abzuhängen. Noch ſeh' ich nichts vor mir, und von dem Himmel iſt in dieſen zwei Jahren ſo wenig gefallen, daß ich kein ſonderliches Vertrauen zu dieſen zufälligen Gaben habe. — Wenn Sie doch noch ſo ein Paket Briefe fänden, wie die aus der Schweiz; alle Redactionsarbeit nähm' ich Ihnen mit Freuden ab. —

Schlegel erzählt, daß der Herzog von Gotha über die Xenien ſehr ungehalten ſey, und zwar

wegen Schlichtegroll, den er sehr hoch halte. Auch hör' ich, daß sich Schütz, der Rezension unsers Almanachs wegen, nicht zu rathen und zu helfen weiß; ich glaub' es wohl.

258.

An Goethe.

Jena den 28. October 1796.

Unser Almanach soll in Berlin gewaltiges Aufsehen gemacht haben. Nicolai nennt ihn den Furien-Almanach. Böllner und Biester sollen ganz entzückt darüber seyn. (Sie sehen, daß es uns mit Biester'n gelungen ist.) Dieser findet die Xenien noch viel zu mäßig geschrieben. Ein anderer meinte, jetzt wäre noch eine Landplage mehr in der Welt, weil man sich jedes Jahr vor dem Almanach zu fürchten habe. Meyer, der Poet, meinte, wir hätten einander in den Xenien selbst heruntergerissen, und ich hätte das Distichon: Wohlfeile Achtung! auf Sie gemacht! — Woltmann war gestern bei mir, und wollte wissen, daß Wieland von den Xenien gesagt habe: »er bedaure nur, daß ** darin gelobt sey, weil so viele andere ehrliche Leute mishandelt wären.« —

Endlich ist denn der erste gedruckte Angriff auf die Xenien geschehen, und wenn alle dem gleich sind, so haben wir freilich nichts dabei zu thun. Dieser Angriff steht in — dem Reichsanzeiger. Er besteht aus einem Distichon, wo aber der Pentameter — vor dem Hexameter steht. Sie können sich nichts Erbärmlicheres denken. Die Xenien werden hämisch gescholten. — Was Sie aber belustigen wird, ist ein Artikel in dem neuen Leipziger Intelligenzblatt, welches in Folio herauskommt. Hier hat ein ehrlicher Anonymus sich der Horen gegen Reichardt angenommen. Zwar sind beide nicht genannt, aber unverkennbar bezeichnet. Er rügt es sehr scharf, daß dieser Herausgeber von zwei Journalen das erste in dem andern unverschämt lobe, und gegen ein andres Journal einen schändlichen Neid blicken lasse. Vor jetzt wolle er es bei diesem Winke bewenden lassen; aber er droht, ihm hart zu Leibe zu rücken, wenn dieser Wink nichts fruchte.

259.

An Goethe.

Jena den 31. October 1796.

Ich begrüße Sie in Ihrem einsamen Thal *), und wünsche, daß Ihnen die holdeste aller Musen dort begegnen möge. Wenigstens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermann's finden, und einen Apotheker und grünes Haus mit Stukkaturarbeit giebt es dort wohl auch.

Körner hat mir heute über Ihren Meister geschrieben. Ich lege seinen Brief bei; er wird Sie in Ihrer Einsamkeit nicht übel stimmen. — Von Leipzig hab' ich einen Brief, worin man meldet, daß die sämmtlichen Exemplare, welche ich vorräthig hingesandt, vergriffen seyen, und dringend um neue schreibt. — Ich habe deswegen heute an Cotta geschrieben, und ihn zu einer neuen Auflage ermuntert, die ich hier, sowohl des Risico als der lästigen Besorgung wegen, nicht gern veranstalten mag. Es ist seine Sache, er mag sich also rathen, und der Zeitgewinn von zwölf bis vierzehn Tagen ist so beträchtlich nicht.

Die **schen Epigramme sind zwar noch ganz liberal ausgefallen, aber ich gestehe doch, daß mir

*) Ilmenau.

diese Art, unsre Sache zu nehmen, gerade die allerfatalste ist. Es blickt nichts daraus hervor, als eine Schonung der Leerheit und Flachheit, und ich weiß nichts Impertinenteres, als von einer Seite dem Erbärmlichen nachzulaufen, und dann, wenn Jemand demselben zu Leibe geht, zu thun, als ob man es blos geduldet hätte; erst es dem Guten entgegen zu setzen, und dann sich zu stellen, als ob es grausam wäre, es mit demselben vergleichen zu wollen. Der Pentameter: »Unser Wasser erfrischt u. s. w.« ist merkwürdig, und ganz erstaunlich expressiv für diese ganze Classe.

260.

An Goethe.

Jena den 2. November 1796.

Humboldt ist seit gestern hier. Wenig hätte gefehlt, so wäre er mit Reichardt hier angekommen; er hat ihm nur durch List entgehen können. Reichardt wird in vierzehn Tagen hier seyn; wie er sagt, um Friedrich Schlegel von hier weg nach Giebichenstein zu nehmen. Das heiß' ich recht vom Teufel geholt werden. Er soll sich bei den Xenien sehr sentimental be-

nehmen, und weil ihm Schlegel versichert, Sie hätten keinen Antheil an denen, die auf ihn gehen, so soll er sehr getröstet seyn, und Humboldt meint, Sie wären vor seinem Besuch keineswegs sicher. Er glaube, bei Ihnen noch immer was zu gelten. Auch hat er Ihre Stücke im Almanach sehr gelobt gegen Humboldt. Sie haben also Ihre Absicht mit ihm vor der Hand noch nicht erreicht, wie es scheint; er ist und bleibt vor der Welt Ihr Freund, wenigstens in seinen Augen, und wird sich auch wahrscheinlich jetzt mehr als je dafür auszugeben suchen. — In Halls soll Wolf, und besonders Eberhard mit den Xenien sehr zufrieden seyn, selbst Klein, der Verwandte Nicolai's. —

261.

An Goethe.

Jena den 13. November 1796.

Es ist mir ein rechter Trost, Sie wieder in unsrer Nähe zu wissen. Noch nie ist mir eine Trennung von Ihnen so lang vorgekommen, wie die jetzige, obgleich ich weniger als sonst mich allein befunden habe. Ich freue mich, wenn Sie mir Ihre neuen Entdeckungen für die Morpholo-

gie mittheilen; die poetiſche Stunde wird ſchon ſchlagen. — Hier iſt in Ihrer Abweſenheit nichts Neues vorgefallen; auch aus der literariſchen Welt hab' ich nichts in Erfahrung gebracht. Hier des Coadjutors *) Brief, die Xenien betreffend. Sie ſehen daraus, daß man viel ſündigen kann, wenn man ſich nur erſt in einen recht moraliſchen Ruf geſetzt hat. —

Ich habe in dieſer Zeit die Quellen zu meinem Wallenſtein fleißig ſtudirt, und in der Oeconomie des Stücks einige nicht unbedeutende Fortſchritte gewonnen. Je mehr ich meine Ideen über die Form des Stücks rectificire, deſto ungeheurer erſcheint mir die Maſſe, die zu beherrſchen iſt, und wahrlich, ohne einen gewiſſen kühnen Glauben an mich ſelbſt würde ich ſchwerlich fortfahren können. —

262.

An Goethe.

Jena den 14. November 1796.

In Copenhagen iſt man auf die Xenien ganz grimmig, wie mir die Schimmelmann heute

*) Dalberg.

ſchreibt, die zwar eine liberalere Sentimentalität hat, und — wenn ſie nur könnte, gerne gerecht gegen uns wäre. Daran dürfen wir überhaupt gar nicht denken, daß man unſer Product ſeiner Natur nach würdigt; die es am beſten mit uns meinen, bringen es nur bis zur Toleranz. Mir wird bei allen Urtheilen dieſer Art, die ich noch gehört, die miſerable Rolle des Verführten zu Theil; Sie haben doch noch den Troſt des Verführers.

Es iſt zwar ſehr gut, und für mich beſonders, jetzt etwas Bedeutendes und Ernſthaftes in's Publikum zu bringen; aber wenn ich bedenke, daß das Größte und Höchſte, ſelbſt für ſentimentaliſche Leſer, von Ihnen, geleiſtet, noch ganz neuerdings im Meiſter und ſelbſt im Almanach von Ihnen geleiſtet worden iſt, ohne daß das Publikum ſeiner Empfindlichkeit über kleine Angriffe Herr werden konnte, ſo hoffe ich in der That kaum, es jemals, durch etwas in meiner Art Gutes und Vollendetes, zu einem beſſern Willen zu bringen. Ihnen wird man Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur nie verzeihen, und mir, wenn ich hier von mir reden darf, wird der ſtarke Gegenſatz meiner Natur gegen die Zeit und gegen die Maſſe das Publikum nie zum Freund machen können. Es iſt nur gut, daß dies auch ſo gar nothwendig nicht iſt, um mich in Thätigkeit zu

ſetzen und zu erhalten. Ihnen kann es vollends gleichgültig ſeyn, und jetzt beſonders, da trotz alles Geſchwätzes der Geſchmack der Beſſern ganz offenbar eine ſolche Richtung nimmt, die zu der vollkommenſten Anerkennung Ihres Verdienſtes führen muß.

Hier leg' ich Ihnen einen weitläuftigen Brief von Körner über Meiſter bei, der ſehr viel Schönes und Gutes enthält. — An den Almanach für das nächſte Jahr wag' ich jetzt noch gar nicht zu denken, und alle meine Hoffnung iſt nach Ihnen gewendet. Denn das ſehe ich nun ein, daß der Wallenſtein mir den ganzen Winter und wohl faſt den ganzen Sommer koſten kann, weil ich den widerſpenſtigſten Stoff zu behandeln habe, dem ich nur durch ein heroiſches Ausharren etwas abgewinnen kann. Da mir außerdem noch ſo manche, ſelbſt der gemeinſten Mittel fehlen, wodurch man ſich das Leben und die Menſchen näher bringt, aus ſeinem engen Daſeyn heraus und auf eine große Bühne tritt, ſo muß ich, wie ein Thier, dem gewiſſe Organe fehlen, mit denen, die ich habe, mehr thun lernen, und die Hände gleichſam mit den Füßen erſetzen. In der That verliere ich darüber eine unſägliche Kraft und Zeit, daß ich die Schranken meiner zufälligen Lage überwinde, und mir eigene Werkzeuge zubereite, um einen ſo fremden Gegenſtand, als mir

die lebendige und besonders die politische Welt ist, zu ergreifen. Recht ungeduldig bin ich, mit meiner tragischen Fabel von Wallenstein nur erst so weit zu kommen, daß ich ihrer Qualification zur Tragödie vollkommen gewiß bin; denn wenn ich es anders fände, so würde ich zwar die Arbeit nicht ganz aufgeben, weil ich schon so viel daran gebildet habe, um ein würdiges dramatisches Tableau daraus zu machen; aber ich würde doch die Maltheser *) noch vorher ausarbeiten, die bei einer viel einfachern Organisation entschieden zur Tragödie qualificirt sind. —

263.

An Goethe.

Jena den 22. November 1796.

Sie haben vielleicht das neueste Stück vom Archiv der Zeit schon gesehen, wo ein Ausfall auf Sie vom alten Klopstock sich befindet. Es hat ihn verdroffen, daß Sie in Ihren Epigrammen vom vorigen Jahre sich beklagen, deutsch schreiben zu müssen, und er macht daher seinem

*) S. den Plan dieses Trauerspiels in Schiller's Werken. Bd. 12. S. 401 u. f.

Unwillen in einem Epigramm Luft, das freilich sehr kläglich ist. Dieses steht in einer Fortsetzung seiner grammatischen Gespräche und das Urtheil!! spricht:

Goethe! Du dauerst dich, daß du mich schreibst? Wenn du mich kennteſt,
Wäre dies dir nicht Gram. Goethe, du dauerst mich auch!

Humboldt wird Ihnen auch von einer Rezension des jungen Schlegel's über Woldemar *), und von einem fulminenten grünen Brief Jacobi's über diese Rezension erzählen, was Sie sehr beluſtigen wird. Es steht auch schon etwas über unsre Xenien in diesem Briefe. — Wann werden wir Sie aber wieder einmal hier sehen? Ich sehne mich herzlich danach; es ist mir, als wenn mir etwas von dem Element fehlte, worin ich leben soll.

*) Von F. H. Jacobi.

264.

An Goethe.

Jena den 28. November 1796.

Von Ihrer freundlichen Einladung werde ich schwerlich Gebrauch machen können, da ich die miserable Jahrszeit und Witterung in allen Nerven spüre und mich nun eben so hinhalte. —

Mit dem Wallenstein geht es zwar jetzt sehr langsam, weil ich noch immer das Meiste mit dem rohen Stoff zu thun habe, der noch nicht ganz beisammen ist. Aber ich fühle mich ihm noch immer gewachsen, und in die Form hab' ich manchen hellen und bestimmten Blick gethan. Was ich will und soll, auch was ich habe, ist mir jetzt ziemlich klar; es kommt nun noch blos darauf an, mit dem, was ich in und vor mir habe, das auszurichten, was ich will und was ich soll. In Rücksicht auf den Geist, in welchem ich arbeite, werden Sie wahrscheinlich mit mir zufrieden seyn. Es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten, und nur den Gegenstand zu geben. Beinahe möcht' ich sagen, das Sujet interessirt mich gar nicht, und ich habe nie eine solche Kälte gegen meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharacter, so wie die mei-

ſten Nebencharactere, tractire ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künſtlers. Blos für den nächſten, nach dem Hauptcharacter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigene Zuneigung intereſſirt, wobei das Ganze übrigens eher gewinnen, als verlieren ſoll.

Was die dramatiſche Handlung, als die Hauptſache, anbetrifft, ſo will mir der wahrhaft undankbare und unpoetiſche Stoff freilich noch nicht ganz pariren; es ſind noch Lücken im Gange, und manches will ſich gar nicht in die engen Grenzen einer Tragödien-Oeconomie hinein begeben. Auch iſt das Proton-Pſeudos in der Cataſtrophe, wodurch ſie für eine tragiſche Entwicklung ſo ungeſchickt iſt, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche Schickſal thut noch zu wenig, und der eigene Fehler des Helden noch zu viel zu ſeinem Unglück. Mich tröſtet hier aber einigermaßen das Beiſpiel des Macbeth, wo das Schickſal ebenfalls weit weniger Schuld hat, als der Menſch, daß er zu Grunde geht. —

Humboldt's Erinnerungen gegen den Körner'ſchen Brief ſcheinen mir nicht unbedeutend, obgleich er, was den Character des Meiſter betrifft, auf der entgegengeſetzten Seite zu weit zu gehen ſcheint. Körner hat dieſen Character zu ſehr als den eigentlichen Held des Romans betrachtet; der Titel und das alte Herkommen, in

jedem Roman u. ſ. w. einen Helden haben zu müſſen, hat ihn verführt. Wilhelm Meiſter iſt zwar die nothwendigſte, aber nicht die wichtigſte Perſon. Eben das gehört zu den Eigenthümlichkeiten Ihres Romans, daß er keine ſolche wichtigſte Perſon hat und braucht. An ihm und um ihn geſchieht alles, aber nicht eigentlich ſeinetwegen; aber weil die Dinge um ihn her die Energien, er Bildſamkeit darſtellt und ausdrückt, ſo muß er ein ganz anderes Verhältniß zu den Mitcharacteren haben, als der Held in andern Romanen hat.

Hingegen finde ich Humboldt gegen dieſen Character auch viel zu ungerecht, und ich begreife nicht recht, wie er das Geſchäft, das der Dichter ſich in dem Roman aufgab, wirklich für geendet halten kann, wenn der Meiſter das beſinnungsloſe und gehaltloſe Geſchöpf wäre, wofür er ihn erklärt. Wenn nicht wirklich die Menſchheit, nach ihrem ganzen Gehalt, in dem Meiſter hervorgerufen und in's Spiel geſetzt iſt, ſo iſt der Roman nicht fertig, und wenn Meiſter dazu überhaupt nicht fähig iſt, ſo hätten Sie dieſen Character nicht wählen dürfen. Freilich iſt es für den Roman ein zarter und häkliger Umſtand, daß er, in der Perſon des Meiſter, weder mit einer entſchiedenen Individualität noch mit einer durchgeführten Idealität ſchließt, ſondern mit einem

Mitteldinge zwiſchen beiden. Der Character iſt individuell, aber nur den Schranken und nicht dem Gehalt nach, und er iſt ideal, aber nur dem Vermögen nach. Er verſagt uns ſonach die nächſte Befriedigung, die wir fordern (die Beſtimmtheit), und verſpricht uns eine höhere und höchſte, die wir ihm aber auf eine ferne Zukunft creditiren müſſen. Komiſch genug iſt's, wie bei einem ſolchen Producte ſo viel Streit in den Urtheilen noch möglich iſt.

265.

An Goethe.

Jena den 6. December 1796.

Ich habe einige Tage wieder durch ſchlechtes Schlafen beinahe ganz verloren, und mich dadurch in meiner Arbeit, die ſonſt ganz gut vorrückt, ſehr unangenehm unterbrochen geſehn. Freilich reizt eine ſolche Beſchäftigung, wie meine gegenwärtige, die empfindliche, kränkliche Natur ſtärker, eben weil ſie den ganzen Menſchen mehr und anhaltender bewegt. Vorgeſtern hatt' ich eine halbe Hoffnung, Sie vielleicht hier zu ſehen. Die neue Verzögerung thut mir ſehr leid. Wenn Sie alsdann auch nur länger bleiben könnten.

Das schmutzige Product gegen uns, dessen Verfasser M. Dyck in Leipzig seyn soll, ist mir schon vor einigen Tagen in die Hand gekommen. Ich hoffte, es sollte Ihnen unbekannt bleiben. Die Empfindlichkeit gewisser Leute kann freilich keinen noblern Ausbruch nehmen; aber es ist doch blos in Deutschland möglich, daß böser Wille und Rohheit darauf rechnen dürfen, durch eine solche Behandlung geachteter Namen nicht alle Leser zu verscherzen. Man sollte doch da, wo keine Scham ist, auf eine Furcht rechnen können, die diese Sünder im Zügel hielte; aber die Policei ist so schlecht bestellt, wie der Geschmack. Das Unangenehmste bei der Sache ist, daß die wohlweisen Herren Moderatisten, so wenig sie auch ein solches Product in Schutz nehmen können, doch triumphiren und sagen werden, daß unser Angriff darauf geführt habe, und daß das Scandal durch uns gegeben sey. Sonst sind übrigens diese Distichen die glänzendste Rechtfertigung der unsern, und wer es jetzt noch nicht merkt, daß die Xenien ein poetisches Product sind, dem ist nicht zu helfen. Reinlicher konnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geist und dem Humor nicht abdistillirt werden, als es hier geschehen ist, und die ganze Dyck'sche Parthei sieht sich nun in dem Nachtheil, daß sie gerade in dem einzigen, was sie uns allenfalls hätte vorwerfen können,

unendlich weiter gegangen ist. Ich bin doch begierig, ob sich nicht von selbst einige Stimmen auch für die Xenien erheben werden; denn wir können freilich auf so etwas nichts erwiedern. —

Mit der Agnes von Lilien werden wir, scheint es, viel Glück machen; denn alle Stimmen, die ich hier darüber hören konnte, haben sich dafür erklärt. Sollten Sie es aber denken, daß unsre großen hiesigen Kritiker, die Schlegels, nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß das Product von Ihnen sey? Ja, Madame Schlegel meinte, daß Sie noch keinen so reinen und vollkommenen weiblichen Character erschaffen, und sie gesteht, daß ihr Begriff von Ihnen sich durch dieses Product noch mehr gestärkt habe. Einige scheinen ganz anders davon erbaut zu seyn, als von dem vierten Bande des Meister. Ich habe mich bis jetzt noch nicht entschließen können, diese selige Illusion zu zerstören. *)

*) Der erwähnte Roman, zuerst in den Horen mitgetheilt, dann anonym zu Berlin 1798 in zwei Theilen gedruckt, war von Schiller's Schwägerin, Caroline v. Wolzogen.

266.

An Goethe.

Jena den 9. December 1796.

Dank Ihnen für das gestern Uebersendete. Die Elegie macht einen eigenen tiefen rührenden Eindruck, der keines Lesers Herz, wenn er eins hat, verfehlen kann. Ihre nahe Beziehung auf eine bestimmte Existenz giebt ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe schöne Ruhe mischt sich darin so schön mit der leidenschaftlichen Farbe des Augenblicks. Es ist mir eine neue trostreiche Erfahrung, wie der poetische Geist alles Gemeine der Wirklichkeit so schnell und so glücklich unter sich bringt, und durch einen Schwung, den er sich selbst giebt, aus diesen Banden heraus ist, so daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloser Verzweiflung nachsehen können.

Das Einzige geb' ich Ihnen zu bedenken, ob der gegenwärtige Moment zur Bekanntmachung des Gedichts auch ganz günstig ist? In den nächsten zwei, drei Monaten, fürcht' ich, kann bei dem Publikum noch keine Stimmung erwartet werden, gerecht gegen die Xenien zu seyn. Die vermeintliche Beleidigung ist noch zu frisch; wir scheinen im Tort zu seyn, und diese Gesinnung der Leser wird sie verhärten. Es kann aber nicht

fehlen, daß unſre Gegner, durch die Heftigkeit und Plumpheit der Gegenwehr, ſich noch mehr in Nachtheil ſetzen, und die Beſſergeſinnten gegen ſich aufbringen. Alsdann denke ich würde die Elegie den Triumph erſt vollkommen machen.

Wie wenig man ſeinen Köcher gegen uns noch erſchöpft habe, werden Sie aus beiliegendem Zeitungsblatt, das der Hamburgiſchen neuen Zeitung angehängt und mir von Hamburg überſchickt worden iſt, abermals erſehen. Die Verfahrungsart in dieſer Repartie wäre nicht unklug ausgedacht, wenn ſie nicht ſo ungeſchickt wäre ausgeführt worden. — Was Sie in Ihrem letzten Briefe über die höhern und entferntern Vortheile ſolcher Zänkereien mit den Zeitgenoſſen ſagen, mag wohl wahr ſeyn; aber die Ruhe muß man freilich und die Aufmunterung von außen dabei miſſen können. Bei Ihnen übrigens iſt dies blos ein inneres, aber gewiß kein äußeres Bedürfniß. Ihre ſo einzige, iſolirt daſtehende und energiſche Individualität fordert gleichſam dieſe Uebung; ſonſt aber wüßt' ich wahrlich Niemand, der ſeine Exiſtenz in der Nachwelt weniger zu aſſecuriren brauchte. —

Möge die Muſe mit ihren ſchönſten Gaben bei Ihnen ſeyn, und ihrem herrlichen Freunde ſeine Jugend recht lange bewahren! Ich bin noch immer in der Elegie; jedem, der nur irgend eine

Affinität zu Ihnen hat, wird Ihre Existenz, Ihr Individuum darin so nahe gebracht.

267.

An Goethe.

Jena den 12. December 1796.

Leider hab' ich durch Schlaflosigkeit und fatales Befinden wieder etliche schöne Tage für meine Geschäfte verloren. Dafür bin ich gestern über Diderot gerathen, der mich recht entzückt und meine innersten Gedanken bewegt hat. Fast jedes Dictum ist ein Lichtfunke, der die Geheimnisse der Kunst beleuchtet, und seine Bemerkungen sind so sehr aus dem Höchsten und aus dem Innersten der Kunst, daß sie auch alles, was nur damit verwandt ist, beherrschen, und eben so wohl Fingerzeige für den Dichter, als für den Maler sind. — Da ich zufällig an den Diderot zuerst gerathen, so bin ich noch nicht weiter in der Staelschen Schrift. Beide Werke sind mir aber jetzt ein rechtes Geistesbedürfniß, weil meine eigene Arbeit, in der ich lebe und ganz leben muß, meinen Kreis so sehr beschränkt.

Hier etwas von dem Neuesten über die Xenien. Ich werde, wenn der Streit vorbei ist,

Cotta vermögen, alles was gegen die Xenien geſchrieben worden, auf Zeitungspapier geſammelt drucken zu laſſen, daß es in der Geſchichte des deutſchen Geſchmacks ad Acta kann gelegt werden.

268.

An Goethe.

Jena den 18. December 1796.

Der December geht nach und nach vorbei, und Sie kommen nicht. Ich fürchte bald, daß wir einander vor dem ſieben und neunzigſten Jahr nicht wieder ſehen werden. Mich freut übrigens zu hören, daß Sie die Optica ernſtlich vorgenommen; denn mir deucht, man kann dieſen Triumph über die Widerſacher nicht früh genug beſchleunigen. Für mich ſelbſt iſt es mir angenehm, durch Ihre Ausführung in dieſer Materie klar zu werden.

Meine Arbeit rückt mit lebhaftem Schritt weiter. Es iſt mir nicht möglich geweſen, ſo lange, wie ich anfangs wollte, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Sobald die feſten Punkte einmal gegeben waren, und ich überhaupt nur einen ſichern Blick über das Ganze bekommen, habe ich mich gehen laſſen, und ſo wurden, ohne daß ich es eigentlich zur

Absicht hatte, viele Scenen im ersten Act gleich ausgeführt. Meine Anschauung wird mit jedem Tage lebendiger, und eins bringt das andere herbei.

Gegen den Dreikönigs-Tag, denk' ich, soll der erste Act, der auch bei weitem der längste wird, so weit fertig seyn, daß Sie ihn lesen können. Denn eh' ich mich weiter hinein wage, möcht' ich gerne wissen, ob es der gute Geist ist, der mich leitet. Ein böser ist es nicht, das weiß ich wohl gewiß, aber es giebt so viele Stufen zwischen beiden. — Ich bin, nach reifer Ueberlegung, bei der lieben Prosa geblieben, die diesem Stoff auch viel mehr zusagt.

269.

An Goethe.

Jena den 25. December 1796.

Reichardt hat sich nun geregt, und gerade so wie ich erwartet hatte. Er will es blos mit mir zu thun haben, und Sie zwingen, sein Freund zu scheinen. Da er sich auf dieses Trennungssystem ganz verläßt, so scheint mir's nöthig, ihn gerade durch die unzertrennlichste Vereinigung zu Boden zu schlagen. Ignoriren darf ich seinen in-

ſolenten Angriff nicht, wie Sie ſelber ſehen werden; die Replik muß ſchnell und entſcheidend ſeyn. Ich ſende Ihnen hier das Concept, ob es Ihnen ſo recht iſt. Sowohl Ihre Abreiſe, als die Nothwendigkeit, bald mit der Gegenantwort aufzutreten, macht die Reſolution dringend; daher bitt' ich Sie um recht baldige Antwort. Wollen Sie ſelbſt noch etwas thun, ſo wird es mir deſto lieber ſeyn, und ihm deſto ſicherer den Mund ſtopfen. —

Knebel war bei mir, und erzählte mir viel von den optiſchen Unterhaltungen mit Ihnen. Es freut mich, daß Ihre Mittheilung gegen ihn die Sache mehr in Bewegung brachte. Seine Idee, daß Sie das Ganze in einige Hauptmaſſen ordnen möchten, ſcheint mir nicht übel. Man würde ſo ſchneller zu beſtimmten Reſultaten geführt, da man bei einer künſtlichern Technik des Werks die Befriedigung erſt am Ende findet. Auf Ihre Vorrede bin ich jetzt ſehr begierig, und hoffe ſie noch vor Ihrer Abreiſe zu erhalten.

270.

An Goethe.

Jena den 11. Januar 1797.

Eben bekomme ich Ihren lieben Brief, der mich mit der Nachricht von Ihrer Zurückkunft *) herzlich erfreut. Diese Zeit Ihrer Abwesenheit von Jena wähnt mir unbeschreiblich lange. Wiewohl es mir gar nicht an Umgang fehlte, hat es mir doch gerade an der nöthigsten Stärkung bei meinem Geschäft gemangelt. Kommen Sie ja, sobald Sie können. Ich zwar habe nicht viel gesammelt, was ich mittheilen könnte; desto begieriger aber und bedürftiger werd' ich alles aufnehmen, was ich von Ihnen hören kann.

Unthätig bin ich gar nicht gewesen, wiewohl in diesen drückenden düstern Wintertagen Alles später reift, und die rechte Gestalt sich schwerer findet. Indessen, ich sehe doch in's Helle, und mein Stoff unterwirft sich mir immer mehr. Die erste Bedingung eines glücklichen Fortgangs meiner Arbeit ist eine leichtere Luft und Bewegung. Ich bin daher entschlossen, mit den ersten Regungen des Frühjahrs den Ort zu verändern, und mir, wo möglich in Weimar, ein Gartenhaus,

*) Von einer damaligen Reise nach Leipzig.

wo heizbare Zimmer ſind, auszuſuchen. Das iſt mir jetzt ein dringendes Bedürfniß, und kann ich dieſen Zweck zugleich mit einer größern und leichtern Communication mit Ihnen vereinigen, ſo ſind vor der Hand meine Wünſche erfüllt. Ich denke wohl, daß es gehen wird. —

Die Reichardt'ſche Sache hab' ich mir dieſe Zeit über aus dem Sinne geſchlagen, weil ich mich darin mit Freuden in Ihren Rath ergeben will. Sie überfiel mich in einer zu engen Zimmerluft, und alles, was zu mir kommt, muß noch dazu beitragen, mir dieſe Widrigkeiten noch laſtender zu machen. — Aber Wieland wird nun auch gegen die Xenien auftreten, wie Sie aus dem erſten Stück des Merkur erſehen werden. Es wäre doch unangenehm, wenn er uns zwänge, auch mit ihm anzubinden, und es fragt ſich, ob man nicht wohl thäte, ihm die Folgen zu bedenken zu geben.

271.

An Goethe.

Jena den 17. Januar 1797.

Ich mache eben Feierabend mit meinem Geſchäft, und ſage Ihnen noch einen guten Abend,

eh' ich die Feder weglege. Ihr letzter Beſuch, ſo kurz er auch war, hat eine gewiſſe Stagnation bei mir gehoben, und meinen Muth erhöht. Sie haben mich durch Ihre Beſchreibungen wieder in die Welt geführt, von der ich mich ganz abgetrennt fühlte. — Beſonders aber freut mich Ihre lebhafte Neigung zu einer fortgeſetzten poetiſchen Thätigkeit. Ein neues ſchöneres Leben thut ſich dadurch vor Ihnen auf, es wird ſich auch mir, nicht nur in dem Werke, es wird ſich mir auch durch die Stimmung, in die es Sie verſetzt, mittheilen, und mich erquicken. Ich wünſchte beſonders jetzt die Chronologie Ihrer Werke zu wiſſen; es ſollte mich wundern, wenn ſich an den Entwicklungen Ihres Weſens nicht ein gewiſſer nothwendiger Gang der Natur im Menſchen überhaupt nachweiſen ließe. Sie müſſen eine gewiſſe, nicht ſehr kurze, Epoche gehabt haben, die ich Ihre analytiſche Periode nennen möchte, wo Sie durch die Theilung und Trennung zu einem Ganzen ſtrebten, wo Ihre Natur gleichſam mit ſich ſelbſt zerfallen war, und ſich durch Kunſt und Wiſſenſchaft wieder herzuſtellen ſuchte. Jetzt, deucht mir, kehren Sie, ausgebildet und reif, zu Ihrer Jugend zurück, und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Dieſe zweite Jugend iſt die Jugend der Götter und unſterblich wie dieſe. —

Ihre kleine und große Idylle und auch neuerlich Ihre Elegie zeigen dieſes, ſo wie die alten Elegien und Epigramme. Ich möchte aber von den frühern Werken vom Meiſter ſelber die Geſchichte wiſſen. Es iſt keine verlorne Arbeit, dasjenige aufzuſchreiben, was Sie davon wiſſen. Man kann Sie ohne das nicht ganz kennen lernen. —

Fällt Ihnen etwas von der Lenziſchen Verlaſſenſchaft *) in die Hände, ſo erinnern Sie ſich meiner. Wir müſſen alles, was wir finden, für die Horen zuſammenraffen. Bei Ihrem veränderten Plan für die Zukunft, können Sie vielleicht auch die italiäniſchen Papiere den Horen zu gut kommen laſſen.

*) Der Dichter J. M. R. Lenz, ein Jugendfreund Goethe's, war den 24. Mai 1792 in Moskau geſtorben.

272.

An C. G. Körner.

Jena im Januar 1797.

Noch immer liegt das unglückſelige Werk *) formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat ſo viel Zweck und Form, als der Wallenſtein jetzt ſchon hat; aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich ſoll, als daß ich mir das Geſchäft ſo leicht machen könnte. Es iſt mir faſt Alles abgeſchnitten, wodurch ich dieſem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikommen könnte. Von dem Inhalte hab' ich faſt nichts zu erwarten; Alles muß durch eine glückliche Form bewerkſtelligt werden. —

Du wirſt, dieſer Schilderung nach, fürchten, daß mir die Luſt an dem Geſchäft vergangen ſey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbeſorgt, meine Luſt iſt nicht im geringſten geſchwächt, und eben ſo wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade ſo ein Stoff mußte es ſeyn, an dem ich mein neues dramatiſches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermeſſers gehe, wo

*) Wallenſtein.

jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Crise mit meinem poetischen Character erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert.

Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharacter, blos mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem blos objectiven Verfahren war und ist mir das weitläuftige und freudlose Studium der Quellen unentbehrlich; denn ich mußte die Handlung, wie die Charactere, aus ihrer Zeit, ihrem Local, und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Classe hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begränzung, um meine Ideen durch die Umgebung der

Umſtände ſtreng zu beſtimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich ſicher, daß mich das Hiſtoriſche nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung blos beleben; beſeelen muß ſie diejenige Kraft, die ich allenfalls ſchon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieſes Geſchäft von Anfang an möglich geweſen wäre.

273.

An Sophie la Roche. *)

Jena den 23. Januar 1797.

Ihr Brief, meine edle, vortreffliche Freundin, den ich heute erhielt, hat mir eine unbeſchreibliche Freude gemacht. Sie haben mich alſo nicht ganz vergeſſen, ja, Sie ſind ſo gut und lieb, daß Sie mich an dem ſchönen Eindruck wollen Theil nehmen laſſen, den eins meiner Lieder auf Sie gemacht hat. **) Ich werde dieſes Lied von nun

*) Geborne Gutermann, geb. 1731 zu Kaufbeuren, geſt. 1807 zu Offenbach, als Wittwe des verſtorbenen Churfürſtl. Trierſchen Geh. Raths und Kanzlers G. M. la Roche.

**) Die Klage der Ceres. S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 50 u. f.

an höher halten, und mit mehr Liebe daran hängen, da es mir eine so verehrte liebe Freundin zurückgiebt, und fähig gewesen ist, Ihre eigenen Empfindungen auszusprechen und die Trauer Ihres mütterlichen Herzens *) zu sanfter Wehmuth zu mildern. Wie wohlthätig sind doch die Musen! Sie wissen das schönste Band zwischen denen zu flechten, die sich ihrem Dienste weih'n, sie haben mir auch das schöne Herz einer Freundin gewonnen, für die ich lange ein fremdes Wesen war!

Meine Lotte dankt Ihnen auf's herzlichste für Ihr Andenken; sie hat sich Ihrer stets mit Liebe erinnert. Ich weiß, meine edle Freundin, daß Sie an unserm Glück aufrichtigen Antheil nehmen, und so erfreut es Sie gewiß zu hören, daß ich im stillen Kreis meiner Familie, mit meiner lieben Frau und zwei gesunden hoffnungsvollen Knaben, davon der älteste bald vier Jahr ist, mich recht glücklich fühle, und meine eigne schwache Gesundheit leicht verschmerze. — Erhalten Sie mir Ihr liebes Andenken, und glauben Sie, daß ich den Augenblick, der mich von der Fortdauer des Ihrigen versicherte, unter die angenehmsten meines Lebens rechne. Möge Freundschaft

*) Ueber den Tod ihres Sohnes Franz.

und Liebe um Sie geschäftig seyn, Ihr Leben zu erheitern und zu verschönern.

274.

An Goethe.

Jena den 24. Januar 1797.

Die paar heitern Tage haben mich wieder in die Luft gelockt, und mir wohlgethan. Mit der Arbeit geht's aber jetzt langsam, weil ich gerade in der schwersten Crise bin. Das seh' ich jetzt klar, daß ich Ihnen nicht eher etwas zeigen kann, als bis ich über alles mit mir selbst im Reinen bin. Mit mir selbst können Sie mich nicht einig machen, aber mein Selbst sollen Sie mir helfen mit dem Object übereinstimmend zu machen. Was ich Ihnen also vorlege, muß schon mein Ganzes seyn, ich meine, just nicht mein ganzes Stück, sondern meine ganze Idee davon. Der radicale Unterschied unserer Naturen, in Rücksicht auf die Art, läßt überhaupt keine andere recht wohlthätige Mittheilung zu, als wenn das Ganze sich dem Ganzen gegenüber stellt. Im Einzelnen werd' ich Sie zwar nicht irre machen können, weil Sie fester auf sich selbst ruhen, als ich;

aber Sie würden mich leicht über den Haufen werfen können.

275.

An Goethe.

Jena den 27. Januar 1797.

Da Sie jetzt mit Farben beſchäftigt ſind, ſo will ich Ihnen noch eine Beobachtung mittheilen, die ich heute mit einem gelben Glaſe gemacht. Ich betrachtete damit die Gegenſtände vor meinem Fenſter, und hielt es ſo weit horizontal vor das Auge, daß es mir zu gleicher Zeit die Gegenſtände unter demſelben zeigte, und auf ſeiner Fläche den blauen Himmel abſpiegelte, und ſo erſchienen mir an den hochgelb gefärbten Gegenſtänden alle die Stellen hellpurpurfarbig, auf welche zugleich das Bild des blauen Himmels fiel, ſo daß es ſchien, als wenn die hochgelbe Farbe, mit der blauen des Himmels vermiſcht, jene Purpurfarbe hervorgebracht hätte. Nach der gewöhnlichen Erfahrung hätte aus dieſer Miſchung Grün entſtehen ſollen, und ſo ſah auch der Himmel aus, ſobald ich ihn durch das Glas betrachtete, und nicht blos darin abſpiegelte. Daß aber in dem letztern Falle Purpur erſchien, erklärte ich

mir daraus, daß ich bei der horizontalen Lage des Glases, durch die Breite desselben, also den dickern Theil sah, der schon in's Röthliche fiel. Denn ich durfte blos das Glas von der einen Seite zuhalten, und die Gegenstände als wie in einen Spiegel hineinfallen lassen, so war da ein reines Roth, wo vorher Gelb gewesen.

Ich sage Ihnen mit meiner Bemerkung schwerlich etwas Neues, indessen wünschte ich zu wissen, ob ich mir das Phänomen recht erklärte. Hienge es wirklich nur von der größern oder geringern Verdichtung des Gelben ab, um mit dem Blauen bald Purpur bald Grün hervorzubringen, so wäre die Reciprocität dieser zwei letztern Farben noch interessanter. —

Haben Sie gelesen, was Campe auf die Xenien erwiedert hat? Es geht eigentlich nur Sie an, und er hat sich auch höflich benommen, aber den Pedanten und die Waschfrau nur auf's neue bestätigt. Was das Archiv des Geschmacks und der Genius der Zeit zu Markte gebracht, haben Sie wohl schon gelesen, auch des Wandsbecker Boten klägliche Verse.

276.

An Goethe.

Jena den 31. Januar 1797.

Zu der guten Acquisition für die Oper *) wünsch' ich Glück, und was das epische Werk betrifft, **) so hoffe ich, Sie sind in gute Hände gefallen. Das Werk wird einen glänzenden Absatz haben, und bei solchen Schriften sollte der Verleger billig keinen Profit zu machen suchen, sondern sich mit der Ehre begnügen. Mit schlechten Büchern mag er reich werden.

Weil doch von merkantilischen Dingen die Rede ist, so lassen Sie mich Ihnen eine Idee mittheilen, die mir jetzt sehr am Herzen liegt. Ich bin jetzt genöthigt, mich in der Wahl einer Wohnung zu beeilen, da ein Gartenhaus hier zu verkaufen ist, welches mir convenient wäre, wenn ich hier wohnen bleiben wollte. Da ich nothwendig auf einen Garten sehen muß, und die Gelegenheit so leicht nicht wieder kommen könnte, so müßte ich zugreifen.

---

*) Demoiselle Jagemann (die nachherige Frau v. Heigendorf) war damals bei der Weimarischen Bühne engagirt worden.

**) Hermann und Dorothea.

Nun sind aber verschiedene überwiegende Gründe da, warum ich doch lieber in Weimar wohnen möchte, und könnte ich dort eine Wohnung von derselben Art finden, so möchte ich es wohl vorziehen. Nach den Erkundigungen, die ich habe anstellen lassen, wird dies aber schwer halten. Da Sie neulich von Ihrem Gartenhause sprachen, und meinten, es habe Raum genug, so wünscht' ich zu wissen, ob Sie es vielleicht für eine längere Zeit entbehren, und es mir ordentlich vermiethen könnten. Es ist ja ohnehin Schade, daß es da steht, ohne sich zu verintereſſiren, und mir wäre sehr damit geholfen. Wären Sie dazu nicht ungeneigt, und qualificirte sich das Haus in den wesentlichen Dingen, Sommers und Winters bewohnt zu werden, so würden wir über die Veränderungen, die noch nöthig wären, leicht mit einander einig werden können. Was den Garten betrifft, so stände ich für meine Leute, daß nichts verdorben werden sollte. Die Entfernung würde mich wenig abschrecken. Meiner Frau ist eine äußere Nothwendigkeit, sich in Bewegung zu setzen, sehr gesund, und was mich betrifft, so hoff' ich, nach einigen Versuchen in freier Luft, mir auch mehr zutrauen zu können. Vor der Hand wünschte ich nun blos zu wissen, ob Sie überhaupt nur zu einer solchen Dispoſition geneigt wären; das

Uebrige würde dann auf eine nähere Beſichtigung ankommen.

277.

An Goethe.

Jena den 2. Februar 1797.

Mit der geſtrigen Sendung haben Sie mich recht erquickt, denn ich bin noch nie ſo in der Noth geweſen, die Horen flott zu erhalten, als jetzt. Die Arbeit vom Maler Müller ſoll mir ſehr lieb ſeyn; er iſt ſicher eine unerwartete und neue Figur, und es wird uns auch ſehr helfen, wenn ein Streit in den Horen eröffnet wird. Die Lenziana, ſo weit ich bis jetzt hineingeſehen, enthalten ſehr tolles Zeug, aber die Wiedererſcheinung dieſer Empfindungsweiſe zu jetzigen Zeiten wird ſicherlich nicht ohne Intereſſe ſeyn, beſonders da der Tod und das unglückliche Leben des Verfaſſers allen Neid ausgelöſcht hat, und dieſe Fragmente immer einen biographiſchen und pathologiſchen Werth haben müſſen.

Zu einem Nachfolger des Cellini wäre Vielleville wohl ſehr brauchbar, nur müßte freilich nicht ſowohl überſetzt als ausgezogen werden. Wenn Sie ſelbſt ſich nicht daran machen wollen,

und auch nichts andres Masse gebendes wissen, so will ich mich an den Vielleville machen, *) und bitte, mir ihn zu dem Ende zu senden.

Daß mein Plänchen auf Ihr Gartenhaus unausführbar ist, beklage ich sehr. Ich entschließe mich ungern, hier sitzen zu bleiben; denn wenn Humboldt erst fort ist, so bin ich schlechterdings ganz allein, und auch meine Frau ist ohne Gesellschaft. Ich will mich doch noch erkundigen, ob das Gartenhaus des Geh. Rath Schmidt nicht verkäuflich ist; denn wäre es gleich in seinem jetzigen Zustande nicht bewohnbar, so könnte ich es doch, wenn es mein eigen wäre, in Stand richten lassen, welches ich auch bei dem Professor-Schmidtischen hier thun müßte.

278.

An Goethe.

Jena den 7. Februar 1797.

Sie haben mir in diesen letzten Botentagen einen solchen Reichthum von Sachen zugeschickt,

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vielleville, in den Horen vom J. 1797, und in Schiller's Werken. Bd. 7. S. 421 u. f.

daß ich mit dem Beſichtigen noch gar nicht habe fertig werden können, beſonders da mir von der einen Seite ein Garten, den ich im Handel habe, und von der andern eine Liebesſcene in meinem zweiten Act *) den Kopf nach ſehr verſchiedenen Richtungen bewegen. —

Indeſſen habe ich mich gleich an das Maler-Müllerſche Scriptum gemacht, welches, zwar in einer ſchwerfälligen und harten Sprache, ſehr viel Vortreffliches enthält, und, nach den gehörigen Abänderungen im Styl, einen vorzüglich guten Beitrag zu den Horen abgeben wird. — In dem neuen Stück Cellini habe ich mich über den Guß des Perſeus recht von Herzen gefreut. Die Belagerung von Troja und von Mantua kann keine größere Begebenheit ſeyn, und nicht pathetiſcher erzählt werden, als dieſe Geſchichte. — Ueber das Epos, welches Sie mir mitgetheilt, werd' ich Ihnen mehr ſagen können, wenn Sie kommen. Was ich bis jetzt darin geleſen, beſtätigt mir ſehr Ihr Urtheil. Es iſt das Product einer lebhaften und vielbeweglichen Phantaſie, aber dieſe Beweglichkeit geht auch ſo ſehr bis zur Unart, daß ſchlechterdings alles ſchwimmt und davonfließt, ohne daß man etwas von bleibender Geſtalt darin faſſen könnte. Bei dieſem durchaus

*) Des Wallenſtein.

herrſchenden Character der bloßen gefälligen Mannigfaltigkeit und des anmuthigen Spiels würd' ich auf einen weiblichen Verfaſſer gefallen ſeyn, wenn es mir zufällig in die Hände gerathen wäre. Es iſt reich an Stoff, und ſcheint doch äußerſt wenig Gehalt zu haben. Nun glaube ich aber, daß das, was ich Gehalt nenne, allein der Form fähig werden kann; was ich hier Stoff nenne, ſcheint mir ſchwer oder niemals damit verträglich zu ſeyn.

Ohne Zweifel haben Sie jetzt auch die Wieland'ſche Oration gegen die Xenien geleſen. Was ſagen Sie dazu? Es fehlt nichts, als daß ſie im Reichsanzeiger ſtände. — Von meiner Arbeit und Stimmung kann ich jetzt gerade wenig ſagen, da ich in der Kriſe bin, und mein Beſtes zuſammen nehme, um ſie gut zu überſtehen. Inſofern iſt mir's lieb, daß die Urſache, die Sie abhielt, hieher zu kommen, gerathe dieſen Monat trifft, wo ich am meiſten nöthig habe, mich zu iſoliren.

279.

An Goethe.

Jena den 9. Februar 1797.

Es ist mir dieser Tage der Brief von Meyer'n wieder in die Hände gefallen, worin er den ersten Theil seiner Reise bis Nürnberg beschreibt. Dieser Brief gefällt mir gar wohl, und wenn sich noch drei, vier andre daran schließen wollten, so wäre es ein angenehmer Beitrag für die Horen. —

Ich habe jetzt ein zweites Gebot auf den Schmidtischen Garten gethan, 1150 Rthlr., und hoffe ihn um 1200 Rthlr. zu bekommen. Es ist vor der Hand nur ein leichtes Sommerhaus, und wird auch wohl noch ein hundert Thaler kosten, um nur im Sommer bewohnbar zu seyn. Aber diese Verbesserung meiner Existenz ist mir alles werth. Wenn ich erst im Besitz bin, und Sie hier sind, dann wollen wir Sie bitten, uns zu rathen und zu helfen. —

280.

An Goethe.

Jena den 17. Februar 1797.

Ich wünsche, daß Sie neulich wohl mögen angekommen seyn. Ihre Erscheinung war so kurz, ich habe mein Herz gar nicht ausleeren können. Aber es ist wirklich nothwendig, daß man einander, wenn es nicht auf länger seyn kann, manchmal nur auf einige Stunden sieht, um sich nicht fremder zu werden.

Jetzt wird meine Sehnsucht, Luft und Lebensart zu verändern, so laut und so dringend, daß ich es kaum mehr aushalten kann. Wenn ich mein Gartenhaus einmal besitze und keine große Kälte mehr nachkommt, so mache ich mich in vier Wochen hinaus. Eher komme ich auch mit meiner Arbeit nicht recht vorwärts, denn es ist mir, als könnt' ich in diesen verwünschten Wänden gar nichts mehr hervorbringen. —

Mein Schwager denkt mit Anfang des März zu kommen. Er befindet sich aber wegen seiner Wohnung in einiger Verlegenheit, weil diese erst nach Ostern frei wird, und wünschte doch gleich mit seiner Frau und dem Kinde zu kommen. Dürft' ich ihm in dem äußersten Falle, daß er kein Logis bis dahin finden könnte, Hoffnung ma-

chen, daß Sie ihm Ihr Gartenhaus auf die paar Wochen überlaſſen wollten? Ich würde ihm rathen, meine Schwägerin ſo lange hieher ziehen zu laſſen, aber da kommt unglücklicherweiſe die Blatterninoculation in meinem und Humboldt's Hauſe dazwiſchen, welche in drei, vier Wochen vor ſich gehen ſoll, und meine Schwägerin will ihr Kind jetzt nicht inoculiren laſſen. Ich weiß alſo keinen andern Rath, und nehme daher meine Zuflucht zu Ihnen.

Wünſchen Sie Ihren Almanach nicht auf dem Papier gedruckt zu ſehen, worauf ich hier ſchreibe? Es iſt viel wohlfeiler als Velin, und mir kommt es wirklich eben ſo ſchön vor. — Hermann und Dorothea müßten ſich prächtig darauf ausnehmen.

281.

An Goethe.

Jena den 28. Februar 1797.

Wir beklagen Sie herzlich, daß Sie etwas ſo ganz Anderes hier gefunden haben, als Sie ſuchten. In ſolchen Umſtänden wünſchte ich Ihnen meine Fertigkeit im Uebelbefinden, ſo würde Ihnen dieſer Zuſtand weniger unerträglich ſeyn.

Es ist übrigens kein groß Compliment für die Elementarphilosophie, daß nur der Catarrh Sie zu einem so gründlichen Metaphysicus macht. Vielleicht kommen Sie in diesem Zustande der Erniedrigung und Zerknirschung dazu, Fichte's Aufsatz im Niethammer'schen Journal zu durchlesen; ich hab' ihn heute angesehen, und mit vielem Interesse gelesen.

Können wir Ihnen eine Bequemlichkeit verschaffen, so sagen Sie es uns ja. — Ich hoffe, wenn Sie sich morgen noch ruhig halten, und das Wetter gut bleibt, so sehen wir Sie übermorgen.

282.

An Goethe.

Jena den 3. März 1797.

Es freut mich herzlich, daß Loder's Kräuterthee, so übel er auch schmeckt, einen poetischen Humor und Lust zum Heldengedicht bei Ihnen geweckt hat. Ich bin, obgleich von keinem Catarrh gehindert, seit gestern nicht viel avancirt, weil mein Schlaf wieder sehr in Unordnung gewesen. Doch hoffe ich, meine zwei Piccolomini heute noch eine Strecke vorwärts zu bringen. —

283.

An Goethe.

Jena im März 1797.

Ich wünſche Ihnen einen fröhlichen Abend zu einem ſchönen, und wie ich nicht zweifle, fruchtbaren Tage. Der heitere Himmel an dieſem Morgen hat Sie wahrſcheinlich auch belebt und erfreut, aber Sie haben recht wohl gethan, noch nicht auszugehen.

Es konnte gar nicht fehlen, daß Ihr Gedicht idylliſch endigte, ſobald man dieſes Wort in ſeinem höchſten Gehalt nimmt. Die ganze Handlung war ſo unmittelbar an die einfache ländliche Natur angebaut, und die enge Beſchränkung konnte, wie ich mir's denke, nur durch die Idylle ganz poetiſch werden. Das, was man die Peripetie darin nennen muß, wird ſchon von weitem ſo zubereitet, daß es die ruhige Einheit des Tons am Ende durch keine ſtarke Paſſion mehr ſtören kann. — Vielleicht ſehen wir Sie morgen. Es iſt mir, ob wir gleich nicht zuſammen gekommen, doch eine freundliche Idee, Sie uns ſo nah und jetzt in ſo guten Händen zu wiſſen.

284.

An Goethe.

Jena den 4. April 1797.

Aus der bisherigen Abwechslung und Geselligkeit bin ich auf einmal in die größte Einsamkeit versetzt, und auf mich selbst zurückgeführt. Außer Ihnen und Humboldt hat mich auch alle weibliche Gesellschaft verlassen, und ich wende diese Stille dazu an, über meine tragisch-dramatischen Pflichten nachzudenken. Nebenher entwerfe ich ein detaillirtes Scenarium des ganzen Wallenstein, um mir die Uebersicht der Momente und des Zusammenhangs auch durch die Augen mechanisch zu erleichtern.

Ich finde, je mehr ich über mein eignes Geschäft und über die Behandlungsart der Tragödie bei den Griechen nachdenke, daß der ganze Cardorei in der Kunst liegt, eine poetische Fabel zu erfinden. Der Neuere schlägt sich mühselig und ängstlich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Bestreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber läuft er Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen,

und bedenkt nicht, daß eine poetiſche Darſtellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil ſie abſolut wahr iſt, niemals coincidiren kann.

Ich habe dieſer Tage den Philoktet und die Trachinierinnen geleſen, und die letztern mit großem Wohlgefallen. Wie trefflich iſt der ganze Zuſtand, das Empfinden, die Exiſtenz der Dejanira gefaßt! wie ganz iſt ſie Hausfrau des Herkules, wie individuell, wie nur für dieſen einzigen Fall paſſend iſt dies Gemälde, und doch wie tief menſchlich, wie ewig wahr und allgemein! Auch im Philoktet iſt alles aus der Lage geſchöpft, was ſich nur daraus ſchöpfen ließ; und bei dieſer Eigenthümlichkeit des Falles beruht doch alles wieder auf dem ewigen Grund der menſchlichen Natur.

Es iſt mir aufgefallen, daß die Charactere des griechiſchen Trauerſpiels mehr oder weniger idealiſche Masken und keine eigentlichen Individuen ſind, wie ich ſie in Shakſpear und auch in Ihren Stücken finde. So iſt z. B. Ulyſſes im Ajax und im Philoktet offenbar nur das Ideal der liſtigen, über ihre Mittel nie verlegenen, engherzigen Klugheit; ſo iſt Kreon im Oedip und in der Antigone blos die kalte Königswürde. Man kommt mit ſolchen Characteren in der Tragödie offenbar viel beſſer aus, ſie exponiren ſich geſchwinder, und ihre Züge ſind per-

manenter und feſter. Die Wahrheit leidet dadurch nichts, weil ſie bloßen logiſchen Weſen eben ſo entgegengeſetzt ſind, als bloßen Individuen. —

Dieſer Tage bin ich mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überraſcht worden. Ich glaubte, wie ich das Diplom mit dem großen wächſernen Siegel aufſchlug, es müßte wenigſtens eine Penſion herausſpringen; am Ende war's aber blos ein Diplom der Academie der Wiſſenſchaften. Indeſſen freut es immer, wenn man ſeine Wurzeln ausdehnt, und ſeine Exiſtenz in Andere eingreifen ſieht. —

285.

An Goethe.

Jena den 7. April 1797.

Unter einigen cabbaliſtiſchen und aſtrologiſchen Werken, die ich mir aus der hieſigen Bibliothek habe geben laſſen, hab' ich auch einen Dialog über die Liebe, aus dem Hebräiſchen in's Lateiniſche überſetzt, gefunden, der mich nicht nur ſehr beluſtigt, ſondern auch in meinen aſtrologiſchen Kenntniſſen viel weiter gefördert hat. Die Vermiſchung der chemiſchen, mythologiſchen und aſtrologiſchen Dinge iſt hier recht in's Große getrie-

den, und liegt wirklich zum poetiſchen Gebrauche da. Einige verwunderſam ſinnreiche Vergleichungen der Planeten mit menſchlichen Gliedmaßen laſſ' ich Ihnen herausſchreiben. Man hat von dieſer barocken Vorſtellungsart keinen Begriff, bis man die Leute ſelbſt hört. Indeſſen bin ich nicht ohne Hoffnung, dieſem aſtrologiſchen Stoffe eine poetiſche Dignität zu geben.

Ueber die letzthin berührte Materie von Behandlung der Charactere freue ich mich, wenn wir wieder zuſammen kommen, meine Begriffe mit Ihrer Hülfe noch recht in's Klare zu bringen. Die Sache ruht auf dem innerſten Grunde der Kunſt, und ſicherlich können die Wahrnehmungen, welche man von den bildenden Künſten hernimmt, auch in der Poeſie viel aufklären. Auch bei Shakſpear iſt es mir heute, wie ich den Julius Cäſar mit Schlegel'n durchging, recht merkwürdig geweſen, wie er das gemeine Volk mit einer ſo ungemeinen Großheit behandelt. Hier, bei der Darſtellung des Volkscharacters, zwang ihn ſchon der Stoff, mehr ein poetiſches Abſtractum als Individuum im Auge zu haben, und darum finde ich ihn hier den Griechen äußerſt nah. Wenn man einen zu ängſtlichen Begriff von Nachahmung des Wirklichen zu einer ſolchen Scene mitbringt, ſo muß einen die Maſſe und Menge mit ihrer Bedeutungsloſigkeit nicht wenig

embarraſſiren; aber mit einem kühnen Griff nimmt Shakſpear ein paar Figuren, ich möchte ſagen, nur ein paar Stimmen aus der Maſſe heraus, läßt ſie für das ganze Volk gelten, und ſie gelten das wirklich; ſo glücklich hat er gewählt.

Es geſchähe den Poeten und Künſtlern ſchon dadurch ein großer Dienſt, wenn man nur erſt in's Klare gebracht hätte, was die Kunſt von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen laſſen muß. Das Terrain würde leichter und reiner, das Kleine und Unbedeutende verſchwände, und für das Große würde Platz. Schon in der Behandlung der Geſchichte iſt dieſer Punkt von der größten Wichtigkeit, und ich weiß, wie viel der unbeſtimmte Begriff darüber mir ſchon zu ſchaffen gemacht hat.

286.

An Goethe.

Jena den 14. April 1797.

Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Moſis beluſtigen mich ſehr. Schreiben Sie ja Ihre Gedanken auf, Sie möchten des Weges ſobald nicht wieder kommen. So viel ich mich erinnere, haben Sie ſchon vor etlichen zwanzig Jahren mit dem Neuen Teſtament Krieg gehabt. Ich muß

gestehen, daß ich in allem, was historisch ist, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich so entschieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzigen Factum noch sehr raisonnabel vorkommen. Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem andern, was mit einem eigentlichen Bewußtseyn geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen spätern Ursprung.

Haben Sie schon von einer mechanischen Nachbildung von Malereien etwas gesehen? Mir ist ein solches Werk kürzlich aus Duisburg zugeschickt worden, eine Clio, nicht gar halb Lebensgröße, steingrau mit Oelfarbe auf hellem Grunde. Das Stück macht einen überaus gefälligen Effekt, und zu Zimmer-Decorationen würde eine solche Sammlung sehr taugen. Wenn das Stück mir geschenkt seyn sollte, was nicht ausdrücklich in dem Briefe steht, so wäre ich ganz wohl damit zufrieden. Ich kann mir aber von der Verfertigung keinen rechten Begriff machen.

Den Cellini erhielt ich vorgestern nicht früh genug, um ihn vor dem Absenden noch ganz durchlesen zu können; nur bis zur Hälfte bin ich gekommen, habe mich aber wieder recht daran ergötzt, besonders über die Wallfahrt, die er in seiner Freude über das gelungene und besungene Werk anstellt.

287.

An Goethe.

Jena den 18. April 1797.

In meinen Arbeiten bin ich noch immer nicht viel vorwärts gekommen. — Den Garten hoff' ich in vier Tagen beziehen zu können, und dann wird mein erstes Geschäft seyn, ehe ich weiter fortfahre, die poetische-Fabel meines Wallenstein mit völliger Ausführlichkeit niederzuschreiben. Nur auf diese Art kann ich mich versichern, daß sie ein stetiges Ganzes, daß alles durchgängig bestimmt ist. So lange ich sie blos im Kopfe herumtrage, muß ich fürchten, daß Lücken übrig bleiben; die ordentliche Erzählung zwingt zur Rechenschaft. Diese detaillirte Erzählung lege ich Ihnen alsdann vor, so können wir darüber communiciren. —

Wie freue ich mich, in's Künftige jeden schönen Sonnenblick auch gleich im Freien genießen zu können. Vor einigen Tagen wagte ich mich zu Fuß und durch einen ziemlich großen Umweg in meinen Garten. —

288.

An Goethe.

Jena den 21. April 1797.

Es wird mir aus Allem, was Sie sagen, immer klarer, daß die Selbstständigkeit seiner Theile einen Hauptcharacter des epischen Gedichts ausmacht. Die bloße, aus dem Innersten herausgeholte Wahrheit ist der Zweck des epischen Dichters: er schildert uns blos das ruhige Daseyn und Wirken der Dinge nach ihren Naturen; sein Zweck liegt schon in jedem Punkt seiner Bewegung; darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziele, sondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritte. Er erhält uns die höchste Freiheit des Gemüths, und da er uns in einen so großen Vortheil setzt, so macht er dadurch sich selbst das Geschäft desto schwerer: denn wir machen nun alle Anforderungen an ihn, die in der Integrität und in der allseitigen vereinigten Thätigkeit unsrer Kräfte gegründet sind. Ganz im Gegentheil raubt uns der tragische Dichter unsre Gemüthsfreiheit, und indem er unsre Thätigkeit nach einer einzigen Seite richtet und concentrirt, so vereinfacht er sich sein Geschäft um vieles, und setzt sich in Vortheil, indem er uns in Nachtheil versetzt.

Ihre Idee von dem retardirenden Gange des epischen Gedichts leuchtet mir ganz ein; doch begreife ich noch nicht ganz, nach dem, was ich von Ihrer Epopöe weiß, daß jene Eigenschaft bei dieser fehlen soll. — Ihre weitern Resultate, besonders für das Drama, erwart' ich mit großer Begierde. Unterdessen werd' ich dem Gesagten reiflicher nachdenken.

289.

An Goethe.

Jena den 25. April 1797.

Daß die Forderung des Retardirens aus einem höhern epischen Gesetze erfolgt, dem auch wohl noch auf einem andern Wege Genüge geschehen kann, scheint mir außer Zweifel zu seyn. Auch glaube ich, es giebt zweierlei Arten zu retardiren, die eine liegt in der Art des Wegs, die andere in der Art des Gehens, und diese, deucht mir, kann auch bei dem geradesten Wege, und folglich auch bei einem Plan, wie der Ihrige ist, sehr gut statt finden.

Indessen möcht' ich jenes höhere epische Gesetz doch nicht ganz so aussprechen, wie Sie gethan haben. In der Formel: daß eigentlich nur

das Wie und nicht das Was in Betrachtung komme u. ſ. w., dünkt es mir viel zu allgemein, und auf alle pragmatiſchen Dichtungsarten ohne Unterſchied anwendbar zu ſeyn. Wenn ich meinen Gedanken kurz darüber herausſagen ſoll, ſo iſt er dieſer. Beide, der Epiker und Dramatiker, ſtellen uns eine Handlung dar, nur daß dieſe bei dem Letztern der Zweck, bei Erſterem bloßes Mittel zu einem abſoluten äſthetiſchen Zwecke iſt. Aus dieſem Grundſatz kann ich mir vollſtändig erklären, warum der tragiſche Dichter raſcher und directer fortſchreiten muß, warum der epiſche bei einem zögernden Gange ſeine Rechnung beſſer findet. Es folgt auch, wie mir deucht, daraus, daß der epiſche ſich ſolcher Stoffe wohl thut zu enthalten, die den Affect, ſey es der Neugierde oder der Theilnahme, ſchon für ſich ſelbſt ſtark erregen, wobei alſo die Handlung zu ſehr als Zweck intereſſirt, um ſich in den Grenzen eines bloßen Mittels zu halten. Ich geſtehe, daß ich dieſes Letztere bei Ihrem neuen Gedicht einigermaßen fürchte, obgleich ich Ihrer poetiſchen Uebermacht über den Stoff das Mögliche zutrauen darf.

Die Art, wie Sie Ihre Handlung entwickeln wollen, ſcheint mir mehr der Komödie, als dem Epos eigen zu ſeyn; wenigſtens werden Sie viel zu thun haben, ihr das Ueberraſchende, Verwunderung Erregende zu nehmen, weil dieſes nicht

ſo recht epiſch iſt. — Ich erwarte Ihren Plan mit großer Begierde. Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldt'en damit auf dieſelbe Art ergangen iſt, wie mir, ungeachtet wir vorher nicht darüber communicirt hatten. Er meint nämlich: daß es dem Plan an individueller epiſcher Handlung fehle. Wie Sie mir zuerſt davon ſprachen, ſo wartete auch ich immer auf die eigentliche Handlung; alles, was Sie mir erzählten, ſchien mir nur der Eingang und das Feld zu einer ſolchen Handlung zwiſchen einzelnen Hauptfiguren zu ſeyn, und wie ich nun glaubte, daß dieſe Handlung angehen ſollte, waren Sie fertig. Freilich begreife ich wohl, daß die Gattung, zu welcher der Stoff gehört, das Individuum mehr verläßt und mehr in die Maſſe und ein Ganzes zu gehen zwingt, da doch einmal der Verſtand der Held darin iſt, der weit mehr unter ſich als in ſich faßt.

Uebrigens mag es mit der epiſchen Qualität Ihres neuen Gedichts bewandt ſeyn, wie es will, ſo wird es, gegen Ihren Hermann gehalten, immer eine andere Gattung ſeyn, und wäre alſo der Hermann ein reiner Ausdruck der epiſchen Gattung, und nicht blos einer epiſchen Species, ſo würde daraus folgen, daß das neue Gedicht um ſo viel weniger epiſch wäre. Aber das wollten Sie ja eben wiſſen, ob der Her-

mann nur eine epiſche Art, oder die ganze Gattung darſtelle, und wir ſtehen alſo wieder bei der Frage.

Ich würde Ihr neues Gedicht geradezu ein komiſch-epiſches nennen, wenn nämlich von dem gemeinen eingeſchränkten und empiriſchen Begriff der Komödie und des komiſchen Heldengedichts ganz abſtrahirt wird. Ihr neues Gedicht, kommt mir vor, verhält ſich ungefähr eben ſo zu der Komödie, wie der Hermann zu dem Trauerſpiel: mit dem Unterſchiede nämlich, daß dieſer es mehr durch ſeinen Stoff thut, jenes mehr durch die Behandlung. Aber ich will erſt Ihren Plan erwarten, um mehr darüber zu ſagen.

290.

An Goethe.

Jena den 27. April 1797.

Was Sie den beſten dramatiſchen Stoff nennen (wo nämlich die Expoſition ſchon ein Theil der Entwicklung iſt), das iſt z. B. in den Zwillingen des Shakſpeare geleiſtet. Ein ähnliches Beiſpiel iſt von der Tragödie mir nicht bekannt, obgleich der Oedipus rex ſich dieſem Ideal ganz erſtaunlich nähert. Aber ich kann mir ſolche dra-

matiſche Stoffe recht wohl denken, wo die Expoſition auch gleich Fortſchritt der Handlung iſt. Gleich der Macbeth gehört darunter; ich kann auch die Räuber nennen.

Dem Epiker möcht' ich eine Expoſition gar nicht einmal zugeben; wenigſtens nicht in dem Sinne, wie die des Dramatikers iſt. Da er uns nicht ſo auf das Ende zutreibt, wie dieſer, ſo rücken Anfang und Ende in ihrer Dignität und Bedeutung weit näher an einander, und nicht weil ſie zu etwas führt, ſondern weil ſie ſelber etwas iſt, muß die Expoſition uns intereſſiren. Ich glaube, daß man dem dramatiſchen Dichter hierin weit mehr nachſehen muß; eben, weil er ſeinen Zweck in die Folge und an das Ende ſetzt, ſo darf man ihm erlauben, den Anfang mehr als Mittel zu behandeln. Er ſteht unter der Kathegorie der Cauſalität, der Epiker unter der Subſtantialität; dort kann und darf etwas als Urſache von etwas Andrem da ſeyn, hier muß alles ſich ſelbſt um ſeiner ſelbſt willen geltend machen.

Ich danke Ihnen ſehr für die Nachricht, die Sie mir von dem Duisburger Unternehmen gegeben haben; die ganze Erſcheinung war mir ſo räthſelhaft. Wenn es ſonſt thunlich wäre, ſo würde es mich ſehr reizen, ein Zimmer mit ſolchen Figuren zu decoriren.

Morgen hoff' ich meinen Garten zu beziehen Humboldt iſt heute fort; ich ſehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt ſich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal ſo wiederſehen, als wir uns jetzt verlaſſen. Das iſt alſo wieder ein Verhältniß, das als beſchloſſen zu betrachten iſt, und nicht mehr wieder kommen kann; denn zwei Jahre, ſo ungleich verlebt, werden gar viel an uns und alſo auch zwiſchen uns verändern.

291.

An Goethe.

Jena den 2. Mai 1797.

Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin. Eine ſchöne Landſchaft umgiebt mich, die Sonne geht freundlich unter, und die Nachtigallen ſchlagen. Alles um mich herum erheitert mich, und mein erſter Abend auf dem eigenen Grund und Boden iſt von der fröhlichſten Vorbedeutung.

Das iſt aber auch alles, was ich Ihnen heute ſchreiben kann, denn über den Arrangements iſt mir der Kopf ganz wüſt geworden. Morgen hoff'

ich endlich mit rechter Luſt wieder an die Arbeit zu gehen und dabei zu beharren.

Wenn Sie mir den Text vom Don Juan auf einige Tage ſchicken wollten, würden Sie mir einen Gefallen erweiſen. Ich habe die Idee, eine Ballade daraus zu machen, und da ich das Mährchen nur vom Hörenſagen kenne, ſo möcht' ich doch wiſſen, wie es behandelt iſt. — Herzlich freue ich mich darauf, bald wieder eine Zeitlang mit Ihnen zu verleben.

292.

An Goethe.

Jena den 5. Mai 1797.

Ich bin mit dem Ariſtoteles ſehr zufrieden, und nicht blos mit ihm, auch mit mir ſelbſt. Es begegnet einem nicht oft, daß man nach Leſung eines ſolchen nüchternen Kopfs und kalten Geſetzgebers den innern Frieden nicht verliert. Der Ariſtoteles iſt ein wahrer Höllenrichter für alle, die entweder an der äußern Form ſclaviſch hängen oder die über alle Form ſich hinwegſetzen. Jene muß er durch ſeine Liberalität und ſeinen Geiſt in beſtändige Widerſprüche ſtürzen: denn es iſt ſichtbar, wie viel mehr ihm um das We-

ſen, als um die äußere Form zu thun iſt; und dieſen muß die Strenge fürchterlich ſeyn, womit er aus der Natur des Gedichts, und des Trauerſpiels insbeſondere, ſeine unverrückbare Form ableitet. Jetzt begreife ich erſt den ſchlechten Zuſtand, in den er die franzöſiſchen Ausleger und Poeten und Critiker verſetzt hat; auch haben ſie ſich immer vor ihm gefürchtet, wie die Jungen vor dem Stecken. Shakſpeare, ſo viel er gegen ihn wirklich ſündigt, würde weit beſſer mit ihm ausgekommen ſeyn, als die ganze franzöſiſche Tragödie.

Indeſſen bin ich ſehr froh, daß ich ihn nicht früher geleſen; er hätte mich um ein großes Vergnügen und um alle Vortheile gebracht, die er mir jetzt leiſtet. Man muß über die Grundbegriffe ſchon recht klar ſeyn, wenn man ihn mit Nutzen leſen will. Kennt man die Sache, die er abhandelt, nicht ſchon vorläufig gut, ſo muß es gefährlich ſeyn, bei ihm Rath zu holen.

Ganz kann er aber ſicherlich nie verſtanden oder gewürdigt werden. Seine ganze Anſicht des Trauerſpiels beruht auf empiriſchen Gründen: er hat eine Maſſe vorgeſtellte Tragödien vor Augen, die wir nicht mehr vor Augen haben. Aus dieſer Erfahrung heraus raiſonnirt er, und uns fehlt größtentheils die ganze Baſis ſeines Urtheils. Nirgends beinahe geht er von dem Begriff, immer

nur von dem Factum der Kunst und des Dichters und der Repräsentation aus; und wenn seine Urtheile, dem Hauptwesen nach, ächte Kunstgesetze sind, so haben wir dieses dem glücklichen Zufall zu danken, daß es damals Kunstwerke gab, die durch das Factum eine Idee realisirten, oder ihre Gattung in einem individuellen Falle vorstellig machten.

Wenn man eine Philosophie über die Dichtkunst, so wie sie jetzt einem neuern Aesthetiker mit Recht zugemuthet werden kann, bei ihm sucht, so wird man nicht nur getäuscht werden, sondern man wird auch über seine rhapsodische Manier und über die seltsame Durcheinanderwerfung der allgemeinen und der allerparticularsten Regeln, der logischen, prosodischen, rhetorischen und poetischen Sätze u. s. w. lachen müssen, wie z. B. wenn er bis zu den Vocalen und Consonanten zurückgeht. Denkt man sich aber, daß er eine individuelle Tragödie vor sich hatte, und sich um alle Momente befragte, die an ihr in Betrachtung kamen, so erklärt sich alles leicht, und man ist sehr zufrieden, daß man bei dieser Gelegenheit alle Elemente, aus welchen ein Dichtwerk zusammengesetzt wird, recapitulirt.

Ich wundere mich gar nicht darüber, daß er der Tragödie den Vorzug vor dem epischen Gedicht giebt; denn so wie er es meint, obgleich er

ſich nicht ganz unzweideutig ausdrückt, wird der eigentliche und objective poetiſche Werth der Epopöe nicht beeinträchtigt. Als Urtheiler und Aeſthetiker muß er von derjenigen Kunſtgattung am meiſten ſatisfacirt ſeyn, welche in einer bleibenden Form ruht, und über welche ein Urtheil kann abgeſchloſſen werden. Nun iſt dies offenbar der Fall bei dem Trauerſpiel, ſo wie er es in Muſtern vor ſich hatte, indem das einfachere und beſtimmtere Geſchäft des dramatiſchen Dichters ſich weit leichter begreifen und andeuten läßt, und eine vollkommenere Technik dem Verſtande weiſ't, eben des kürzern Studiums und der geringern Breite wegen. Ueberdieß ſieht man deutlich, daß ſeine Vorliebe für die Tragödie von einer klaren Einſicht in dieſelbe herrührt, daß er von der Epopöe eigentlich nur die generiſch-poetiſchen Geſetze kennt, die ſie mit der Tragödie gemein hat, und nicht die ſpecifiſchen, wodurch ſie ſich ihr entgegenſetzt. Deswegen konnte er auch ſagen, daß die Epopöe in der Tragödie enthalten ſey, und daß einer, der dieſe zu beurtheilen wiſſe, auch über jene abſprechen könne; denn das allgemein Pragmatiſch-Poetiſche der Epopöe iſt freilich in der Tragödie enthalten.

Es ſind viel ſcheinbare Widerſprüche in dieſer Abhandlung, die ihr aber in meinen Augen nur einen neuen hohen Werth geben; denn ſie beſtä-

tigen mir, daß das Ganze nur aus einzelnen Aperçus beſteht, und daß keine theoretiſchen vorgefaßten Begriffe dabei im Spiele ſind. Manches mag freilich auch dem Ueberſetzer zuzuſchreiben ſeyn. — Daß Ariſtoteles bei der Tragödie das Hauptgewicht in die Verknüpfung der Begebenheiten legt, heißt recht den Nagel auf den Kopf getroffen. Wie er die Poeſie und die Geſchichte mit einander vergleicht, und jener eine größere Wahrheit als dieſer zugeſteht, das hat mich ſehr von einem ſolchen Verſtandesmenſchen erfreut. Es iſt auch ſehr artig, wie er bemerkt, bei Gelegenheit deſſen, was er von den Meinungen ſagt, daß die Alten ihre Perſonen mit mehr Politik, die Neuern mit mehr Rhetorik haben ſprechen laſſen. Es iſt gleichfalls recht geſcheidt, was er zum Vortheil wahrer hiſtoriſcher Namen bei dramatiſchen Perſonen ſagt. Daß er den Euripides ſo ſehr begünſtigte, wie man ihm ſonſt Schuld giebt, hab' ich ganz und gar nicht gefunden. Ueberhaupt finde ich, nachdem ich dieſe Poetik ſelbſt geleſen, wie ungeheuer man ihn misverſtanden hat.

Ich lege Ihnen hier einen Brief von Voß bei, der eben an mich in Einſchluß gekommen iſt. Er ſendet mir auch eine hexametriſche Ueberſetzung von Ovids Phaeton für die Horen, die mir bei meiner großen Detreſſe ſehr gelegen kommt.

Er selbst wird auf seiner Reise Weimar und Jena nicht besuchen.

Was die Charte zum Moses betrifft, so wollen wir, wenn es Ihnen recht ist, den Lenzischen Aufsatz, den ich in das fünfte Horenstück einrücken lasse, dazu bestimmen, daß die Ausgabe für jene Charte davon bestritten wird. —

Gehört der Aristoteles Ihnen selbst? Wenn das nicht ist, so will ich ihn mir gleich kommen lassen, denn ich möchte mich nicht gern sobald von ihm trennen. — Der Don Juan folgt mit Dank zurück. Ich glaube wohl, das Sujet wird sich ganz gut zu einer Ballade qualificiren. — An die neue Lebensart hab' ich mich schon ganz gewöhnt, und bringe in Wind und Regen manche Stunde mit Spazierengehen im Garten zu, und befinde mich sehr wohl dabei.

293.

An Goethe.

Jena den 10. Mai 1797.

Die Uebersetzung aus Ovid, die mir Voß mitgeschickt, ist vortrefflich, mit der Bestimmtheit und auch mit der Leichtigkeit des Meisters. Schade nur, daß er sich durch die elenden Streitigkei-

ten abhalten läßt, hieher zu kommen. Daß er lieber bei seinem Reichardt in Giebichenstein liegt, als zu uns kommt, kann ich ihm doch kaum vergeben. Ich bin neugierig, auf welche Art Sie seine Uebersetzungsweise vertheidigen wollen, da hier der schlimme Fall ist, daß gerade das Vortreffliche daran studirt werden muß, und das Anstößige gleich auffällt.

Es sollte mir leid thun, wenn Sie Ihren Moses zurücksegten. Freilich ist es eine sonderbare Collision, in die er mit den italiänischen Dingen kommt; aber nach dem, was Sie mir schon davon sagten, hätten Sie, deucht mir, wenig mehr zu thun, als ihn zu dictiren. — Ich freue mich auf Ihre Ankunft. Hier im Freien werden wir noch einmal so gut unsre Angelegenheiten durchsprechen können.

294.

An Goethe.

Jena den 16. Mai 1797.

Es ist recht schön, daß Sie Ihr Gedicht, das hier angefangen wurde, auch hier vollenden. Die Judenstadt darf sich was darauf einbilden. Ich freue mich schon im Voraus, nicht auf das Ge-

dicht allein, auch auf die schöne Stimmung, in welche die Dichtung und die Vollendung Sie versetzen wird.

Dadurch daß Sie eine Woche später kommen, entgehen Sie einem großen Schmutz in meinem Hause; denn ich habe mich doch entschließen müssen, die Gartenseite des Hauses zu unterschwellen, welches heute angefangen worden. Bis jetzt hat mir eigentlich blos die Neuheit dieser Existenz den Aufenthalt im Garten reizend machen können, denn entweder war das Wetter nicht freundlich, oder das Bauwesen raubte mir die Ruhe. Es bekommt mir übrigens sehr wohl hier, und an die Arbeit gewöhn' ich mich auch wieder. —

Haben Sie die Schlegel'sche Critik von Schlosser'n gelesen? Sie ist zwar in ihrem Grundbegriff nicht unwahr, aber man sieht ihr doch die böse Absicht und die Parthei zu sehr an. Es wird doch zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel. So hat er kürzlich dem Alexander Humboldt erzählt, daß er die Agnes *) im Journal Deutschland recensirt habe, und zwar sehr hart. Jetzt aber, da er höre, sie sey nicht von Ihnen, so bedaure er, daß er sie so streng behandelt habe. Der Laffe meinte also, er müsse

*) Agnes von Lilien (von Caroline v. Wolzogen) Berlin 1798. 2 Bde.

dafür sorgen, daß Ihr Geschmack sich nicht verschlimmere. Und diese Unverschämtheit kann er mit einer solchen Unwissenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die Agnes wirklich für Ihr Werk hielt.

Das Geschwätz über die Xenien dauert noch immer fort. Ich finde immer noch einen neuen Büchertitel, worin ein Aufsatz oder so was gegen die Xenien angekündigt wird. Neulich fand ich in einem Journal: Annalen der leidenden Menschheit, einen Aufsatz gegen die Xenien.

295.

An Goethe.

Jena den 23. Mai 1797.

Dank Ihnen für Ihr liebes Billet und das Gedicht! Dies ist so musterhaft schön und vollendet, daß ich recht dabei gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee durch die vollkommene Darstellung einem den Genuß des Höchsten geben kann. Auch bis auf die kleinsten Forderungen des Metrums ist es vollendet. Uebrigens belustigte es mich, diesem kleinen Stücke die Geistesatmosphäre anzumerken, in der Sie gerade leben mochten, denn es ist ordentlich recht senti-

mentalisch schön! Ich wünsche Ihnen eine recht gute Nacht zu einem lustigen Abend, und möchte die schöne Muse, die bei Tage und wachend Sie begleitet, sich gefallen lassen, Ihnen Nachts in der nämlichen, aber körperlichen Schönheit sich zuzugesellen.

296.

An Goethe.

Jena den 18. Juni 1797.

Seit Ihrer Entfernung habe ich schon einen Vorschmack der großen Einsamkeit, in die mich Ihre völlige Abreise versetzen wird. Glücklicherweise ist mir das Wetter jetzt günstig, und ich kann im Freien leben. Unterdessen beschäftigte mich der Vielleville *); doch hab' ich auch etwas Weniges poetisirt: ein kleines Nachstück zum Taucher, wozu ich durch eine Anecdote in St. Foy Essay sur Paris aufgemuntert wurde. — Ich sehe einer poetischen Thätigkeit jetzt mit rech-

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vielleville, in Schiller's Werken. Bd. 7. S. 421 u. f.

ter Luſt entgegen, und hoffe in den zwei nächſten Monaten auch etwas zu Stande zu bringen. —

Die Entſcheidung, ob Sie weiter gehen werden, als nach der Schweiz, iſt auch mir wichtig, und ich erwarte ſie mit Ungeduld. Je mehr Verhältniſſen ich jetzt abgeſtorben bin, einen deſto gröſsern Einfluſs haben die wenigen auf meinen Zuſtand, und den entſcheidendſten hat Ihre Gegenwart. Die letzten vier Wochen haben wieder Vieles in mir bauen und gründen helfen. Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab (die in allem Practiſchen und beſonders Poetiſchen eine Unart iſt), vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu groſsen Geſetzen fort. Der Punkt iſt immer klein und eng, von dem Sie auszugehen pflegen, aber er führt mich in's Weite, und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anſtatt daſs ich auf dem andern Wege, dem ich mir ſelbſt überlaſſen ſo gern folge, immer vom Weiten in's Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu ſehen, als am Anfang. —

297.

An Goethe.

Jena den 23. Juni 1797.

Ihr Entſchluß, an den Fauſt zu gehen, iſt mir in der That überraſchend, beſonders jetzt, da Sie ſich zu einer Reiſe nach Italien gürten. Auch hab' ich es einmal für immer aufgegeben, Sie mit der gewöhnlichen Logik zu meſſen, und bin alſo im Voraus überzeugt, daß Ihr Genius ſich vollkommen gut aus der Sache ziehen wird.

Ihre Aufforderung an mich, Ihnen meine Erwartungen und Deſideria mitzutheilen, iſt nicht leicht zu erfüllen; aber ſo viel ich kann, will ich Ihren Faden aufzufinden ſuchen, und wenn auch das nicht geht, ſo will ich mir einbilden, als ob ich die Fragmente von Fauſt zufällig fände und ſolche auszuführen hätte. So viel bemerke ich hier nur, daß der Fauſt, das Stück nämlich, bei aller ſeiner dichteriſchen Individualität die Forderung an eine ſymboliſche Bedeutſamkeit nicht ganz von ſich weiſen kann, wie auch wahrſcheinlich Ihre eigene Idee iſt. Die Duplicität der menſchlichen Natur und das verunglückte Beſtreben, das Göttliche und das Phyſiſche im Menſchen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel in's Grelle und Form-

loſe geht und gehen muß, ſo will man nicht bei dem Gegenſtand ſtille ſtehen, ſondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Fauſt ſind zugleich philoſophiſch und poetiſch, und Sie mögen ſich wenden, wie Sie wollen, ſo wird Ihnen die Natur des Gegenſtandes eine philoſophiſche Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird ſich zum Dienſt einer Vernunft-Idee bequemen müſſen.

Aber ich ſage Ihnen damit ſchwerlich etwas Neues, denn Sie haben dieſe Forderung in dem, was bereits da iſt, ſchon in hohem Grade zu befriedigen angefangen. Wenn Sie jetzt wirklich an den Fauſt gehen, ſo zweifle ich auch nicht mehr an ſeiner völligen Ausführung, welches mich ſehr erfreut.

298.

An Goethe.

Jena den 26. Juni 1797.

Wenn ich Sie neulich recht verſtanden habe, ſo haben Sie die Idee, Ihr neues epiſches Gedicht, die Jagd, in Reimen und Strophen zu behandeln. Ich vergaß neulich ein Wort darüber zu ſagen, aber dieſe Idee leuchtet mir ein, und

ich glaube ſogar, daß dies die Bedingung ſeyn wird, unter welcher allein dieſes neue Gedicht neben Ihrem Hermann beſtehen kann. Außerdem daß ſelbſt der Gedanke des Gedichts zur modernen Dichtkunſt geeignet iſt, und alſo auch die beliebte Strophenform begünſtigt, ſo ſchließt die neue metriſche Form ſchon die Concurrenz und Vergleichung aus; ſie giebt dem Leſer eben ſowohl als dem Dichter eine ganz andere Stimmung, es iſt ein Concert auf einem ganz andern Inſtrument. Zugleich participirt es alsdann von gewiſſen Rechten des romantiſchen Gedichts, ohne daß es eigentlich eins wäre; es darf ſich, wo nicht des Wunderbaren, doch des Seltſamen und Ueberraſchenden mehr bedienen; und die Löwen- und Tigergeſchichte, die mir immer außerordentlich vorkam, erweckt dann gar kein Befremden mehr. Auch iſt von den fürſtlichen Perſonen und Jägern nur ein leichter Schritt zu den Ritterfiguren, und überhaupt knüpft ſich der vornehme Stand, mit dem Sie es in dieſem Gedicht zu thun haben, an etwas Nordiſches und Feudaliſches an. Die griechiſche Welt, an die der Hexameter unausbleiblich erinnert, nimmt dieſen Stoff daher weniger an, und die mittlere und neue Welt, alſo auch die moderne Poeſie, kann ihn mit Recht reclamiren.

Den Faust hab' ich nun wieder gelesen, und mir schwindelt ordentlich vor der Auflösung. Dies ist indeß sehr natürlich, denn die Sache beruht auf einer Anschauung, und so lange man die nicht hat, muß ein selbst nicht so reicher Stoff den Verstand in Verlegenheit setzen. Was mich daran ängstigt, ist, daß mir der Faust seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfordern scheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll, und für eine so hoch aufquellende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält. Nun, Sie werden sich schon zu helfen wissen.

Zum Beispiel: es gehörte sich, meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde, und welches Stück Sie auch aus dieser Masse erwählen, so scheint es mir immer durch seine Natur eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfordern.

In Rücksicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit, zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen. Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben mit einander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentarischen Gestalt des Faust fühlt man dies sehr, aber man verweis't die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch seinen Realism vor dem Verstande, und der Faust

vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz.

Eine Schwierigkeit finde ich darin, daß der Teufel durch seinen Character, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen oder begreifen. Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Theil des Ganzen anschmiegen wird.

299.

An Goethe.

Jena den 30. Juni 1797.

Es freut mich, daß Sie meinem Freunde und Schutzbefohlnen nicht ganz ungünstig sind. Das Tadelnswürdige an seiner Arbeit ist mir sehr lebhaft aufgefallen, aber ich wußte nicht recht, ob das Gute auch Stich halten würde, das ich darin zu bemerken glaubte. Aufrichtig, ich fand in diesen Gedichten viel von meiner eignen sonstigen Gestalt, und es ist nicht das erstemal, daß mich der Verfasser an mich erinnerte. Er hat eine beständige Subjectivität, und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein

Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so gar schwer beizukommen ist. Indessen finde ich in diesen neuen Stücken doch den Anfang einer gewissen Verbesserung, wenn ich sie gegen seine vorigen Arbeiten halte: denn kurz, es ist Hölderlin, den Sie vor etlichen Jahren bei mir gesehen haben. Ich würde ihn nicht aufgeben, wenn ich nur eine Möglichkeit wüßte, ihn aus seiner eigenen Gesellschaft zu bringen, und einem wohlthätigen und fortdauernden Einfluß von außen zu öffnen. Er lebt jetzt als Hofmeister in einem Kaufmannshause zu Frankfurt, *) und ist also in Sachen des Geschmacks und der Poesie auf sich selber eingeschränkt, und wird in dieser Lage immer mehr in sich selbst hineingetrieben.

Für die Horen hat mir unsre Dichterin Mereau jetzt ein sehr angenehmes Geschenk gemacht, das mich wirklich überraschte. Es ist der Anfang

*) Späterhin ging Hölderlin (geb. 1770 zu Neislingen im Würtembergischen) nach der Schweiz und nach Frankreich, kehrte aber von da in völliger Geisteszerrüttung zurück, von der sich schon Spuren in seinem Roman: Hyperion (Tübingen 1797 bis 1799. 2 Theile) gezeigt hatten, und lebt seitdem in der genannten Stadt in dem Hause eines Tischlers in tiefster Abgeschiedenheit. Vergl. über ihn: Zeitgenossen. Dritte Reihe. Nr 8.

eines Romans in Briefen *), die mit weit mehr Klarheit, Leichtigkeit und Simplicität geſchrieben ſind, als ich je von ihr erwartet hätte. Sie fängt darin an, ſich von Fehlern frei zu machen, die ich an ihr für ganz unheilbar hielt, und wenn ſie auf dieſem guten Wege weiter fortgeht, ſo erleben wir noch was an ihr. Ich muß mich doch wirklich darüber wundern, wie unſre Weiber jetzt auf bloß dilettantiſchem Wege eine gewiſſe Schreibgeſchicklichkeit ſich zu verſchaffen wiſſen, die der Kunſt nahe kommt.

Kennen Sie etwa einen gewiſſen Ahlwardt **), Rector in Anklam, durch Ueberſetzungen des Callimachus? Er hat ſich zu den Horen angeboten, und beruft ſich auf Voß, der ihn an mich gewieſen. Er überſetzt aus alten und neuen Sprachen, und auch im Merkur 1795 ſoll Mehreres aus Euripides, Ovid und auch aus Camoens von ihm ſtehen. Wenn Sie Böttiger ſehen, ſo ſeyen Sie doch ſo gütig, ihn nach jenem Subject zu fragen, und uns jene Merkurſtücke durch ihn

*) Amanda und Eduard, ſpäterhin (1803) zu Frankfurt a. M. in zwei Theilen gedruckt.

**) C. W. Ahlwardt, ſpäterhin vorzüglich bekannt durch ſeine Ueberſetzung des Oſſian (Leipzig 1811. 3 Bde.), geb. 1750 zu Greifswalde, geſt. daſelbſt 1830 als Profeſſor der altclaſſiſchen Literatur.

zu verschaffen. Er bietet mir Hero und Leander und einige Uebersetzungen aus dem Englischen an; und es wäre mir lieb, wenn ich ihn brauchen könnte.

Ich wünschte, daß die zwei leidlich heitern Tage, die wir wieder genossen haben, bei Ihnen fruchtbarer gewesen seyn möchten, als bei mir. Meine Krämpfe regten sich seit einigen Tagen wieder stärker, und ließen mich nicht schlafen. Ich wollte an den Faust gehen, aber der Teufel in natura wollte den poetischen nicht aufkommen lassen.

Ich habe einige Reminiscenzen aus einer Reise durch Nordamerika von Thomas Carver, und mir ist, als wenn sich diese Völkernatur in einem Liede artig darstellen ließe. Dazu müßt' ich aber jenen Carver noch einmal ansehen. Ich hatte ihn von Knebel, der aber, wie ich höre, fort ist. Vielleicht hat ihn Voigt, der mit Reisebeschreibungen reichlich versehen ist, und mir ihn wohl auf einen Botentag leiht.

300.

An Goethe.

Jena den 4. Juli 1797.

Hirt hat mich in diesen drei Tagen recht interessant beschäftigt, und mir manches zurückgelassen, worüber ich noch lange zu denken haben werde. Seine Urtheile, wenn sie auch etwas befangen sind, ruhen auf einer vielfältigen und fortgesetzten Anschauung, und sprechen in wenig Worten fruchtbare Resultate einer lebendigen Beobachtung und eines gründlichen Studiums aus. Mir deucht, daß er in der Hauptsache mit Ihnen und Meyer ziemlich einig ist, wenigstens kann man lange mit ihm über das Tiefste und Innerste sprechen, ohne auf eine Dissonanz zu stoßen, oder sich unverständlich zu seyn. Ich hätte gewünscht, der dritte Mann zu seyn, wenn Sie sich mit ihm über diese Gegenstände unterhalten, weil ich ein Gespräch über bildende Kunst aus eignem Mittel nicht lange unterhalten, wohl aber mit Nutzen zuhören kann.

Gegen Michel Ange ist er sehr eingenommen, und mir deucht, daß er ihn viel zu tief herabsetzt, wenn er ihm bloß einen Zeitwerth zugesteht. Indessen habe ich auch bei dem harten Urtheil über Michel Ange sein Raisonnement

sehr verständig gefunden, und zweifle blos an der richtigen Angabe des Factums, worauf er es gründet. — Uebrigens weiß ich noch nicht recht, was ich von Hirt eigentlich denken soll, und ob er bei einer längern Bekanntschaft die Probe halten würde. Vielleicht ist ihm manches nicht eigen, wodurch er jetzt in der That imponirt. Wenigstens scheint mir die Wärme und Lebhaftigkeit, mit der er manches darzustellen wußte, nicht so eigentlich in seiner Natur zu liegen.

Lassen Sie sich doch von ihm etwas vom Maler Müller erzählen, wenn es noch nicht geschehen ist. Es ist kurzweilig genug, wie der Aufsatz in den Horen gegen Fernow entstanden ist. — Ich wünsche morgen von Ihnen zu hören, daß der Faust vorgerückt ist. Mir hat Hirt's Anwesenheit in diesen Tagen eine kleine Zerstreuung gemacht. Nur der Einfall mit dem Nordamerikanischen Liede ist ausgeführt worden. Ich lege das Liedchen bei, das der Veränderung wegen mit passiren mag. *)

*) S. das Gedicht: Nadowessische Todtenklage, in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 41 u. f.

301.

An Goethe.

Jena den 7. Juli 1797.

Es wäre, deucht mir, jetzt gerade der rechte Moment, daß die griechischen Kunstwerke von Seiten des Characteristischen beleuchtet und durchgegangen würden; denn allgemein herrscht noch immer der Winckelmannische und Lessingische Begriff, und unsere allerneuesten Aesthetiker, sowohl über Poesie als Plastik, lassen sich's recht sauer werden, das Schöne der Griechen von allem Characteristischen zu befreien und dieses zum Merkzeichen des Modernen zu machen. Mir deucht, daß die neuern Analitiker durch ihre Bemühungen, den Begriff des Schönen abzusondern und in einer gewissen Reinheit aufzustellen, ihn beinahe ausgehöhlt und in einen leeren Schall verwandelt haben, daß man in der Entgegensetzung des Schönen gegen das Richtige und Treffende viel zu weit gegangen ist, und eine Absonderung, die blos der Philosoph macht, und die blos von einer Seite statthaft ist, viel zu grob genommen hat.

Viele, finde ich, fehlen wieder auf eine andere Art, daß sie den Begriff der Schönheit viel zu sehr auf den Inhalt der Kunstwerke als auf die Behandlung beziehen, und so müssen sie freilich

verlegen seyn, wenn sie den Vaticanischen Apoll und andere ähnliche, durch ihren Inhalt schon schöne Gestalten, mit dem Laokoon, mit einem Faun oder andern peinlichen oder ignobeln Repräsentationen unter Einer Idee von Schönheit begreifen sollen.

Es ist, wie Sie wissen, mit der Poesie derselbe Fall. Wie hat man sich von jeher gequält und quält sich noch, die derbe, oft niedrige und häßliche Natur im Homer und in den Tragikern bei den Begriffen durchzubringen, die man sich von dem griechischen Schönen gebildet hat. Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und selbst das Wort Schönheit, an welches einmal alle jene falschen Begriffe unzertrennlich geknüpft sind, aus dem Umlauf zu bringen, und, wie billig, die Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinne an seine Stelle zu setzen.

Den Hirt'schen Aufsatz hätte ich recht gern in den Horen. Sie und Meyer würden dann, wenn der Weg einmal offen ist, den Faden um so bequemer aufnehmen können, und das Publikum auch schon mehr vorbereitet finden. Auch ich fände meine Rechnung dabei, wenn diese Materie über das Characteristische und Leidenschaftliche in den griechischen Kunstwerken recht zur Sprache käme, denn ich sehe voraus, daß mich die Untersuchungen über das griechische Trauerspiel, die

ich mir vorbehalten habe, auf den nämlichen Punkt führen werden. —

Ich habe jetzt überlegt, daß der muſikaliſche Theil des Almanachs vor allen Dingen fertig ſeyn muß, weil der Componiſt ſonſt nicht fertig wird. Deswegen bin ich an mein Glockengießerlied *) gegangen, und ſtudire ſeit geſtern in Krünitz'ens Encyclopädie, wo ich ſehr viel profitire. Dieſes Gedicht liegt mir ſehr am Herzen, es wird aber mehrere Wochen koſten, weil ich ſo vielerlei verſchiedene Stimmungen dazu brauche, und eine große Maſſe zu verarbeiten iſt. Ich hätte auch nicht übel Luſt noch vier oder fünf Nadoweſſiſche Lieder nachfolgen zu laſſen, um dieſe Natur, in die ich einmal hineingegangen, durch mehrere Zuſtände durchzuführen.

*) Das Lied von der Glocke. S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 170 u. f.

302.

An Goethe.

Jena den 10. Juli 1797.

Sie haben mit wenig Worten und in einer kunstlosen Einkleidung herrliche Dinge in Ihrem Aufsatze ausgesprochen, und eine wirklich bewunderungswürdige Klarheit über die schöne Materie verbreitet. In der That, der Aufsatz ist ein Muster, wie man Kunstwerke ansehen und beurtheilen soll. In Rücksicht auf beides hab' ich sehr viel daraus gelernt.

Mündlich mehr darüber, denn ich denke ihn morgen selbst mitzubringen, wo ich, wenn nichts dazwischen kommt, nach drei Uhr bei Ihnen seyn werde. Im Fall ich nicht wohl bei Ihnen logiren könnte, bitte ich mir's am Thor durch ein Zettelchen wissen zu lassen, daß ich bei meinem Schwager anfahre. Meine Frau kommt mit, und wir denken bis Donnerstag zu bleiben.

Meyer's glückliche Ankunft in seiner Vaterstadt und die schnelle Verbesserung seiner Gesundheit haben mich herzlich gefreut. Auch die Gewißheit, für diesen Herbst und Winter wenigstens nicht so gar weit von Ihnen getrennt zu seyn, ist mir gar tröstlich.

303.

An Goethe.

Jena den 21. Juli 1797.

Ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre, und es freut mich, wenn ich für das Viele, was Sie mir geben, Sie und Ihren innern Reichthum in Bewegung ſetzen kann. Ein ſolches auf wechſelſeitige Perfectibilität gebautes Verhältniß muß immer friſch und lebendig bleiben, und gerade deſto mehr an Mannigfaltigkeit gewinnen, je harmoniſcher es wird, und je mehr die Entgegenſetzung ſich verliert, welche bei ſo vielen Andern allein die Einförmigkeit verhindert. Ich darf hoffen, daß wir uns nach und nach in allem verſtehen werden, wovon ſich Rechenſchaft geben läßt; und in demjenigen, was ſeiner Natur nach nicht begriffen werden kann, werden wir uns durch die Empfindung nahe bleiben.

Die ſchöne und die fruchtbarſte Art, wie ich unſere wechſelſeitigen Mittheilungen benutze und mir zu eigen mache, iſt immer dieſe, daß ich ſie unmittelbar auf die gegenwärtige Beſchäftigung anwende, und gleich productiv gebrauche; und wie Sie in der Einleitung zum Laokoon ſagen, daß in einem einzelnen Kunſtwerk die Kunſt ganz

liege, so glaube ich, muß man alles Allgemeine in der Kunst wieder in den besondersten Fall verwandeln, wenn die Realität der Idee sich bewähren soll. Und so hoffe ich, soll mein Wallenstein, und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag, das ganze System desjenigen, was bei unserm Commercio in meine Natur hat übergehen können, in concreto zeigen und enthalten.

Das Verlangen nach dieser Arbeit regt sich wieder stark in mir; denn es ist hier schon ein bestimmteres Object, was den Kräften ihre Thätigkeit anweist, und jeder Schritt ist hier schon bedeutender, statt daß ich bei neuen rohen Stoffen so oft leer greifen muß. Ich werde jetzt die Lieder zum Almanach zuerst fertig zu bringen suchen, weil mich die Componisten so sehr mahnen, dann mein Glück an den Kranichen *) versuchen, und mit dem September zur Tragödie zurückkehren. —

Die Nachrichten von Ihnen werden in die einfache Existenz, auf die ich jetzt eingeschränkt bin, einen fruchtbaren Wechsel bringen und außer dem Neuen, was Sie mir zuführen, auch das

*) Die Kraniche des Ibycus. S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 68 u. f.

Alte, was unter uns verhandelt worden, wieder in mir lebendig machen.

304.

An Heinrich Meyer. *)

Jena den 21. Juli 1797.

Herzlich heißen wir Sie willkommen auf deutſchem Boden, lieber Freund. Die Sorge um Sie hat uns oft beunruhigt und innig freuen wir uns Ihrer zurückkehrenden Geſundheit. — Was wir trieben und wie es um uns ſtand, das erfuhren Sie von unſerm Freunde. — Von ihm habe ich mit herzlichem Antheil vernommen, was Sie betrifft, wie trefflich Sie Ihre Zeit benutzten, und welche Schätze Sie für uns alle ſammelten.

Auch wir waren indeß nicht unthätig, wie Sie wiſſen, und am wenigſten unſer Freund, der ſich in dieſen letzten Jahren wirklich ſelbſt übertroffen hat. Sein epiſches Gedicht haben Sie geleſen; Sie werden geſtehen, daß es der Gipfel

*) Aus Stäfe bei Zürich gebürtig, Landſchaftsmaler und Director der Zeichnungsſchule zu Weimar, ſtarb 1832 als Hofrath zu Jena.

seiner und unsrer ganzen neuern Kunst ist. Ich hab' es entstehen sehen, und mich fast eben so sehr über die Art und Entstehung als über das Werk verwundert. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis' an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerndtet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt. — Sie werden mir aber auch darin beipflichten, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetischen Practik leben muß. Wenn es einmal einer unter Tausenden, die danach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganze aus sich zu machen, so kann der meines Erachtens nichts besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben. — Ich gestehe daher, daß mir alles, was er bei

einem längern Aufenthalt in Italien für gewiſſe Zwecke auch gewinnen möchte, für ſeinen höchſten und nächſten Zweck doch immer verloren ſcheinen würde. Alſo bewegen Sie ihn auch ſchon deswegen, recht bald zurückzukommen, und das, was er zu Hauſe hat, nicht zu weit zu ſuchen.

Ich habe die angenehme Hoffnung, vielleicht Sie beide dieſen Winter wieder in der Nähe zu wiſſen, und ſo das alte ſchöne Leben der Mittheilung wieder fortzuſetzen. Meine Geſundheit hat ſich zwar nicht viel gebeſſert, doch auch nicht verſchlimmert, und das iſt ein gutes Zeichen. Der Muth und die Luſt ſind geblieben, und der Uebergang von der Speculation zur Production hat mich erfriſcht und verjüngt.

Auch Ihre Schülerin hab' ich unterdeſſen kennen lernen, und an ihrem Talent und angenehmen Weſen mich ſehr erfreut. Sie denkt Ihrer mit lebhaftem Antheil, und ich hoffe, das poetiſche Talent, das ſich zeither ſo ſchön bei ihr entwickelt hat, ſoll dem andern nicht geſchadet haben.

305.

An Goethe.

Jena den 23. Juli 1797.

Das Warten bei schon geschnürtem Bündel ist ein höchst fataler Zustand, von dem ich Sie recht bald erlöst wünsche. Es ist gut, daß Sie gerade jetzt kleine Beschäftigungen und Spiele vor sich sehen, wozu eine unterbrochene und halbe Stimmung allenfalls hinreicht.

Humboldt schreibt mir, daß seine Frau wieder das Fieber habe. Das wird eine schöne Reise werden, denn sie müssen jetzt schon über die Zeit in Dresden liegen bleiben. Ich sage Ihnen das zum Troste, wie jener Jude zum Shylock: Andere Leute haben auch Unglück.

Die drei Stücke, die mir Humboldt eben zurückschickt, lege ich bei. An dem Nadoweſſischen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, ist blos von der Rohheit des Stoffs hergenommen. Es ist doch sonderbar, daß man in poetischen Dingen und bei einer großen Annäherung auf Einer Seite, doch wieder in so directen Oppositionen seyn kann. — Den Zauberlehrling *) habe ich an meinen

*) S. dies Gedicht in Goethe's Werken (vollständige Ausgabe letzter Hand.) Bd. 1. S. 237 u. f.

Stuttgarter Componisten geschickt; mir deucht, daß er sich vortrefflich zu einer heitern Melodie qualificirt, da er in unaufhörlicher leidenschaftlicher Bewegung ist.

306.

An Goethe.

Jena den 24. Juli 1797.

Die Nachricht von Ihrem Uebelbefinden hat mich heute früh nach einer schlaflos zugebrachten Nacht sehr unangenehm empfangen. Ich hoffe, dieser Brief findet Sie schon in der Besserung, wozu vielleicht die Ankunft des Herzogs das Ihrige beiträgt. Doch werden Sie unter diesen Umständen erst eine festere Gesundheit abwarten müssen. Hier sende ich Ihnen zu Ihrer Recreation ein ganz neues Opus zu, *) welches die deutsche Industrie auf eine ganz neue Weise documentirt. Solch eine Erscheinung der Nullität, Absurdität und Frechheit ist doch wirklich nur in den neuesten Zeiten unserer Literatur möglich, wo der schnelle Wechsel von Ideen und Formen das Mein und Dein nicht mehr zu bestimmen Zeit

*) Gustav der Dritte.

läßt. Ich habe unter andern ganze halbe Seiten lange Stellen aus meinen äſthetiſchen Abhandlungen, ohne Citation, hier abgedruckt gefunden, und mich nicht wenig verwundert, meine ipsissima verba mir aus dem königlichen Munde entgegenſchallen zu hören.

Dafür hat ſich auch in dieſen Tagen ein neuer Poet gemeldet, der endlich einmal etwas Beſſeres verſpricht. Er ſitzt zu Friedberg bei Frankfurt, heißt Schmidt, und wie ich aus ſeinem ganzen Habitus ſchließe, muß er recht in der wilden Einſamkeit und vielleicht in einer niedern Condition leben. Aus einigen Proben, die ich beilege, werden Sie ſehen, daß an dem Menſchen etwas iſt, und daß aus einer rauhen harten Sprache ächte tiefe Empfindung und ein gewiſſer Schwung des Geiſtes hervorblickt. Wenn dieſer Halbwilde ſeine Sprache und den Vers recht in der Gewalt haben und ſich eine äußere Anmuth zu einem innern Gehalte verſchafft haben wird, ſo hoffe ich für die künftigen Almanache eine Acquiſition an ihm zu machen. Wenn er Ihnen auch gefällt, ſo wäre die Frage, ob Sie ihm nicht, ſo wie unſerm Hauptmann v. Steigentesch, in Frankfurt was an's Herz legen könnten. Ich breche für heute ab, denn die Feder fällt mir für Müdigkeit faſt aus den Händen.

307.

An Goethe.

Jena den 28. Juli 1797.

In der Ungewißheit, ob dieſer Brief Sie noch in Weimar findet, ſchreibe ich Ihnen nur ein paar Worte zum Abſchiede. Es freut uns herzlich, Sie ſobald wieder hergeſtellt und endlich im Beſitz Ihres Wunſches zu ſehen. Möge nun auch die Reiſe einen guten Fortgang haben, und Ihnen, wenn es an intereſſanten Bekanntſchaften ja fehlte, durch die Muſen verkürzt werden. Vielleicht fliegt aus Ihrem Reiſeſchiff eine ſchöne poetiſche Taube aus, wo nicht gar die Kraniche *) ihren Flug von Süden nach Norden nehmen. Dieſe ruhen noch immer bei mir ganz, und ich vermeide ſelbſt daran zu denken, um Einiges Andere voraus zu ſchicken. Auch machen mir jetzt die Gedichte der Freunde und Freundinnen, die Ausgabe der Agnes von Lilien und die Ausrüſtung der Horen viele und nicht erfreuliche Diverſionen.

Schlegel'n hab' ich einige Anmerkungen über ſeinen Prometheus **) gemacht, worüber

*) Die Kraniche des Ibykus in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 68 u. f.

**) S. dies Gedicht in A. W. Schlegel's Gedichten. Tübingen 1800. S. 72 u. f.

er sich in der Antwort, die ich beilege, weitläuftig, aber nicht sehr befriedigend erklärt hat. Indessen ich habe das Meinige gethan, und zu helfen war überhaupt nicht.

Ich habe meinem neuen Friedberger Poeten Schmidt und auch Hölderlin von Ihrer nahen Ankunft in Frankfurt Nachricht gegeben. Es kommt nun darauf an, ob die Leutchen sich Muth fassen werden, vor Sie zu kommen. Es wäre mir sehr lieb, und auch Ihnen würden die poetischen Gestalten in dem prosaischen Frankfurt vielleicht nicht unwillkommen seyn.

308.

An Goethe.

Jena den 7. August 1797.

Wir sind recht verlangend zu erfahren, wie Ihre Reise abgelaufen ist. Die drückende Hitze am Tage und die fast unaufhörlichen Gewitter des Nachts haben uns viel Sorge um Sie gemacht, denn es war hier kaum zum Aushalten, und ich habe mich seitdem noch nicht erholt, so heftig hat es meine Nerven angegriffen. Ich kann Ihnen darum auch heut wenig sagen, denn ich fange kaum an, mich von starken Fieberbewegun-

gen frei zu fühlen, die ich ſchon ſeit acht Tagen ſpüre, und ich fürchtete wirklich ſchon in eine ernſtliche Krankheit zu fallen.

Zeller *) ſchickte mir dieſer Tage die Melodien zu Ihrer Bejadere **) und zum Lied an Mignon. ***) Das letztere gefällt mir beſonders. Die Melodie zur Ballade paßt freilich nicht gleich gut zu allen Strophen, aber bei einigen, wie bei der drittletzten, macht ſich der Chor: »wir tragen die Jugend u. ſ. w.« ſehr gut. Ich lege die Melodien bei, wenn Sie in Frankfurt ein paar ſchöne Stimmen fänden, die ſie Ihnen vortragen können.

Herder hat mir nun auch unſre Balladen, die ich ihm communicirt hatte, zurückgeſchickt. Was für Eindruck ſie aber gemacht haben, kann ich aus ſeinem Briefe nicht erfahren. Dagegen erfahre ich daraus, daß ich in dem Taucher †) blos einen gewiſſen Nicolaus Pesce, der die-

*) C. F. Zeller, geb. 1758 zu Berlin, geſt. daſelbſt 1832 als Profeſſor und Director der dortigen Singacademie.

**) Der Gott und die Bejadere, in Goethe's Werken. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. Bd. 1. S. 251 u. f.

***) S. a. a. O. S. 177. u. f.

†) S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 95 u. f.

selbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe. Kennen Sie etwa den Nicolaus Pesce, mit dem ich da so unvermuthet in Concurrenz gesetzt werde? Uebrigens haben wir von Herder'n wirklich nichts für den diesjährigen Almanach zu hoffen; er klagt über seine Armuth, versichert aber, daß er andern Reichthum nur desto mehr schätze.

Ich habe in diesen Tagen Diderot sur la peinture wieder vorgeholt, um mich in der belebenden Gesellschaft dieses Geistes wieder zu stärken. Mir kommt vor, daß es Diderot ergeht wie vielen Andern, die das Wahre mit ihrer Empfindung treffen, aber es durch das Raisonnement manchmal wieder verlieren. Er sieht mir bei ästhetischen Werken noch viel zu sehr auf fremde und moralische Zwecke, er sucht diese nicht genug in dem Zustande und in seiner Darstellung. Immer muß ihm das schöne Kunstwerk zu etwas anderem dienen. Und da das wahrhaft Schöne und Vollkommene in der Kunst den Menschen nothwendig verbessert, so sucht er diesen Effect der Kunst in ihrem Inhalt und in einem bestimmten Resultat für den Verstand oder für die moralische Empfindung. Ich glaube, es ist einer von den Vortheilen unserer neuen Philosophie, daß wir eine reine Formel haben, um die subjective

Wirkung des Aeſthetiſchen auszuſprechen, ohne ſeinen Character zu zerſtören.

309.

An Goethe.

Jena den 17. Auguſt 1797.

Die Vorſtellung, welche Sie mir von Frankfurt und großen Städten überhaupt geben, iſt nicht tröſtlich, weder für den Poeten, noch für den Philoſophen; aber ihre Wahrheit leuchtet ein, und da es einmal ein feſtgeſetzter Punkt iſt, daß man nur für ſich ſelber philoſophirt und dichtet, ſo iſt auch nichts dagegen zu ſagen. Im Gegentheil, es beſtärkt einen auf dem eingeſchlagenen guten Wege, und ſchneidet jede Verſuchung ab, die Poeſie zu etwas Aeußerem zu gebrauchen.

So viel iſt auch mir bei meinen wenigen Erfahrungen klar geworden, daß man den Leuten, im Ganzen genommen, durch die Poeſie nicht wohl, hingegen recht übel machen kann, und mir deucht, wo das eine nicht zu erreichen iſt, da muß man das andere einſchlagen. Man muß ſie incommodiren, ihnen ihre Behaglichkeit verderben, ſie in Unruhe und in Erſtaunen ſetzen. Eins von beiden, entweder als ein Genius oder als ein

Gespenst, muß die Poesie ihnen gegenüber stehen. Dadurch allein lernen sie an die Existenz einer Poesie glauben und bekommen Respect vor dem Poeten. Ich habe auch diesen Respect nirgends größer gefunden, als bei dieser Menschenclasse, obgleich auch nirgends so unfruchtbar und ohne Neigung. Etwas ist in allen, was für den Poeten spricht, und Sie mögen ein noch so ungläubiger Realist seyn, so müssen Sie mir doch zugeben, daß dieses X der Same des Idealismus ist, und daß dieser allein noch verhindert, daß das wirkliche Leben mit seiner gemeinen Empirie nicht alle Empfänglichkeit für das Poetische zerstört. Freilich ist es wahr, daß die eigentliche schöne und ästhetische Stimmung dadurch noch lange nicht gefördert, daß sie vielmehr gar oft dadurch verhindert wird, so wie die Freiheit durch die moralischen Tendenzen. Aber es ist schon viel gewonnen, daß ein Ausgang aus der Empirie geöffnet ist.

Mit meinem Protegé, Herrn Schmidt hab' ich freilich wenig Ehre eingelegt, wie ich sehe; aber ich will so lange das Beste hoffen, bis ich nicht mehr kann. Ich bin einmal in dem verzweifelten Fall, daß mir daran liegen muß, ob andere Leute etwas taugen, und ob aus ihnen was werden kann; daher werd' ich diese Hölderlin und Schmidt so spät als möglich aufgeben.

— Herr Schmidt, ſo wie er jetzt iſt, iſt freilich nur die entgegengeſetzte Carricatur von der Frankfurter empiriſchen Welt, und ſo wie dieſe nicht Zeit hat, in ſich hineinzugehen, ſo kann dieſer und ſeines Gleichen gar nicht aus ſich ſelbſt herausgehen. Hier, möcht' ich ſagen, ſehen wir Empfindung genug, aber keinen Gegenſtand dazu; dort den nackten leeren Gegenſtand ohne Empfindung. Und ſo ſind überall nur die Materialien zum Menſchen da, wie der Poet ihn braucht, aber ſie ſind zerſtreut, und haben ſich nicht vergriffen.

Ich möchte wiſſen, ob dieſe Schmidt, dieſe Richter, dieſe Hölderlin abſolut und unter allen Umſtänden ſo ſubjectiviſch, ſo überſpannt, ſo einſylbig geblieben wären? ob es an etwas Primitiverem liegt, oder ob nur der Mangel einer äſthetiſchen Nahrung und Einwirkung von außen, und die Oppoſition der empiriſchen Welt, in der ſie leben gegen ihren idealiſchen Hang, dieſe unglückliche Wirkung hervorgebracht hat? Ich bin ſehr geneigt, das Letztere zu glauben, und wenn gleich ein mächtiges und glückliches Naturell über alles ſiegt, ſo deucht mir doch, daß manches brave Talent auf dieſe Art verloren geht.

Es iſt gewiß eine ſehr wahre Bemerkung, die Sie machen, daß ein gewiſſer Ernſt und Innigkeit, aber keine Freiheit, Ruhe und Klarheit bei

denen, die aus einem gewiſſen Stande zu der Poeſie u. ſ. w. kommen, angetroffen wird. Ernſt und Innigkeit ſind die nothwendige natürliche Folge, wenn eine Neigung und Beſchäftigung Widerſpruch findet, wenn man iſolirt und auf ſich ſelbſt reducirt iſt, und der Kaufmannsſohn, der Gedichte macht, muß ſchon einer größern Innigkeit fähig ſeyn, wenn er überall nur auf ſo etwas verfallen ſoll. Aber eben ſo natürlich iſt es, daß er ſich mehr zu der moraliſchen als äſthetiſchen Seite wendet, weil er mit leidenſchaftlicher Heftigkeit fühlt, weil er in ſich hineingetrieben wird, und weil ihn die Gegenſtände eher zurückſtoßen, als feſthalten, er alſo nie zu einer klaren und ruhigen Anſicht davon gelangen kann.

Umgekehrt finde ich, als Beleg Ihrer Bemerkung, daß diejenigen, welche aus einem liberalen Stande zur Poeſie kommen, eine gewiſſe Freiheit, Klarheit und Leichtigkeit, aber wenig Ernſt und Innigkeit zeigen. Bei den erſten ſticht das Characteriſtiſche faſt bis zur Carricatur, und immer mit einer gewiſſen Einſeitigkeit und Härte hervor; bei dieſen iſt Characterloſigkeit, Flachheit und faſt Seichtigkeit zu befürchten. Der Form nach, möcht' ich ſagen, ſind dieſe dem Aeſthetiſchen näher, jene hingegen dem Gehalte nach. Bei einer Vergleichung unſrer Jenaiſchen und Weimariſchen Dich-

trinnen bin ich auf Bemerkungen gerathen, die ich mitzutheilen mir vorbehalte.

Ich sagte Ihnen doch einmal, daß ich A... in einem Briefe meine Meinung gesagt habe, und auf seine Antwort begierig sey. Er hat mir nun geschrieben, und sehr dankbar für meine Aufrichtigkeit. Aber wie wenig ihm zu helfen ist, sehe ich daraus, daß er mir in demselben Briefe das Anzeigeblatt seines Gedichts beilegt, welches nur ein Verrückter geschrieben haben kann. Gewissen Menschen ist nicht zu helfen, und dem da besonders hat Gott ein ehern Band um die Stirne geschmiedet.

Endlich erhalten Sie den Ibykus. *) Möchten Sie damit zufrieden seyn. Ich gestehe, daß ich bei näherer Besichtigung des Stoffes mehr Schwierigkeiten fand, als ich anfangs erwartete; indessen deucht mir, daß ich sie größtentheils überwunden habe. Die zwei Hauptpunkte, worauf es ankam, schienen mir erstlich eine Continuität in die Erzählung zu bringen, welche die rohe Fabel nicht hatte, und zweitens die Stimmung für den Effect zu erzeugen. Die letzte Hand hab' ich noch nicht daran legen können, da ich erst gestern Abend fertig geworden, und es liegt mir

*) Die Kraniche des Ibykus. S. diese Ballade in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 68 u. f.

zu viel daran, daß Sie die Ballade bald lesen, um von Ihren Erinnerungen noch Gebrauch machen zu können. Das Angenehmste wäre mir zu hören, daß ich in wesentlichen Punkten Ihnen begegnete. —

Aus dem Gotter'schen Nachlasse erhalte ich seine Oper: die Geisterinsel, die nach Shakspeare's Sturm bearbeitet ist. Ich habe den ersten Act gelesen, der eben sehr kraftlos ist und eine dünne Speise. Indessen danke ich dem Himmel, daß ich einige Bogen in den Horen auszufüllen habe, und zwar durch einen so classischen Schriftsteller, der das Genie- und Aemienwesen vor seinem Tode so bitter beklagt hat. Und so zwingen wir denn Gotter'n, der lebend nichts mit den Horen zu thun haben wollte, noch todt darin zu spucken.

310.

An Goethe.

Jena den 30. August 1797.

Ich glaubte mich auf dem Wege der Besserung, als ich Ihnen das letztemal schrieb; aber seit acht Tagen leid' ich an einem Katarrhalfieber und einem hartnäckigen Husten, der in meinem

ganzen Hause grassirt. Das Fieber läßt mich zwar heute in Ruhe, aber der Husten plagt mich noch sehr, und der Kopf ist mir ganz zerbrochen.

Auch auf der Reise muß ich Sie plagen. Denken Sie zuweilen an die Horen, ob nicht die Reise selbst etwas dazu liefern kann. Das Bedürfniß ist groß, und jetzt um so mehr, da ich selbst zu jeder Einhülfe untauglich bin. Bei solchen Störungen werd' ich Mühe haben, Stimmung und Zeit für meine Glocke zu finden, *) die noch lange nicht gegossen ist. —

Herzlichen Dank für das, was Sie mir über den Ibykus sagen. Was ich von Ihren Winken befolgen kann, geschieht gewiß. Es ist mir bei dieser Gelegenheit wieder recht fühlbar, wie eine lebendige Erkenntniß auch beim Erfinden so viel thut. Mir sind die Kraniche nur aus wenigen Gleichnissen, zu denen Sie Gelegenheit gaben, bekannt, und dieser Mangel einer lebendigen Anschauung machte mich hier den schönen Gebrauch übersehen, der sich von diesem Naturphänomen machen läßt. Ich werde suchen, diesen Kranichen, die doch einmal die Schicksalshelden sind, eine größere Breite und Wichtigkeit zu geben. Wie ich den Uebergang zu dem Ausrufe des Mörders

*) S. dies Gedicht in Schiller's Werken. Bd. 9. Abth. 1. S. 170 u. f.

anders machen soll, ist mir sogleich nicht klar, obgleich ich fühle, daß hier etwas zu thun ist. Doch bei der ersten guten Stimmung wird sich's vielleicht finden. —

311.

An Goethe.

Jena den 7. September 1797.

Endlich fang' ich an mich wieder zu fühlen und meine Stimmung wieder zu finden. Nach Abgang meines letzten Briefs an Sie hatte sich mein Uebel noch verschlimmert. Ich habe mich lange nicht so schlimm befunden, bis endlich ein Vomitiv die Sachen wieder in Ordnung brachte. Fast alle meine Beschäftigungen stockten indessen, und die wenigen leidlichen Augenblicke, die ich hatte, nahm der Almanach in Anspruch. Solch eine Beschäftigung hat durch ihren ununterbrochenen und unerbittlichen gleichen Rhythmus etwas Wohlthätiges, da sie die Willkühr aufhebt, und sich streng, wie die Tagszeit, meldet. Man nimmt sich zusammen, weil es seyn muß, und bei bestimmten Forderungen, die man an sich macht, geschieht die Sache auch nicht schlechter. —

Mit dem Ibykus hab' ich nach Ihrem Rath wesentliche Veränderungen vorgenommen, die Exposition ist nicht mehr so dürftig. Der Held der Ballade interessirt mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft auch mehr, und bemächtigen sich der Aufmerksamkeit genug, um bei ihrer letzten Erscheinung, durch das Vorhergehende, nicht in Vergessenheit gebracht zu seyn.

Was aber Ihre Erinnerung in Rücksicht auf die Entwicklung betrifft, so war es mir unmöglich, hierin ganz Ihren Wunsch zu erfüllen. Lasse ich den Ausruf des Mörders nur von den nächsten Zuschauern gehört werden, und unter diesen eine Bewegung entstehen, die sich dem Ganzen nebst ihrer Veranlassung erst mittheilt, so dürde ich mir ein Detail auf, das mich hier bei so ungeduldig forteilender Erwartung, gar zu sehr embarrassirt, die Masse schwächt, die Aufmerksamkeit vertheilt u. s. w. Meine Ausführung soll aber nicht in's Wunderbare gehen; auch schon bei dem ersten Concept fiel mir das nicht ein, nur hatte ich es zu unbestimmt gelassen. Der bloße natürliche Zufall muß die Catastrophe erklären. Dieser Zufall führt den Kranichzug über das Theater hin, der Mörder ist unter den Zuschauern, das Stück hat ihn zwar nicht eigentlich gerührt und zerknirscht, das ist meine Meinung nicht; aber es hat ihn an seine That und also auch an das,

was dabei vorgekommen, erinnert. Sein Gemüth ist davon frappirt, die Erscheinung der Kraniche muß also in diesem Augenblicke ihn überraschen. Er ist ein roher dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat; der laute Aufruf ist unter diesen Umständen natürlich.

Da ich ihn oben sitzend annehme, wo das gemeine Volk seinen Platz hat, so kann er erstlich die Kraniche früher sehen, ehe sie über der Mitte des Theaters schweben; dadurch gewinn' ich, daß der Ausruf der wirklichen Erscheinung der Kraniche vorhergehen kann, worauf hier viel ankommt, und daß also die wirkliche Erscheinung derselben bedeutender wird. Ich gewinne zweitens, daß er; wenn er oben ruft, besser gehört werden kann; denn nun ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß ihn das ganze Haus schreien hört, wenn gleich nicht Alle seine Worte verstehen. — Dem Eindruck selbst, den seine Exclamation macht, hab' ich noch eine Strophe gewidmet; aber die wirkliche Entdeckung der That, als Folge jenes Schreies, wollte ich mit Fleiß nicht umständlicher darstellen; denn sobald nur der Weg zu Auffindung des Mörders geöffnet ist (und das leistet der Ausruf, nebst dem darauf folgenden verlegenen Schrecken); so ist die Ballade aus; das andere ist nichts mehr für den Poeten. —

Ich habe die Ballade, in ihrer nun veränderten Gestalt, an Böttiger gesendet, um von ihm zu erfahren, ob sich nichts darin mit altgriechischen Gebräuchen im Widerspruch befindet. Sobald ich sie zurück erhalte, lege ich die letzte Hand daran, und eile dann damit in Druck. In meinem nächsten Briefe hoff' ich sie Ihnen, nebst dem ganzen Rest des Almanachs, abgedruckt zu senden. Auch Schlegel hat noch eine Romanze geschickt, worin Arion's Geschichte mit dem Delphin behandelt ist. *) Der Gedanke wäre recht gut, aber die Ausführung deucht mir matt, trocken und ohne Interesse zu seyn. Er wollte auch die Sacontala als Ballade bearbeiten; ein sonderbares Unternehmen für ihn, wovor ihn sein guter Engel bewahren wolle. —

Das sentimentale Phänomen in Ihnen befremdet mich gar nicht, und mir dünkt, Sie selbst haben es sich hinlänglich erklärt. Es ist ein Bedürfniß poetischer Naturen, wenn man nicht überhaupt menschliche Gemüther sagen will, so wenig Leeres als möglich um sich zu leiden, so viel Welt, als nur immer angeht, sich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen, und überall ein Ganzes der

*) S. A. W. Schlegel's Gedichte. Tübingen 1800. S. 95 u. f.

Menſchheit zu fordern. Iſt der Gegenſtand als Individuum leer und mithin in poetiſcher Hinſicht gehaltlos, ſo wird ſich das Ideenvermögen daran verſuchen und ihn von ſeiner ſymboliſchen Seite faſſen, und ſo eine Sprache für die Menſchheit daraus machen. Immer aber iſt das Sentimentale (in gutem Sinn) ein Effect des poetiſchen Strebens, welches, ſey es aus Gründen, die in dem Gegenſtande, oder ſolchen, die in dem Gemüth liegen, nicht ganz erfüllt wird. Eine ſolche poetiſche Forderung, ohne eine reine poetiſche Stimmung und ohne einen poetiſchen Gegenſtand, ſcheint Ihr Fall geweſen zu ſeyn, und was Sie mithin an ſich erfuhren, iſt nichts als die allgemeine Geſchichte der ſentimentaliſchen Empfindungsweiſe, und beſtätigt alles das, was wir darüber mit einander feſtgeſetzt haben.

Nur eins muß ich dabei noch erinnern. Sie drücken ſich ſo aus, als wenn es hier ſehr auf den Gegenſtand ankäme, was ich nicht zugeben kann. Freilich der Gegenſtand muß etwas bedeuten, ſo wie der poetiſche etwas ſeyn muß. Aber zuletzt kommt es auf das Gemüth an, ob ihm ein Gegenſtand etwas bedeuten ſoll, und ſo deucht mir das Leere und Gehaltreiche mehr im Subject als im Object zu liegen. Das Gemüth iſt es, welches hier die Grenze ſteckt, und das Gemeine oder Geiſtreiche kann ich auch hier wie

überall nur in der Behandlung, nicht in der Wahl des Stoffes finden. Was Ihnen die zwei angeführten Plätze gewesen sind, würde Ihnen, unter andern Umständen, bei einer mehr aufgeschlossenen poetischen Stimmung, jede Straße, Brücke, jedes Schiff, ein Pflug oder irgend ein anderes mechanisches Werkzeug vielleicht geleistet haben. Entfernen Sie aber ja diese sentimentalen Eindrücke nicht, und geben Sie denselben einen Ausdruck, so oft Sie können. Nichts, außer dem Poetischen, reinigt das Gemüth so sehr von dem Leeren und Gemeinen, als diese Ansicht der Gegenstände. Eine Welt wird dadurch in das Einzelne gelegt, und die flachen Erscheinungen gewinnen dadurch eine unendliche Tiefe. Ist es auch nicht poetisch, so ist es, wie Sie selbst es ausdrücken, menschlich, und das Menschliche ist immer der Anfang des Poetischen, das nur der Gipfel davon ist.

Heute erhalte ich einen Brief von Cotta, der mir sagt, daß Sie seit dem 30sten in Stuttgart wären. Ich kann Sie mir nicht in Stuttgart denken, ohne gleichfalls in eine sentimentale Stimmung zu gerathen. Was hätte ich vor sechzehn Jahren darum gegeben, Ihnen auf diesem Boden zu begegnen, und wie wunderbar wird mir's, wenn ich die Zustände und Stimmungen, welche dieses Local mir zurückruft, mit unsrem gegenwärtigen Verhältniß zusammen denke! —

Herzlich freue ich mich, daß Sie an die Horen gedacht haben, und mich auf den October etwas dafür hoffen laſſen. Bei den Anſtalten, die Sie machten, ſich der Erfahrungsmaſſe um Sie herum zu bemächtigen, muß Ihnen ein unerſchöpflicher Stoff zufließen. Es war mir ſehr angenehm, daß Hölderlin ſich Ihnen noch präſentiert hat; er ſchrieb mir nichts davon, daß er's thun wollte, und muß ſich alſo auf einmal ein Herz gefaßt haben. Hier iſt auch wieder ein poetiſches Genie, von Schlegel's Art und Weiſe. *) Sie werden ihn im Almanach finden. Er hat Schlegel's Pygmalion **) nachgeahmt, und in demſelben Geſchmack einen ſymboliſchen Phaëton geliefert. ***) Das Product iſt närriſch genug, aber die Verſification und einzelne gute Gedanken geben ihm doch einiges Verdienſt.

*) J. D. Gries, der nachherige Ueberſetzer des Arioſt und Taſſo.

**) S. A. W. Schlegel's Gedichte.

***) S. dies Gedicht in Schiller's Muſenalmanach, wieder abgedruckt in Matthiſſon's lyriſcher Anthologie. Thl. 17. S. 185 u. f.

312.

An Goethe.

Jena den 14. September 1797.

Zu meiner Freude erfahre ich aus Ihrem Stuttgarter Briefe, daß Sie sich auf meinem vaterländischen Boden gefallen, und daß die Personen, die ich Ihnen empfahl, mich nicht zum Lügner gemacht haben. Ich zweifle nicht, daß diese sieben Tage, die Sie selbst mit Vergnügen und Nutzen dort zugebracht, für Dannecker und Rapp Epoche machen und sehr gute Folgen haben werden. Der erste besonders ist höchst bildungsfähig, und ihm mangelt es bis jetzt nur an einer glücklichen Pflege von außen, die seinem reichen Naturell die gehörige Richtung gegeben hätte. Ich kann mir seine Fehlgriffe in der Kunst, da er diese sonst so ernstlich zu packen wußte, und in einigen Hauptpunkten so entscheidend auf das wahre Wesen losgeht, nur aus einem gewissen Ueberfluß erklären. Mir deucht, daß seine poetische Imagination sich mit der artistischen, woran es ihm gar nicht mangelt, nur confundire.

Ueberhaupt frag' ich Sie bei dieser Gelegenheit, ob die Neigung so vieler talentvoller Künstler neuerer Zeiten zum Poetisiren in der Kunst nicht daraus zu erklären ist, daß in einer Zeit,

wie die unſrige, es keinen Durchgang zum Aeſthetiſchen giebt als durch das Poetiſche, und daß folglich alle auf Geiſt Anſpruch machenden Künſtler eben deshalb, weil ſie nur durch ein poetiſches Empfinden geweckt worden ſind, auch in der bildenden Darſtellung nur eine poetiſche Imagination zeigen. Das Uebel wäre ſo groß nicht, wenn nicht unglücklicherweiſe der poetiſche Geiſt in unſern Zeiten, auf eine der Kunſtbildung ſo ungünſtige Art, ſpecificirt wäre. Aber da auch ſchon die Poeſie ſo ſehr von ihrem Gattungsbegriff abgewichen iſt, (durch den ſie allein mit den nachahmenden Künſten in Berührung ſteht) ſo iſt ſie freilich keine gute Führerin zur Kunſt, und ſie kann höchſtens negativ (durch Erhebung über die gemeine Natur), aber keineswegs poſitiv und activ (durch Beſtimmung des Objects) auf den Künſtler einen Einfluß äußern.

Auch dieſe Verirrung der bildenden Künſtler neuerer Zeit erklärt ſich mir hinreichend aus unſern Ideen über realiſtiſche und idealiſtiſche Dichtung, und liefert einen neuen Beleg für die Wahrheit derſelben. Ich denke mir die Sache ſo. Zweierlei gehört zum Poeten und Künſtler: daß er ſich über das Wirkliche erhebt, und daß er innerhalb des Sinnlichen ſtehen bleibt. Wo beides verbunden iſt, da iſt äſthetiſche Kunſt. Aber in einer ungünſtigen formloſen Natur verläßt er

mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche, und wird idealistisch, und wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch; oder will er und muß er, durch seine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibt er gern auch bei dem Wirklichen stehen, und wird, in beschränkter Bedeutung des Worts, realistisch, und wenn es ihm ganz an Phantasie fehlt, knechtisch und gemein. In beiden Fällen also ist er nicht ästhetisch.

Die Reduction empirischer Formen auf ästhetische ist die schwierige Operation, und hier wird gewöhnlich entweder der Körper oder der Geist, die Wahrheit oder die Freiheit fehlen. Die alten Muster, sowohl im Poetischen als im Plastischen, scheinen mir vorzüglich den Nutzen zu leisten, daß sie eine empirische Natur, die bereits auf eine ästhetische reducirt ist, aufstellen, und daß sie, nach einem tiefen Studium, über das Geschäft jener Reduction selbst Winke geben können. Aus Verzweiflung, die empirische Natur, womit er umgeben ist, nicht auf eine ästhetische reduciren zu können, verläßt der neuere Künstler von lebhafter Phantasie und Geist sie lieber ganz, und sucht bei der Imagination Hülfe gegen die Empirie, gegen die Wirklichkeit. Er legt einen poetischen Gehalt in sein Werk, das sonst leer und dürftig wäre, weil ihm derjenige Gehalt fehlt,

der aus den Tiefen des Gegenstandes geschöpft werden muß.

313.

An Goethe.

Jena den 15. September 1797.

Es wäre vortrefflich, wenn Sie mit Meyer'n Ihre Gedanken über die Wahl der Stoffe, für poetische und bildende Darstellung, entwickelten. Diese Materie communicirt mit dem Innersten der Kunst, und würde zugleich durch ihre unmittelbare und leichte Anwendung auf wirkliche Kunstwerke sehr pragmatisch und ansprechend seyn. Ich für mein Theil werde darüber auch meine Begriffe deutlich zu machen suchen.

Vor der Hand scheint mir, daß man mit großem Vortheil von dem Begriff der absoluten Bestimmtheit des Gegenstandes ausgehen könnte. Es würde sich nämlich zeigen, daß alle, durch eine ungeschickte Wahl des Gegenstandes, verunglückten Kunstwerke an einer solchen Unbestimmtheit und daraus folgenden Willkührlichkeit leiden. So scheint mir der Begriff dessen, was man einen prägnanten Moment nennt, sich vollkommen durch seine Qualification zu einer durch-

gängig bestimmten Darstellung zu erklären. Ich weiß in der poetischen Gattung keinen Fall, als Ihren Hermann. Hier würde sich vielleicht durch eine Art Induction zeigen lassen, daß bei jeder andern Wahl der Handlung etwas hätte unbestimmt bleiben müssen. — Verbindet man mit diesem Satz nun den andern, daß die Bestimmung des Gegenstandes jedesmal durch die Mittel geschehen muß, welche einer Kunstgattung eigen sind, daß sie innerhalb der besondern Grenzen einer jeden Kunstspecies absolvirt werden muß, so hätte man, deucht mir, ein hinlängliches Criterium, um in der Wahl der Gegenstände nicht irre geleitet zu werden. Aber freilich, wenn dies auch seine Richtigkeit hätte, ist die Anwendung des Satzes schwer, und möchte überall mehr Sache des Gefühls und des Ahnungsvermögens bleiben, als des deutlichen Bewußtseyns.

Ich bin sehr neugierig auf das neue poetische Genre, woraus Sie mir bald etwas senden wollen. Der reiche Wechsel Ihrer Phantasie erstaunt und entzückt mich, und wenn ich Ihnen auch nicht folgen kann, so ist es schon ein Genuß und Gewinn für mich, Ihnen nachzusehen. Von diesem neuen Genre erwarte ich mir etwas sehr Anmuthiges, und begreife schon im Voraus, wie geschickt es dazu seyn muß, ein poetisches Leben und

einen geistreichen Schwung in die gemeinsten Gegenstände zu bringen.

Noch immer hab' ich viel von meinem Husten zu leiden, bin aber viel freier von meinem alten Uebel, wobei indeß meine Stimmung und meine Thätigkeit nicht viel gewinnt; denn das neue Uebel greift mir den Kopf weit mehr an, als das malum domesticum, die Krämpfe, zu thun pflegen. Indeß hoffe ich in acht oder zehn Tagen der Schererei des Almanachs los zu seyn, und wieder ernstlich an den Wallenstein gehen zu können. Das Lied von der Glocke *) habe ich bei meinem Uebelbefinden nicht vornehmen können noch mögen. Indessen fanden sich doch noch allerlei Kleinigkeiten für den Almanach, die eine Mannigfaltigkeit in meine Beiträge bringen, und meinen Antheil an denselben ziemlich beträchtlich machen.

Mit meinen Kranichen **) ist Böttiger sehr zufrieden gewesen, und Zeit und Local, worüber ich ihn consulirte, hat er sehr befriedigend dargestellt gefunden. Er gestand bei dieser Gelegenheit, daß er nie recht begriffen habe, wie sich aus dem Ibykus etwas machen ließe. Dies Geständniß

*) S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 170 u. f.

**) S. a. a. O. S. 68 u f.

hat mich sehr belustigt, da es seinen Mann so schön characterisirt. —

Denken Sie meiner in Ihrem Kreise. Ihre Briefe sind für uns reich beladene Schiffe, und machen jetzt eine meiner besten Freuden aus.

314.

An Goethe.

Jena den 22. September 1797.

Ihr Brief, nebst seinem Anhang, hat uns wieder große Freude gemacht. Das Lied *) ist voll heiterer Laune und Natur. Mir deucht, daß diese Gattung dem Poeten schon dadurch sehr günstig seyn müsse, daß sie ihn aller belästigenden Beiwerke, dergleichen die Einleitungen, Uebergänge, Beschreibungen u. s. w. sind, überhebt, und ihm erlaubt, immer nur das Geistreiche, und Bedeutende an seinem Gegenstande mit leichter Hand oben wegzuschöpfen. Hier wäre also schon wieder der Ansatz zu einer neuen Sammlung, der Anfang einer »unendlichen« Reihe; denn dies Ge-

*) Der Edelknabe und die Müllerin, in Goethe's Werken. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Bd. 1. S. 205 u. f.

dicht hat, wie jede gute Poeſie, ein ganzes Geſchlecht in ſich, durch die Stimmung, die es giebt, und durch die Form, die es aufſtellt.

Ich wäre ſehr begierig geweſen, den Eindruck, den Ihr Hermann auf meine Stuttgarter Freunde gemacht, zu beobachten. An einer gewiſſen Innigkeit des Empfangens hat es ſicher nicht gefehlt, aber ſo wenige Menſchen können das Nackende der menſchlichen Natur ohne Störung genießen. Indeſſen zweifle ich gar nicht, daß Ihr Hermann ſchlechterdings über alle dieſe Subjectivitäten triumphiren wird, und dieſes durch die ſchönſte Eigenſchaft bei einem poetiſchen Werke, nämlich durch ſein Ganzes, durch die reine Klarheit ſeiner Form, und durch den völlig erſchöpften Kreis menſchlicher Gefühle.

Mein letzter Brief hat Ihnen ſchon geſagt, daß ich die Glocke liegen laſſen mußte. Ich geſtehe, daß mir dies, da es einmal ſo ſeyn mußte, nicht ſo ganz unlieb iſt; denn indem ich dieſen Gegenſtand noch ein Jahr mit mir herum trage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe iſt, erſt ſeine wahre Reife erhalten. Auch iſt dieſes einmal das Balladen-Jahr, und das nächſte Jahr hat ſchon ziemlich den Anſchein, das Lieder-Jahr zu werden, zu welcher Claſſe auch die Glocke gehört. — Der Zufall führte mir noch ein recht artiges

Thema zu einer Ballade zu, die auch größtentheils fertig ist. — Sie besteht aus 24 achtzeiligen Strophen, und ist überschrieben: Der Gang nach dem Eisenhammer *), woraus Sie sehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindicire, nachdem ich Wasser und Luft bereist habe. — Ich wünsche sehr, daß die Kraniche **) in der Gestalt, worin Sie sie jetzt lesen, Ihnen Genüge thun mögen. Gewonnen haben sie unstreitig durch die Idee, die Sie mir zu der Exposition gegeben. Auch, denke ich, hatte die neue Strophe, die ich den Furien noch gewidmet, zur genauen Bezeichnung derselben noch anfangs gefehlt.

Kant's kleinen Tractat habe ich auch gelesen, und obgleich der Inhalt nichts eigentlich Neues liefert, mich über seine trefflichen Einfälle gefreut. Es ist in diesem alten Herrn etwas wahrhaft Jugendliches, das man beinahe ästhetisch nennen möchte, wenn einen nicht die greuliche Form, die man einen philosophischen Canzleistyl nennen möchte, in Verlegenheit setzte. Mit Schlosser'n kann es sich zwar so verhalten, wie Sie meinen, indessen hat seine Stellung gegen die

*) S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 116 u. f.

**) Des Ibykus.

kritiſchen Philoſophen ſo etwas Bedenkliches, daß der Character kaum aus dem Spiel bleiben kann. Auch kann man, deucht mir, bei allen Streitigkeiten, wo der Supernaturalism von denkenden Köpfen gegen die Vernunft vertheidigt wird, in die Ehrlichkeit ein Mißtrauen ſetzen; die Erfahrung iſt gar zu alt, und es läßt ſich überdem auch gar wohl begreifen.

Wir genießen jetzt hier ſehr ſchöne Herbſttage; bei Ihnen mag wohl noch ein Reſt vom Sommer zu ſpüren ſeyn. In meinem Garten werden ſchon große Anſtalten gemacht, ihn für die künftigen Jahre recht zu verbeſſern. Uebrigens hatten wir keine ſchlechte Obſterndte. — Bei dem zweifelhaften Anſehen des Kriegs und Friedens zweifeln wir noch immer an der nahen Ausführung Ihrer italiäniſchen Reiſe, und geben zuweilen der Hoffnung Raum, daß wir Sie früher, als wir erwarten durften, wieder bei uns ſehen könnten.

315.

An Goethe.

Jena den 2. October 1797.

Endlich erhalten Sie den Almanach vollendet. Oberon's goldne Hochzeit finden Sie nicht in der Sammlung; aus zwei Gründen ließ ich sie weg. Erstlich dachte ich würde es gut seyn, wenn wir aus diesem Almanach schlechterdings alle Stacheln wegließen, und eine recht fromme Miene machten, und dann wollte ich nicht, daß die goldne Hochzeit, die noch so vielen Stoff zu einer größern Ausführung giebt, mit so wenig Strophen abgethan würde. Wir besitzen in ihr einen Schatz für das nächste Jahr, der sich noch sehr weit ausspinnen läßt. —

Jetzt, da ich den Almanach hinter mir habe, kann ich mich endlich wieder zu dem Wallenstein wenden. Indem ich die fertig gemachten Scenen wieder ansehe, bin ich im Ganzen zwar wohl mit mir zufrieden, nur glaub' ich einige Trockenheit darin zu finden. — Sie entstand aus einer gewissen Furcht in meine ehemalige rhetorische Manier zu fallen, und aus einem zu ängstlichen Bestreben, dem Object recht nahe zu bleiben. Nun ist aber das Object schon an sich etwas trocken, und bedarf mehr als irgend eins

der practiſchen Liberalität; es iſt daher hier nöthiger, als irgendwo, wenn beide Abwege, das Proſaiſche und das Rhetoriſche, gleich ſorgfältig vermieden werden ſollen, eine recht reine poetiſche Stimmung zu erwarten.

Ich ſehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor mir, aber ſo viel weiß ich, daß es keine faux-frais ſeyn werden; denn das Ganze iſt poetiſch organiſirt, und ich darf wohl ſagen, der Stoff iſt in eine reine tragiſche Fabel verwandelt. Der Moment der Handlung iſt ſo prägnant, daß alles, was zur Vollſtändigkeit derſelben gehört, natürlich, ja in gewiſſem Sinne nothwendig darin liegt, daraus hervorgeht. Es bleibt nichts Blindes darin, nach allen Seiten iſt es geöffnet. Zugleich gelang es mir, die Handlung gleich vom Anfang in eine ſolche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß ſie in ſtätiger und beſchleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt. Da der Hauptcharacter eigentlich retardirend iſt, ſo thun die Umſtände eigentlich alles zur Criſe, und dieſe wird, wie ich denke, den tragiſchen Eindruck ſehr erhöhen.

Ich habe mich dieſer Tage viel damit beſchäftigt, einen Stoff zur Tragödie aufzufinden, der von der Art des Oedipus Rex wäre, und dem Dichter die nämlichen Vortheile verſchaffte. Dieſe Vortheile ſind unermeßlich, wenn ich auch nur

des einzigen erwähne, daß man die zusammengesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehen ist, und mithin ganz jenseits der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geschehene, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher ist, und die Furcht, daß etwas geschehen seyn möchte, das Gemüth ganz anders afficirt, als die Furcht, daß etwas geschehen möchte. — Der Oedipus ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der kleinsten Handlung und in einem sehr kleinen Zeitmoment geschehen, wenn die Begebenheiten auch noch so complicirt und von Umständen abhängig waren. Wie begünstigt das nicht den Poeten! — Aber ich fürchte, der Oedipus ist seine eigene Gattung, und es giebt keine zweite Species davon; am allerwenigsten würde man aus weniger fabelhaften Zeiten ein Gegenstück dazu auffinden können. Das Orakel hat einen Antheil an der Tragödie, der schlechterdings durch nichts anders zu ersetzen ist; und wollte man das Wesentliche der Fabel selbst, bei veränderten Personen und Zeiten, beibehalten, so würde lächerlich werden, was jetzt furchtbar ist.

Ich habe lange nichts von Ihnen gehört, und sehe dem nächsten Briefe mit Ungeduld entgegen.

Vielleicht erfahre ich daraus auch etwas Näheres über Ihre Reise und Ihren künftigen Aufenthalt. — Wie steht es um Ihre Entwicklung antiker Bildhauerwerke, davon der Laokoon der Anfang ist? Ich habe diesen neuerdings wieder mit der höchsten Befriedigung gelesen, und kann gar nicht genug sagen, auf wie viele bedeutende fruchtbare Ideen, die Organisation ästhetischer Werke betreffend, er leitet. Hermann und Dorothea rumoren schon im Stillen; auch Körner schreibt mir, daß er das Ganze gelesen, und findet, daß es in Eine Classe mit dem Besten gehört, was Sie geschrieben.

316.

An Goethe.

Jena den 6. October 1797.

Wir haben uns recht ungeduldig nach Nachrichten von Ihnen gesehnt, und doppelt erfreulich ist mir also Ihr heutiger Brief, der mir zu Ihrer baldigen Rückkehr Hoffnung macht. Wirklich sah ich dem herannahenden Winter schon mit einer heimlichen Furcht entgegen, der mir nun um so heiterer zu werden verspricht. Mit meinem Befinden geht es nun wieder ordentlich. — Wir

werden mit dem Abschied der guten Witterung in die Stadt ziehen, und es kann sich recht wohl schicken, daß wir eine Zeitlang in Weimar leben. Alles kommt darauf an, daß ich im Wallenstein nur erst recht fest sitze, alsdann schadet mir keine Veränderung der Existenz, die mich sonst, bei meiner Unterwerfung unter die Gewohnheit, so leicht zerstreut.

Es freut mich nicht wenig, daß nach Ihrer Beobachtung meine Beschreibung des Strudels *) mit dem Phänomen übereinstimmt. Ich habe diese Natur nirgends, als etwa bei einer Mühle, studiren können; aber weil ich Homer's Beschreibung von der Charybde genau studirte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten. Vielleicht führt Ihre Reise Sie auch an einem Eisenhammer vorbei, und Sie können mir sagen, ob ich dieses kleinere Phänomen richtig dargestellt habe.

Der Almanach ist nun, wie ich hoffe, in Ihren Händen, und Sie werden ihm nun die Nativität stellen können. Es ist mir tröstlich, daß Sie den Phaëton *) passiren lassen, der mir bei seinem großen Volumen schon bange machte. Unter

*) In der Ballade: Der Taucher. S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 95 u. f.

**) Von J. D. Gries.

Schlegel's Beiträgen sind die Stanzen über Romeo und Julie recht hübsch, und er hat sich darin nach meiner Meinung wirklich selbst übertroffen. — Es mag wohl wahr seyn, daß uns die wenigsten Leser die Enthaltung von Xenialischen Dingen danken; denn wer auch selbst getroffen war, freute sich doch auch, daß des Nachbars Haus brannte.

317.

An Goethe.

Jena den 20. October 1797.

Vor einigen Tagen schickte uns Böttiger zwei schöne Exemplare Ihres Hermann. Er ist also nunmehr in der Welt, und wir wollen hören, wie sich die Stimme eines Homerischen Rhapsoden in dieser neuen politisch-rhetorischen Welt ausnehmen wird. Ich habe das Gedicht nun wieder mit dem alten ungeschwächten Eindruck und mit neuer Bewegung gelesen; es ist schlechterdings vollkommen in seiner Gattung, es ist pathetisch mächtig, und doch reizend im höchsten Grade, kurz, es ist schön, was man sagen kann.

Auch den Meiſter *) hab' ich ganz kürzlich wieder geleſen, und es iſt mir noch nie ſo auffallend geweſen, was eine äußere Form doch bedeutet. Die Form des Meiſter, wie überhaupt jede Romanform, iſt ſchlechterdings nicht poetiſch, ſie liegt ganz nur im Gebiete des Verſtandes, ſteht unter allen ſeinen Forderungen, und participirt auch von allen ſeinen Grenzen. Weil es aber ein ächt poetiſcher Geiſt iſt, der ſich dieſer Form bediente, und in dieſer Form die poetiſchſten Zuſtände ausdrückte, ſo entſteht ein ſonderbares Schwanken zwiſchen einer proſaiſchen und poetiſchen Stimmung, für das ich keinen Namen weiß. Ich möchte ſagen, es fehlt dem Meiſter (dem Roman nämlich) an einer gewiſſen poetiſchen Kühnheit, weil er, als Roman, es dem Verſtande immer recht machen will — und es fehlt ihm wieder an einer eigentlichen Nüchternheit (wofür er doch gewiſſermaßen die Forderung rege machte), weil er aus einem poetiſchen Geiſte gefloſſen iſt. Buchſtabiren Sie das zuſammen, wie Sie können, ich theile Ihnen blos meine Empfindung mit. —

Da Sie auf einem ſolchen Punkte ſtehen, wo Sie das Höchſte von ſich fordern müſſen, und Objectives mit Subjectivem abſolut in Eins zer-

*) Wilhelm Meiſter's Lehrjahre.

fließen muß, so ist es durchaus nöthig, dafür zu sorgen, daß dasjenige, was Ihr Geist in Ein Werk legen kann, immer auch die reinste Form ergreife, und nichts daran in einem unreinen Medium verloren gehe. Wer fühlt nicht alles das im Meister, was den Hermann so bezaubernd macht! Jenem fehlt nichts, gar nichts von Ihrem Geiste, er ergreift das Herz mit allen Kräften der Dichtkunst, und gewährt einen immer sich erneuenden Genuß; und doch führt mich der Hermann (und zwar blos durch seine rein poetische Form) in eine göttliche Dichterwelt, da mich der Meister aus einer wirklichen Welt nicht ganz herausläßt.

Da ich doch einmal im Kritisiren bin, so will ich noch eine Bemerkung machen, die mir bei dem Lesen sich aufdrang. Es ist offenbar zu viel von der Tragödie im Meister; ich meine das Ahnungsvolle, das Unbegreifliche, das subjectiv Wunderbare, welches zwar mit der poetischen Tiefe und Dunkelheit, aber nicht mit der Klarheit sich verträgt, die im Roman herrschen muß, und in diesem auch so vorzüglich herrscht. Es incommodirt, auf diese Grundlosigkeiten zu gerathen, da man überall festen Boden unter sich zu fühlen glaubt, und weil sich Alles sonst so schön vor dem Verstand entwirrt, auf solche Räthsel zu gerathen. Kurz, mir deucht, Sie hätten sich hier eines

Mittels bedient, zu dem der Geiſt des Werks Sie nicht befugte. Uebrigens kann ich Ihnen nicht genug ſagen, wie mich der Meiſter auch bei dieſem neuen Leſen bereichert, belebt, entzückt hat — es fließt mir darin eine Quelle, wo ich für jede Kraft der Seele, und für diejenige beſonders, welche die vereinigte Wirkung von allen iſt, Nahrung ſchöpfen kann.

318.

An Goethe.

Jena den 30. October 1797.

Gottlob, daß ich wieder Nachricht von Ihnen habe! Dieſe drei Wochen, da Sie in den Gebirgen, abgeſchnitten von uns, umherzogen, ſind mir lang geworden. Deſto mehr erfreute mich Ihr lieber Brief und alles, was er enthielt. Die Idee von dem Wilhelm Tell iſt ſehr glücklich, und genau überlegt können Sie, nach dem Meiſter und nach dem Hermann, nur einen ſolchen, völlig local-characteriſtiſchen Stoff mit der gehörigen Originalität Ihres Geiſtes und der Friſchheit der Stimmung behandeln. Das Intereſſe, welches aus einer ſtreng umſchriebenen, characteriſtiſchen Localität und einer gewiſſen hiſtoriſchen

Gebundenheit entſpringt, iſt vielleicht das Einzige, was Sie ſich durch jene beiden vorhergegangenen Werke nicht weggenommen haben. Dieſe zwei Werke ſind auch dem Stoff nach äſthetiſch frei, und ſo gebunden auch in beiden das Local ausſieht und iſt, ſo iſt es doch ein rein poetiſcher Boden, und repräſentirt eine ganze Welt. Bei dem Tell wird ein ganz anderer Fall ſeyn; aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geiſtreiche Leben hervorgehen. Es wird darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht ſehr beſchränkt, und in dieſer Beſchränkung innig und intenſiv gerührt und beſchäftigt wird. Zugleich öffnet ſich aus dieſem ſchönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewiſſe Weite des Menſchengeſchlechts, wie zwiſchen hohen Bergen eine Durchſicht in weite Fernen ſich aufthut.

Wie ſehr wünſchte ich, auch dieſes Gedichts wegen, bald wieder mit Ihnen vereinigt zu ſeyn! Sie würden ſich vielleicht jetzt eher gewöhnen, mit mir darüber zu ſprechen, da die Einheit und Reinheit Ihres Hermanns durch Ihre Mittheilungen an mich, während der Arbeit, ſo gar nicht geſtört worden iſt. Und ich geſtehe, daß ich nichts auf der Welt weiß, wobei ich mehr gelernt hätte, als jene Communicationen, die mich recht in's Innere der Kunſt hineinführten.

Das Lied vom Mühlbach *) ist wieder scharmant, und hat uns große Freude gemacht. Es ist eine ungemein gefällige Einkleidung, die der Einbildungskraft ein reizendes Spiel verschafft. Das Sylbenmaß ist auch recht glücklich dazu gewählt. Auch die Distichen sind sehr lieblich. —

Wir sind jetzt wieder in der Stadt, wo wir uns sämmtlich wohl befinden. Ich arbeite an dem Wallenstein eifrig, wiewohl es sehr langsam geht, weil mir der viele und ungestaltbare Stoff so gar viel zu thun giebt. —

Ich las neulich den Hermann vor einer Gesellschaft von Freunden in Einem Abend vom Anfang bis zu Ende. Er rührte uns wieder unbeschreiblich, und mir brachte er noch die Abende, da Sie ihn uns vorlasen, so lebhaft zurück, daß ich doppelt bewegt war.

---

*) Der Junggesell und der Mühlbach, in Goethe's Werken. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Bd. 1. S. 207 u. f.

319.

An Goethe.

Jena den 22. November 1797.

Noch einmal wünſche ich Glück zur frohen Ankunft. Wie angenehm iſt mir's, wieder ſo leicht und ſchnell mit Ihnen communiciren zu können! Was Sie an Sachen und an Ideen mitgebracht, verſpricht mir einen unterhaltungsreichen unterrichtenden Winter, und doppelt froh bin ich, daß ich einen Theil deſſelben in Ihrer Nähe zubringen kann. Für's Theater wollen wir ja etwas zu wirken ſuchen, wenn auch Niemand als wir ſelbſt bei dem Verſuchen was lernen ſollten. Haben Sie Einſiedel's Schrift *) darüber ſchon zu Geſicht bekommen? Hier iſt doch Ein Menſch wenigſtens mehr, der etwas darüber auszuſprechen ſucht, und in einem gewiſſen Kreiſe ein Intereſſe daran nähren wird.

Hier die Garviſchen Briefe, die Ihnen auf eine andere, doch verwandte Art, als der Brief

*) Grundlinien zu einer Theorie der Schauſpielkunſt, nebſt der Analyſe einer komiſchen und tragiſchen Rolle, Fallſtaff und Hamlet nach Shakſpeare. Leipz. 1797.

werden mit dem Abschied der guten Witterung in die Stadt ziehen, und es kann sich recht wohl schicken, daß wir eine Zeitlang in Weimar leben. Alles kommt darauf an, daß ich im Wallenstein nur erst recht fest sitze, alsdann schadet mir keine Veränderung der Existenz, die mich sonst, bei meiner Unterwerfung unter die Gewohnheit, so leicht zerstreut.

Es freut mich nicht wenig, daß nach Ihrer Beobachtung meine Beschreibung des Strudels *) mit dem Phänomen übereinstimmt. Ich habe diese Natur nirgends, als etwa bei einer Mühle, studiren können; aber weil ich Homer's Beschreibung von der Charybde genau studirte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten. Vielleicht führt Ihre Reise Sie auch an einem Eisenhammer vorbei, und Sie können mir sagen, ob ich dieses kleinere Phänomen richtig dargestellt habe.

Der Almanach ist nun, wie ich hoffe, in Ihren Händen, und Sie werden ihm nun die Nativität stellen können. Es ist mir tröstlich, daß Sie den Phaëton **) passiren lassen, der mir bei seinem großen Volumen schon bange machte. Unter

*) In der Ballade: Der Taucher. S. Schiller's Werke. Bd. 9. Abth. 1. S. 96 u. f.

**) Von J. D. Gries.

Schlegel's Beiträgen sind die Stanzen über Romeo und Julie recht hübsch, und er hat sich darin nach meiner Meinung wirklich selbst übertroffen. — Es mag wohl wahr seyn, daß uns die wenigsten Leser die Enthaltung von Xenialischen Dingen danken; denn wer auch selbst getroffen war, freute sich doch auch, daß des Nachbars Haus brannte.

317.

An Goethe.

Jena den 20. October 1797.

Vor einigen Tagen schickte uns Böttiger zwei schöne Exemplare Ihres Hermann. Er ist also nunmehr in der Welt, und wir wollen hören, wie sich die Stimme eines Homerischen Rhapsoden in dieser neuen politisch-rhetorischen Welt ausnehmen wird. Ich habe das Gedicht nun wieder mit dem alten ungeschwächten Eindruck und mit neuer Bewegung gelesen; es ist schlechterdings vollkommen in seiner Gattung, es ist pathetisch mächtig, und doch reizend im höchsten Grade, kurz, es ist schön, was man sagen kann.

Auch den Meister *) hab' ich ganz kürzlich wieder geleſen, und es iſt mir noch nie ſo auffallend geweſen, was eine äußere Form doch bedeutet. Die Form des Meiſter, wie überhaupt jede Romanform, iſt ſchlechterdings nicht poetiſch, ſie liegt ganz nur im Gebiete des Verſtandes, ſteht unter allen ſeinen Forderungen, und participirt auch von allen ſeinen Grenzen. Weil es aber ein ächt poetiſcher Geiſt iſt, der ſich dieſer Form bediente, und in dieſer Form die poetiſchſten Zuſtände ausdrückte, ſo entſteht ein ſonderbares Schwanken zwiſchen einer proſaiſchen und poetiſchen Stimmung, für das ich keinen Namen weiß. Ich möchte ſagen, es fehlt dem Meiſter (dem Roman nämlich) an einer gewiſſen poetiſchen Kühnheit, weil er, als Roman, es dem Verſtande immer recht machen will — und es fehlt ihm wieder an einer eigentlichen Nüchternheit (wofür er doch gewiſſermaßen die Forderung rege machte), weil er aus einem poetiſchen Geiſte gefloſſen iſt. Buchſtabiren Sie das zuſammen, wie Sie können, ich theile Ihnen blos meine Empfindung mit. —

Da Sie auf einem ſolchen Punkte ſtehen, wo Sie das Höchſte von ſich fordern müſſen, und Objectives mit Subjectivem abſolut in Eins zer-

*) Wilhelm Meiſter's Lehrjahre.

fließen muß, so ist es durchaus nöthig, dafür zu sorgen, daß dasjenige, was Ihr Geist in Ein Werk legen kann, immer auch die reinste Form ergreife, und nichts daran in einem unreinen Medium verloren gehe. Wer fühlt nicht alles das im Meister, was den Hermann so bezaubernd macht! Jenem fehlt nichts, gar nichts von Ihrem Geiste, er ergreift das Herz mit allen Kräften der Dichtkunst, und gewährt einen immer sich erneuenden Genuß; und doch führt mich der Hermann (und zwar blos durch seine rein poetische Form) in eine göttliche Dichterwelt, da mich der Meister aus einer wirklichen Welt nicht ganz herausläßt.

Da ich doch einmal im Kritisiren bin, so will ich noch eine Bemerkung machen, die mir bei dem Lesen sich aufdrang. Es ist offenbar zu viel von der Tragödie im Meister; ich meine das Ahnungsvolle, das Unbegreifliche, das subjectiv Wunderbare, welches zwar mit der poetischen Tiefe und Dunkelheit, aber nicht mit der Klarheit sich verträgt, die im Roman herrschen muß, und in diesem auch so vorzüglich herrscht. Es incommodirt, auf diese Grundlosigkeiten zu gerathen, da man überall festen Boden unter sich zu fühlen glaubt, und weil sich Alles sonst so schön vor dem Verstand entwirrt, auf solche Räthsel zu gerathen. Kurz, mir deucht, Sie hätten sich hier eines

Mittels bedient, zu dem der Geist des Werks Sie nicht befugte. Uebrigens kann ich Ihnen nicht genug sagen, wie mich der Meister auch bei diesem neuen Lesen bereichert, belebt, entzückt hat — es fließt mir darin eine Quelle, wo ich für jede Kraft der Seele, und für diejenige besonders, welche die vereinigte Wirkung von allen ist, Nahrung schöpfen kann.

318.

An Goethe.

Jena den 30. October 1797.

Gottlob, daß ich wieder Nachricht von Ihnen habe! Diese drei Wochen, da Sie in den Gebirgen, abgeschnitten von uns, umherzogen, sind mir lang geworden. Desto mehr erfreute mich Ihr lieber Brief und alles, was er enthielt. Die Idee von dem Wilhelm Tell ist sehr glücklich, und genau überlegt können Sie, nach dem Meister und nach dem Hermann, nur einen solchen, völlig local-characteristischen Stoff mit der gehörigen Originalität Ihres Geistes und der Frischheit der Stimmung behandeln. Das Interesse, welches aus einer streng umschriebenen, characteristischen Localität und einer gewissen historischen

Gebundenheit entſpringt, iſt vielleicht das Einzige, was Sie ſich durch jene beiden vorhergegangenen Werke nicht weggenommen haben. Dieſe zwei Werke ſind auch dem Stoff nach äſthetiſch frei, und ſo gebunden auch in beiden das Local ausſieht und iſt, ſo iſt es doch ein rein poetiſcher Boden, und repräſentirt eine ganze Welt. Bei dem Tell wird ein ganz anderer Fall ſeyn; aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geiſtreiche Leben hervorgehen. Es wird darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht ſehr beſchränkt, und in dieſer Beſchränkung innig und intenſiv gerührt und beſchäftigt wird. Zugleich öffnet ſich aus dieſem ſchönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewiſſe Weite des Menſchengeſchlechts, wie zwiſchen hohen Bergen eine Durchſicht in weite Fernen ſich aufthut.

Wie ſehr wünſchte ich, auch dieſes Gedichts wegen, bald wieder mit Ihnen vereinigt zu ſeyn! Sie würden ſich vielleicht jetzt eher gewöhnen, mit mir darüber zu ſprechen, da die Einheit und Reinheit Ihres Hermanns durch Ihre Mittheilungen an mich, während der Arbeit, ſo gar nicht geſtört worden iſt. Und ich geſtehe, daß ich nichts auf der Welt weiß, wobei ich mehr gelernt hätte, als jene Communicationen, die mich recht in's Innere der Kunſt hineinführten.

Das Lied vom Mühlbach *) iſt wieder ſcharmant, und hat uns große Freude gemacht. Es iſt eine ungemein gefällige Einkleidung, die der Einbildungskraft ein reizendes Spiel verſchafft. Das Sylbenmaß iſt auch recht glücklich dazu gewählt. Auch die Diſtichen ſind ſehr lieblich. —

Wir ſind jetzt wieder in der Stadt, wo wir uns ſämmtlich wohl befinden. Ich arbeite an dem Wallenſtein eifrig, wiewohl es ſehr langſam geht, weil mir der viele und ungeſtaltbare Stoff ſo gar viel zu thun giebt. —

Ich las neulich den Hermann vor einer Geſellſchaft von Freunden in Einem Abend vom Anfang bis zu Ende. Er rührte uns wieder unbeſchreiblich, und mir brachte er noch die Abende, da Sie ihn uns vorlaſen, ſo lebhaft zurück, daß ich doppelt bewegt war.

---

*) Der Junggeſell und der Mühlbach, in Goethe's Werken. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. Bd. 1. S. 207 u. f.

319.

An Goethe.

Jena den 22. November 1797.

Noch einmal wünsche ich Glück zur frohen Ankunft. Wie angenehm ist mir's, wieder so leicht und schnell mit Ihnen communiciren zu können! Was Sie an Sachen und an Ideen mitgebracht, verspricht mir einen unterhaltungsreichen unterrichtenden Winter, und doppelt froh bin ich, daß ich einen Theil desselben in Ihrer Nähe zubringen kann. Für's Theater wollen wir ja etwas zu wirken suchen, wenn auch Niemand als wir selbst bei dem Versuchen was lernen sollten. Haben Sie Einsiedel's Schrift *) darüber schon zu Gesicht bekommen? Hier ist doch Ein Mensch wenigstens mehr, der etwas darüber auszusprechen sucht, und in einem gewissen Kreise ein Interesse daran nähren wird.

Hier die Garvischen Briefe, die Ihnen auf eine andere, doch verwandte Art, als der Brief

*) Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst, nebst der Analyse einer komischen und tragischen Rolle, Fallstaff und Hamlet nach Shakspeare. Leipz. 1797.

des Räthselmannes, die deutsche Natur vergegenwärtigen werden.

320.

An Goethe.

Jena den 24. November 1797.

Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geschäft, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit, als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen; sie waren blos gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu seyn scheint. Aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußt' ich auch in mehrern meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich alles, was sich über das Gemeine erheben muß, in Versen, wenigstens anfänglich, concipiren, denn das Platte kömmt nirgends so in's Licht, als wenn es in gebundner Schreibart ausgesprochen wird.

Bei meinen gegenwärtigen Arbeiten hat sich mir eine Bemerkung dargeboten, die Sie vielleicht auch schon gemacht haben. Es scheint, daß ein Theil des poetischen Interesse in dem Antagonism zwischen dem Inhalt und der Darstellung liegt. Ist der Inhalt sehr poetisch bedeutend, so kann eine magere Darstellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm wohl anstehen, da im Gegentheil ein unpoetischer gemeiner Inhalt, wie er in einem größern Ganzen oft nöthig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetische Dignität erhält. Dies ist auch, meines Erachtens, der Fall, wo der Schmuck, den Aristoteles fordert, eintreten muß; denn in einem poetischen Werke soll nichts Gemeines seyn.

Der Rhythmus leistet bei einer dramatischen Production noch dieses Große und Bedeutende, daß er, indem er alle Charactere, und alle Situationen nach Einem Gesetz behandelt, und sie, trotz ihres innern Unterschiedes, in Einer Form ausführt, dadurch den Dichter und seinen Leser nöthigt, von allem noch so Characteristisch-Verschiedenen etwas Allgemeines, Rein-Menschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowohl zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er alles unter seinem Gesetze begreift. Er bildet auf diese Weise

die Atmoſphäre für die poetiſche Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, und das Geiſtige kann von dieſem dünnen Elemente getragen werden.

321.

An Goethe.

Jena den 28. November 1797.

Mit Ihrer Elegie haben Sie uns wieder eine große Freude gemacht. Sie gehört ſo recht zu der rein poetiſchen Gattung, da ſie durch ein ſo ſimples Mittel, durch einen ſpielenden Gebrauch des Gegenſtandes, das Tiefſte aufregt, und das Höchſte bedeutet. Möchten noch viele ſolche Stimmungen in dieſen düſtern, drückenden Tagen, die auch Ihnen, wie ich weiß, ſo fatal ſind, Sie erheitern. Ich brauche meine ganze Elaſticität, um mir gegen den herunterdrückenden Himmel Luft und Raum zu machen.

Ich las in dieſen Tagen die Shakſpeariſchen Stücke, die den Krieg der zwei Roſen abhandeln, und bin nun nach Beendigung Richards III. mit einem wahren Staunen erfüllt. Es iſt dieſes letzte Stück eine der erhabenſten Tra-

gödien, die ich kenne, und ich wüßte in dieſem Augenblicke nicht, ob ſelbſt ein Shakſpeariſches ihm den Rang ſtreitig machen kann. Die großen Schickſale, angeſponnen in den vorhergehenden Stücken, ſind darin auf eine wahrhaft große Weiſe geendigt, und nach der erhabenſten Idee ſtellen ſie ſich neben einander. Daß der Stoff ſchon alles Weichliche, Schmelzende, Weinerliche ausſchließt, kommt dieſer hohen Wirkung ſehr zu ſtatten; alles iſt energiſch darin und groß, nichts Gemeinmenſchliches ſtört die rein äſthetiſche Rührung, und es iſt gleichſam die reine Form des Tragiſchfurchtbaren, was man genießt. Eine hohe Nemeſis wandelt durch das Stück, in allen Geſtalten, man kommt nicht aus dieſer Empfindung heraus von Anfang bis zu Ende. Zu bewundern iſt's, wie der Dichter dem unbehülflichen Stoffe immer die poetiſche Ausbeute abzugewinnen wußte, und wie geſchickt er das repräſentirt, was ſich nicht repräſentiren läßt, ich meine die Kunſt, Symbole zu gebrauchen, wo die Natur nicht kann dargeſtellt werden. Kein Shakſpeariſches Stück hat mich ſo ſehr an die griechiſche Tragödie erinnert. — Der Mühe wär' es wahrhaftig werth, dieſe Suite von acht Stücken, mit aller Beſonnenheit, deren man jetzt fähig iſt, für die Bühne zu behandeln. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden. —

Mein Wallenſtein gewinnt von Tage zu Tage mehr Geſtalt, und ich bin wohl mit mir zufrieden.

322.

An Goethe.

Jena den 1. December 1797.

Es iſt mir faſt zu arg, wie der Wallenſtein mir anſchwillt, beſonders jetzt, da die Jamben, obgleich ſie den Ausdruck verkürzen, eine poetiſche Gemüthlichkeit unterhalten, die einen in's Breite treibt. — Mein erſter Act iſt ſo groß, daß ich die drei erſten Acte Ihrer Iphigenie hineinlegen kann, ohne ihn ganz auszufüllen; freilich ſind die hintern Acte viel kürzer. Die Expoſition verlangt Extenſität, ſo wie die fortſchreitende Handlung von ſelbſt auf Intenſität leitet. Es kommt mir vor, als ob mich ein gewiſſer epiſcher Geiſt angewandelt habe, der aus der Macht Ihrer unmittelbaren Einwirkungen zu erklären ſeyn mag; doch glaube ich nicht, daß er dem Dramatiſchen ſchadet, weil er vielleicht das einzige Mittel war, dieſem proſaiſchen Stoff eine poetiſche Natur zu geben.

Da mein erſter Act mehr ſtatiſtiſch oder ſtatiſch iſt, den Zuſtand, welcher iſt, darſtellt, aber ihn eigentlich noch nicht verändert, ſo habe ich dieſen ruhigen Anfang dazu benutzt, die Welt und das Allgemeine, worauf ſich die Handlung bezieht, zu meinem eigentlichen Gegenſtand zu machen. So erweitert ſich der Geiſt und das Gemüth des Zuhörers, und der Schwung, in den man dadurch gleich anfangs verſetzt wird, ſoll, wie ich hoffe, die ganze Handlung in der Höhe erhalten.

Ich habe Meyer'n neulich gebeten, mir Ihre Zeichnung für den nächſten Almanach zu verſchaffen. Wir wollen dies doch bei Zeiten thun, daß der Stich auch recht mit Muße gemacht werden kann. Auch wünſchte ich von ihm eine Nemeſis für meinen Wallenſtein; es iſt eine intereſſante und bedeutende Verzierung. Meyer wird ſich eine ausdenken, die einen tragiſchen Character hat; ich wollte ſie als Vignette auf dem Titelblatt ſelbſt haben. —

323.

An Goethe.

Jena den 5. December 1797.

Das Wetter drückt mich äußerst, und macht alle meine Uebel rege; daß selbst die Arbeit mich nicht erfreut. Nach reiflich angestellten Ueberlegungen hab' ich gefunden, daß ich besser thue, die zwei ärgsten Wintermonate noch hier zuzubringen. Der Januar und Februar sind gefährliche Monate für mich, weil ich schon zweimal von einer Lungenentzündung darin heimgesucht worden bin. Die leichteste Erkältung kann mir in dieser Periode dieses Uebel zuziehen, das ich jetzt nicht mehr wie sonst würde überstehen können. Bei einer solchen Disposition ist eine Veränderung der Gewohnheiten nicht zu wagen, und an's Ausgehen im Winter würd' ich doch nicht denken dürfen, in Weimar. Da aber das besprochene Logis äußerst eng ist, so wäre keine Existenz für mich. Dazu kommt, daß die nächsten zwei Monate für meine Arbeiten entscheidend sind, und also von außen mich nichts drücken darf. — Einige Monate später werd' ich ein Logis, das Ihnen nah' ist, aufzutreiben suchen; das Wetter ist dann gelinder, ich kann über die Gasse gehen und alles wird mir leichter wer-

den. — Vielleicht komme ich an einem schönen Decembertage auf einen Besuch hinüber.

Von Zumsteg in Stuttgart hab' ich dieser Tage einen Brief erhalten, der mich wirklich freute. Er schreibt darin, was ihn von unsern Gedichten im Almanach am meisten erfreut, und er hat wirklich — was wir lange nicht gewohnt sind zu erfahren — das Bessere herausgefunden. Auch schreibt er, daß der Almanach in seiner Gegend eine allgemeine Sensation mache.

324.

An Goethe.

Jena den 8. December 1797.

Ich bin nun mit der Nothwendigkeit, die mich die nächsten Monate hier zurückhält, vollkommen ausgesöhnt, da die Reise nach Weimar nicht einmal der Weg gewesen wäre, mich mit Ihnen öfter zu vereinigen; und so wollen wir den kommenden Monat das alte Leben mit Segen wieder beginnen. — Es ist wohl nicht übel, daß Sie zwischen Ihr erstes und zweites Epos den Faust einschieben. Sie schwellen dadurch den poetischen Strom, und erregen sich ein ungeduldiges Verlangen nach der neuen reinen Produk-

tion, welches schon die halbe Stimmung ist. Der Faust, wenn Sie ihn nun durchgearbeitet, läßt Sie auch sicherlich nicht so, wie Sie zu ihm kommen; er übt und schärft irgend eine neue Kraft in Ihnen, und so kommen Sie reicher und feuriger zu Ihrem neuen Werke.

An den Wallenstein werd' ich mich so sehr halten, als ich kann, aber das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicherweise alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber sie macht, daß ein lebhafter Antheil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher Einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen. Dies hält mich erstaunlich auf, wie Sie denken können. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den Wallenstein noch in dem nächsten Sommer in Weimar spielen zu sehen, und im nächsten Herbst tief in meinen Maltheſern zu sitzen *).

Diese beschäftigen mich jetzt zuweilen, wenn ich von der Arbeit ausruhe. Es ist etwas sehr Anziehendes für mich in solchen Stoffen, welche sich von selbst isoliren, und eine Welt für sich

*) S. den Plan dieses Trauerspiels in Schiller's Werken. Bd. 12. S. 399 u. f.

ausmachen. Ich habe dieſen Umſtand im Wallenſtein ſehr benutzt und in den Maltheſern wird er mich noch mehr begünſtigen. Nicht nur, daß dieſer Orden wirklich ein Individuum ganz sui generis iſt, ſo iſt er es im Moment der dramatiſchen Handlung noch mehr. Alle Communication mit der übrigen Welt iſt durch die Blokade abgeſchnitten, er iſt blos auf ſich ſelbſt, auf die Sorge für ſeine Exiſtenz concentrirt, und nur die Eigenſchaften, die ihn zu dem Orden machen, der er iſt, können in dieſem Moment ſeine Erhaltung bewirken.

Dieſes Stück wird eben ſo einfach behandelt werden müſſen, als der Wallenſtein complicirt iſt, und ich freue mich im Voraus, in dem einfachen Stoff alles zu finden, was ich brauche, und alles zu brauchen, was ich Bedeutendes finde. Ich kann ihn ganz in der griechiſchen Form und nach des Ariſtoteles Schema, mit Chören und ohne die Acteneintheilung, ausführen, und werde es auch thun. Sagen Sie mir doch, woher denn die Acteneintheilung ſich ſchreibt? Im Ariſtoteles fanden wir nichts davon, und bei ſehr vielen griechiſchen Stücken würde ſie gar nicht anzuwenden ſeyn.

325.

An Goethe.

Jena den 12. December 1797.

Da ich in dieſen Tagen die Liebesſcenen im zweiten Act des Wallenſtein vor mir habe, ſo kann ich nicht ohne Herzensbeklemmniß an die Schaubühne und an die theatraliſche Beſtimmung des Stückes denken. Denn die Einrichtung des Ganzen erfordert es, daß ſich die Liebe, nicht ſowohl durch Handlung, als vielmehr durch ihr ruhiges Beſtehen auf ſich und ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung, welche ein unruhiges planvolles Streben nach Einem Zwecke iſt, entgegenſetzt, und dadurch einen gewiſſen menſchlichen Kreis vollendet. Aber in dieſer Eigenſchaft iſt ſie nicht theatraliſch, wenigſtens nicht in demjenigen Sinne, der bei unſern Darſtellungsmitteln und bei unſerm Publikum ſich ausführen läßt. Ich muß alſo, um die poetiſche Freiheit zu behalten, ſo lange jeden Gedanken an die Ausführung verbannen.

Sollte es wirklich an dem ſeyn, daß die Tragödie, ihrer pathetiſchen Gewalt wegen, Ihrer Natur nicht zuſagte? In allen Ihren Dichtungen finde ich die ganze tragiſche Gewalt und Tiefe, wie ſie zu einem vollkommenen Trauerſpiel hin-

reichen würde; im Wilhelm Meister liegt, was die Empfindung betrifft, mehr als Eine Tragödie. Ich glaube, daß bloß die strenge gerade Linie, nach welcher der tragische Poet fortschreiten muß, Ihrer Natur nicht zusagt, die sich überall mit einer freiern Gemüthlichkeit äußern will. Alsdann glaube ich auch, eine gewisse Berechnung auf den Zuschauer, von der sich der tragische Poet nicht dispensiren kann, der Hinblick auf einen Zweck, den äußern Eindruck, der bei dieser Dichtungsart nicht ganz verlassen wird, genirt Sie, und vielleicht sind Sie gerade nur deswegen weniger zum Tragödiendichter geeignet, weil Sie so ganz zum Dichter in seiner generischen Bedeutung geschaffen sind. Wenigstens finde ich in Ihnen alle poetischen Eigenschaften des Tragödiendichters im reichlichsten Maaß, und wenn Sie wirklich dennoch keine ganz wahre Tragödie sollten schreiben können, so würde der Grund in den nichtpoetischen Erfordernissen liegen. —

Ihre Idee wegen Vereinigung der drei Bibliotheken in Einem Ganzen wird gewiß jeder Vernünftige in Jena und Weimar ausgeführt wünschen. Fände man auch alsdann nur ein Subject, welches fähig wäre, dem Ganzen vorzustehen, und den Plan der Einheit und Vollständigkeit zu verfolgen. Es ist gewiß schon viel Materie da, vieles ist wohl doppelt und dreifach, womit Neues

kann eingetauſcht werden, auch ſehe ich nicht, warum man nicht noch einige neue Bücher in den Bibliotheksfond leiten könnte.

Ich fürchte, der neue Nürnbergiſche Dichter wird uns nicht viel Troſt bringen. Es fehlt ihm wohl nicht ganz an Talent, aber ſo gar ſehr an Form und an Bewußtſeyn deſſen, was er will. Indeſſen ich habe nur wenig hineingeſchaut, vielleicht bin ich juſt auf das Schlimmſte gerathen. — Einſiedel's Schrift über das Theater enthält manches Gutgedachte. Es iſt mir unterhaltend, wie dieſe Art von Dilettanten ſich über gewiſſe Dinge, die nur aus der Tiefe der Wiſſenſchaft und der Betrachtung geſchöpft werden können, ausſpricht, wie z. B. was er vom Styl und von der Manier ſagt u. ſ. f.

326.

An Goethe.

Jena den 15. December 1797.

Mit dem Aufſatze, der hier zurück erfolgt, und mit andern von dieſem Schlage wird nicht viel zu machen ſeyn. Er iſt gar zu trocken und zu dürftig, und trotz der unnützen Parade mit Citaten und hiſtoriſcher Beleſenheit enthält er nicht

das geringste bedeutende Neue, was die Begebenheit aufhellen, oder auch nur unterhaltender machen könnte. Soll aber blos etwas damit verdient werden, so wird diese Absicht wohl eher durch Einrückung in Journale, wie der Merkur u. s. w., als durch eine eigene Sammlung zu erreichen seyn.

Ich habe schon öfters gewünscht, daß unter den vielen schriftstellerischen Speculationen solcher Menschen, die keine andere als compilatorische Arbeit treiben können, auch einer darauf verfallen möchte, in alten Büchern nach poetischen Stoffen auszugehen, und dabei einen gewissen Tact hätte, das Punctum saliens an einer an sich unscheinbaren Geschichte zu entdecken. Mir kommen solche Quellen gar nicht vor, und meine Armuth an solchen Stoffen macht mich wirklich unfruchtbarer im Produciren, als ich's ohne das seyn würde. Mich deucht, ein gewisser Hyginus, ein Grieche, sammelte einmal eine Anzahl kongischer Fabeln, entweder aus oder für den Gebrauch der Poeten. Solch einen Freund könnte ich gut brauchen. Ein Reichthum an Stoffen für möglichen Gebrauch vermehrt wirklich den innern Reichthum, ja er übt eine wichtige Kraft, und es ist schon von großem Nutzen, einen Stoff auch nur in Gedanken zu beleben und sich daran zu versuchen.

Die Elisa von der Recke hat mir ein voluminöses Schauspiel von ihrer Erfindung und

Ausführung zugeschickt, mit der Plenipotenz, zu streichen und zu zerstören. Ich werde sehen, ob ich es für die Horen brauchen kann. Der Inhalt ist, wie Sie leicht denken können, sehr moralisch, und so hoffe ich soll es auch durchschlüpfen. Ich muß auf jede Art für die Horen sorgen. Und daß so moralische Personen sich uns Ketzern und Freigeistern auf Gnade und Ungnade ergeben, besonders nach dem so lauten Xenien-Unfug, ist immer eine gewisse Satisfaction.

327.

An Goethe.

Jena den 22. December 1797.

Mein böser Anfall von Cholera ist zwar bald und glücklich vorübergegangen, aber geschwächt und verstimmt hat er mich für die ganze Woche, daß ich an etwas Poetisches auch nicht denken mag. Auch das böse Wetter kommt dazu, jede Thätigkeit in mir stocken zu machen. —

Zu meiner nicht geringen Satisfaction fordert mir Cotta die letzten zweihundert Exemplare des Almanachs pressanter Weise ab, die ich mit Fleiß hier bei mir liegen ließ, um den Leipzigern nicht gleich die Stärke der Auflage zu verrathen, wenn

etwa ein Quantum sollte unabgesetzt bleiben. Wie Cotta schreibt, so hat sich der übrige Vorrath, der etwa zweitausend Exemplare stark war, bereits vergriffen. Diese zweihundert, meint er, würden wohl auch bald abgehen, da die Bestellungen noch ziemlich fortdauerten, und es möchte am Ende wohl eine zweite Auflage nöthig werden. Wir können in der That keinen glänzendern Triumph über die Neider davon tragen, die das Glück des vorjährigen Almanachs blos den Anzüglichkeiten in den Xenien zugeschrieben haben. Es erweckte mir auch etwas mehr Vertrauen zu unserm deutschen Publikum, wenn wir sein Interesse, auch ohne Vermittlung irgend einer gemeinen Passion, durch die Gewalt der Poesie zu fesseln gewußt hätten.

Die Schlegel'sche Rezension Ihres Hermann *) kenne ich noch nicht, und weiß überhaupt nicht, von welchem Schlegel sie ist. Sie sey aber, von welchem sie wolle, so finde ich bei keinem die ganze Competenz dazu; denn es gehört vorzugsweise zu Würdigung dieses Gedichts das, was man Gemüth heißt, und dieses fehlt beiden,

*) In der Jenaischen Allgem. Literaturzeitung 1797. Nr. 393—396; wieder abgedruckt in A. W. v. Schlegel's kritischen Schriften. Berlin 1828. Thl. 1. S. 34 u. f.

ob ſie ſich gleich der Terminologie davon anmaßen.

328.

An Goethe.

Jena den 26. December 1797.

Die Gegeneinanderſtellung des Rhapſoden und Mimen *) nebſt ihrem beiderſeitigen Auditorium ſcheint mir ein ſehr glücklich gewählтes Mittel, um der Verſchiedenheit beider Dichtarten beizukommen. Schon dieſe Methode allein reichte hin, einen groben Misgriff in der Wahl des Stoffs für die Dichtart oder der Dichtart für den Stoff unmöglich zu machen. Auch die Erfahrung beſtätigt es; denn ich wüßte nicht, was einen bei einer dramatiſchen Ausarbeitung ſo ſtreng in den Grenzen der Dichtart hielte, und wenn man daraus getreten, ſo ſicher darein zurückführte, als eine möglichſt lebhafte Vorſtellung der wirklichen Repräſentation der Bretер, eines angefüllten und buntgemiſchten Hauſes, wodurch die effectvolle unruhige Erwartung, mithin das Geſetz des in-

*) In einem Aufſatze Goethe's über epiſche und dramatiſche Dichtung.

tenſiven und raſtloſen Fortſchreitens und Bewegens einem ſo nahe gebracht wird.

Ich möchte noch ein zweites Hülfsmittel zur Anſchaulichmachung dieſes Unterſchieds in Vorſchlag bringen. Die dramatiſche Handlung bewegt ſich vor mir, um die epiſche bewege ich mich ſelbſt, und ſie ſcheint gleichſam ſtille zu ſtehn. Nach meinem Bedünken liegt viel in dieſem Unterſchied. Bewegt ſich die Begebenheit vor mir, ſo bin ich ſtreng an die Gegenwart gefeſſelt, meine Phantaſie verliert alle Freiheit, es entſteht und erhält ſich eine fortwährende Unruhe in mir, ich muß immer beim Objecte bleiben, alles Zurückſehen, alles Nachdenken iſt mir verſagt, weil ich einer fremden Gewalt folge. Beweg' ich mich um die Begebenheit, die mir nicht entlaufen kann, ſo kann ich einen ungleichen Schritt halten, ich kann nach meinem ſubjectiven Bedürfniß länger oder kürzer verweilen, kann Rückſchritte machen oder Vorgriffe thun u. ſ. f. Es ſtimmt dieſes auch ſehr gut mit dem Begriff des Vergangenſeyns, welches als ſtillſtehend gedacht werden kann, und mit dem Begriff des Erzählens: denn der Erzähler weiß ſchon am Anfange und in der Mitte das Ende, und ihm iſt folglich jeder Moment der Handlung gleichgeltend, und ſo behält er durchaus eine ruhige Freiheit.

Daß der Epiker ſeine Begebenheit als vollkommen vergangen, der Tragiker die ſeinige als vollkommen gegenwärtig zu behandeln habe, leuchtet mir ſehr ein. Ich ſetze noch hinzu: es entſteht daraus ein reizender Widerſtreit der Dichtung als Genuß mit der Species derſelben, der in der Natur wie in der Kunſt immer ſehr geiſtreich iſt. Die Dichtkunſt, als ſolche, macht alles ſinnlich gegenwärtig, und ſo nöthigt ſie auch den epiſchen Dichter, das Geſchehene zu vergegenwärtigen, nur daß der Character des Vergangenſeyns nicht verwiſcht werden darf. Die Dichtkunſt, als ſolche, macht alles Gegenwärtige vergangen, und entfernt alles Nahe (durch Idealität), und ſo nöthigt ſie den Dramatiker, die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten, und dem Gemüth eine poetiſche Freiheit gegen den Stoff zu verſchaffen. Die Tragödie in ihrem höchſten Begriffe wird alſo immer zu dem epiſchen Character hinaufſtreben, und wird nur dadurch zur Dichtung. Das epiſche Gedicht wird eben ſo zu dem Drama herunterſtreben, und wird nur dadurch den poetiſchen Gattungsbegriff ganz erfüllen; gerade das, was beide zu poetiſchen Werken macht, bringt beide einander nahe. Das Merkmal, wodurch ſie ſpecificirt und einander entgegengeſetzt werden, bringt immer einen von beiden Beſtandtheilen des poetiſchen Gattungsbe-

griffs in's Gedränge, bei der Epopöe die Sinnlichkeit, bei der Tragödie die Freiheit, und es ist also natürlich, daß das Contrepoids gegen diesen Mangel immer eine Eigenschaft seyn wird, welche das specifische Merkmal der entgegengesetzten Dichtart ausmacht. Jede wird also der andern den Dienst erweisen, daß sie die Gattung gegen die Art in Schutz nimmt. Daß dieses wechselseitige Hinstreben zu einander nicht in eine Vermischung und Grenzverwirrung ausarte, das ist eben die eigentliche Aufgabe der Kunst, deren höchster Punkt überhaupt immer dieser ist, Character mit Schönheit, Reinheit mit Fülle, Einheit mit Allheit u. s. w. zu vereinbaren.

Ihr Hermann hat wirklich eine gewisse Hinneigung zur Tragödie, wenn man ihm den reinen strengen Begriff der Epopöe entgegenstellt. Das Herz ist inniger und ernstlicher beschäftigt, es ist mehr pathologisches Interesse als poetische Gleichgültigkeit darin. So ist auch die Enge des Schauplatzes, die Sparsamkeit der Figuren, der kurze Ablauf der Handlung der Tragödie zugehörig. Umgekehrt schlägt Ihre Iphigenie offenbar in das epische Feld hinüber, sobald man den strengen Begriff der Tragödie entgegenhält. Von dem Tasso will ich gar nicht reden. Für eine Tragödie ist in der Iphigenie ein zu ruhiger Gang, ein zu großer Aufenthalt, die Catastrophe

nicht einmal zu rechnen, welche der Tragödie widerspricht. Jede Wirkung, die ich von diesem Stücke theils an mir selbst, theils an Andern erfahren, ist generisch, poetisch und tragisch gewesen, und so wird es immer seyn, wenn eine Tragödie, auf epische Art, verfehlt wird. Aber an Ihrer Iphigenie ist dieses Annähern an's Epische ein Fehler, nach meinem Begriff, an Ihrem Hermann ist die Hinneigung zur Tragödie offenbar kein Fehler, wenigstens dem Effecte nach ganz und gar nicht. Kommt dies etwa davon, weil die Tragödie zu einem bestimmten, das epische Gedicht zu einem allgemeinen und freien Gebrauche da ist?

Für heute nichts mehr. Ich bin noch immer keiner ordentlichen Arbeit fähig. Nur Ihr Brief und Aufsatz konnten mir unterdessen Beschäftigung geben.

329.

An Goethe.

Jena den 29. December 1797.

Unser Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeschaffenen Paris seiner alten Deutsch-

heit getreu, und ſcheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben. Es iſt mit einer gewiſſen Art zu philoſophiren und zu empfinden wie mit einer gewiſſen Religion; ſie ſchneidet ab von außen und iſolirt, indem ſie von innen die Innigkeit vermehrt.

Ihr jetziges Geſchäft, die beiden Gattungen zu ſondern und zu reinigen, iſt freilich von der höchſten Bedeutung, aber Sie werden mit mir überzeugt ſeyn, daß, um von einem Kunſtwerk alles auszuſchließen, was ſeiner Gattung fremd iſt, man auch nothwendig alles darin müſſe einſchließen können, was der Gattung gebührt. Und eben darin fehlt es jetzt.

Weil wir einmal die Bedingungen nicht zuſammenbringen können, unter welchen eine jede der beiden Gattungen ſteht, ſo ſind wir genöthigt, ſie zu vermiſchen. Gäb' es Rhapſoden und eine Welt für ſie, ſo würde der epiſche Dichter keine Motive von dem tragiſchen zu entlehnen brauchen, und hätten wir die Hülfsmittel und intenſiven Kräfte des griechiſchen Trauerſpiels und dabei die Vergünſtigung, unſern Zuhörer durch eine Reihe von ſieben Repräſentationen hindurchzuführen, ſo würden wir unſere Dramen nicht über die Gebühr in die Breite zu treiben brauchen. Das Empfindungsvermögen des Zuſchauers und Hörers muß einmal ausgefüllt, und in allen Punkten ſeiner

Peripherie berührt werden; der Durchmeſſer dieſes Vermögens iſt das Maß für den Poeten. Und weil die moraliſche Anlage die am meiſten entwickelte iſt, ſo iſt ſie auch die fodernſte, und wir mögen's auf unſre Gefahr wagen, ſie zu vernachläſſigen.

Wenn das Drama wirklich durch einen ſo ſchlechten Hang des Zeitalters in Schutz genommen wird, wie ich nicht zweifle, ſo müßte man die Reform beim Drama anfangen, und durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung der Kunſt Luft und Licht verſchaffen. Und dies, deucht mir, möchte unter andern am beſten durch Einführung ſymboliſcher Behelfe geſchehen, die in allem dem, was nicht zu der wahren Kunſtwelt des Poeten gehört, und alſo nicht dargeſtellt, ſondern blos bedeutet werden ſoll, die Stelle des Gegenſtandes verträten. Ich habe mir dieſen Begriff vom Symboliſchen in der Poeſie noch nicht recht entwickeln können, aber es ſcheint mir viel darin zu liegen. Würde der Gebrauch deſſelben beſtimmt, ſo müßte die natürliche Folge ſeyn, daß die Poeſie ſich reinigte, ihre Welt enger und bedeutungsvoller zuſammenzöge, und innerhalb derſelben deſto wirkſamer würde.

Ich hatte immer ein gewiſſes Vertrauen zur Oper, daß aus ihr, wie aus den Chören des alten Bacchusfeſtes, das Trauerſpiel in einer edlern

Gestalt sich loswickeln sollte. In der Oper verläßt man wirklich jene servile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz, könnte sich auf diesem Wege das Ideale auf das Theater stehlen. Die Oper stimmt durch die Macht der Musik und durch eine freiere harmonische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer schönen Empfängniß; hier ist wirklich auch im Pathos selbst ein freieres Spiel, weil die Musik es begleitet, und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff gleichgültiger machen. —

Nach und nach komme ich wieder in meine Arbeit; aber bei dieser schrecklichen Witterung ist es wirklich schwer, sein Gemüth elastisch zu erhalten. Möchten Sie nun bald frei seyn, und mir Thätigkeit, Muth und Leben mitbringen.

330.

An Goethe.

Jena den 2. Januar 1798.

Es soll mir ein gutes Omen seyn, daß Sie es sind, an den ich zum erstenmal unter dem neuen Datum schreibe. Das Glück sey Ihnen in diesem Jahre eben so hold, als in den zwei letztvergan-

genen, ich kann Ihnen nichts Beſſeres wünſchen. Möchte auch mir die Freude in dieſem Jahr beſcheert ſeyn, das Beſte aus meiner Natur in einem Werke zu ſublimiren, wie Sie es mit der Ihrigen gethan.

Ihre eigene Art und Weiſe, zwiſchen Reflexion und Production zu alterniren, iſt wirklich beneidens- und bewundernswerth. Beide Geſchäfte trennen ſich in Ihnen ganz, und das eben macht, daß beide als Geſchäft ſo rein ausgeführt werden. Sie ſind wirklich, ſo lange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht iſt blos in Ihnen; und wenn Sie anfangen zu reflectiren, ſo tritt das innere Licht von Ihnen heraus, und beſtrahlt die Gegenſtände Ihnen und Andern. Bei mir vermiſchen ſich beide Wirkungsarten und nicht ſehr zum Vortheil der Sache.

Von Hermann und Dorothea las ich kürzlich eine Recenſion in der Nürnberger Zeitung, welche mir wieder beſtätigt, daß die Deutſchen nur für's Allgemeine, für's Verſtändige und für's Moraliſche Sinn haben. Die Beurtheilung iſt voll guten Willens, aber auch nicht etwas darin, was ein Gefühl des Poetiſchen zeigte, oder einen Blick in die Oekonomie des Ganzen verriethe. Blos an Stellen hängt ſich der gute Mann, und vorzugsweiſe an die, welche in's Allgemeine und Breite gehen, und einem etwas an's Herz legen.

Haben Sie vielleicht das seltsame Buch von Retif: Coeur humain devoilé je gesehen oder davon gehört? Ich hab' es nun gelesen, so weit es da ist, und ungeachtet alles Widerwärtigen, Platten und Revoltanten, mich sehr daran ergötzt. Denn eine so heftig sinnliche Natur ist mir nicht vorgekommen, und die Mannigfaltigkeit der Gestalten, besonders weiblicher, durch die man geführt wird, das Leben und die Gegenwart der Beschreibung, das Characteristische der Sitten und die Darstellung des französischen Wesens in einer gewissen Volksklasse muß interessiren. Mir, der so wenig Gelegenheit hat, von Außen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studiren, hat ein solches Buch, in welche Classe ich auch den Cellini rechne, einen unschätzbaren Werth.

Dieser Tage las ich zu meiner großen Lust im Intelligenzblatte der Literaturzeitung eine Erklärung von dem jüngern Schlegel, daß er mit dem Herausgeber des Lyceums nichts mehr zu schaffen habe. So ist also doch unsre Prophezeihung eingetroffen, daß dieses Band nicht lange dauern werde.

331.

An Goethe.

Jena den 5. Januar 1798.

Es thut mir leid, daß Ihre Anherokunft so viele Verzögerungen findet, da ich nach einem frühern Briefe von Ihnen schon vom Christtag an darauf rechnen konnte. Unterdessen habe ich einige Schritte weiter in meiner Arbeit gewonnen, und bin im Stande, Ihnen viermal mehr, als der Prolog beträgt, vorzulegen, obgleich noch nichts von dem dritten Acte dabei ist.

Jetzt da ich meine Arbeit *) von einer fremden Hand reinlich geschrieben vor mir habe, und sie mir fremder ist, macht sie mir wirklich Freude. Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsers Umgangs ist; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer so objectiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben danach, und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjectiven Grenzen so weit aus einander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche

*) Den Wallenstein.

ist, nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat. —

Ich werde es mir gesagt seyn lassen, keine andern als historische Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe seyn. Es ist eine ganz andere Operation, das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren, und letzteres ist der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt und meiner Willkühr widersteht.

Ich möchte wohl einmal, wenn es mir mit einigen Schauspielen gelungen ist, mir unser Publikum recht geneigt zu machen, etwas recht Böses thun, und eine alte Idee mit Julian dem Apostaten ausführen. Hier ist nun auch eine ganz eigene bestimmte historische Welt, bei der mir's nicht leid seyn sollte, eine poetische Ausbeute zu finden, und das fürchterliche Interesse, das der Stoff hat, müßte die Gewalt der poetischen Darstellung desto wirksamer machen.

332.

An Goethe.

Jena den 12. Januar 1798.

Ihr Aufsatz enthält eine treffliche Vorstellung und zugleich Rechenschaft Ihres naturhistorischen Verfahrens, und berührt die höchsten Angelegenheiten und Erfordernisse aller rationellen Empirie, indem er nur einem einzelnen Geschäfte die Regel zu geben sucht. Ich werde ihn noch sorgfältig durchlesen und überdenken, und Ihnen dann meine Bemerkungen mittheilen. Das ist mir z. B. sehr einleuchtend, wie gefährlich es ist, einen theoretischen Satz unmittelbar durch Versuche beweisen zu wollen. Es stimmt dies, wie mir deucht, mit einer andern philosophischen Warnung überein, daß man seine Sätze nicht durch Beispiele beweisen solle, weil kein Satz dem Beispiel gleich ist. Die entgegengesetzte Methode verkennt den essentiellen Unterschied zwischen der Naturwelt und der Verstandeswelt ganz, ja sie hebt die ganze Natur auf, indem sie blos diese Vorstellung uns in den Dingen und nie umgekehrt finden läßt. Ueberhaupt kann eine Erscheinung oder Factum, die etwas durchgängig vielfach Bestimmtes ist, nie einer Regel, die blos bestimmend ist, adäquat seyn.

Ich wollte wünschen, es gefiele Ihnen, den Hauptinhalt dieses Aufsatzes auch für sich selbst und unabhängig von den Untersuchungen und Erfahrungen, denen er zur Einleitung dient, auszuführen. Sie würden auf eine strengere und reinere Scheidung des practischen Verfahrens und des theoretischen Gebrauchs bedeutende Fingerzeige geben; man würde dahin gebracht werden, sich zu überzeugen, wie nur dadurch die Wissenschaft erweitert werden kann, daß man auf der einen Seite dem Phänomen ohne allen Anspruch auf eine hervorzubringende Einheit folgt, es von allen Seiten umgeht, und blos die Natur in ihrer Breite aufzufassen sucht, auf der andern Seite (und wenn jene erste nur in Sicherheit gebracht ist) die Freiheit der vorstellenden Kräfte begünstigt, das Combinationsvermögen sich nach Lust davon versuchen läßt, mit dem Vorbehalt, daß die vorstellende Kraft auch nur in ihrer eigenen Welt und nie in dem Factum etwas zu constituiren suche. Denn mir deucht, es ist bisher auf zwei entgegengesetzte Arten in der Naturwissenschaft gefehlt worden: einmal hat man die Natur durch die Theorie verengt, und ein andermal die Denkkräfte durch das Object zu sehr einschränken wollen. Beiden muß Gerechtigkeit geschehen, wenn eine rationale Empirie möglich seyn soll, und beiden kann Gerechtigkeit geschehen, wenn eine strenge kritische

Polizei ihre Felder trennt. Sobald man die Freiheit der theoretiſchen Vermögen begünſtigt, ſo kann es nicht fehlen, und die Erfahrung lehrt es, daß die Mannigfaltigkeit der Vorſtellungsarten, wodurch ſie ſich wechſelsweiſe einſchränken und öfters aufheben, den Schaden gut macht, den der Despotism einer einzigen ſtiftet, und ſo wird man ſelbſt auf dem theoretiſchen Wege zu dem Object zurückgenöthigt.

Das metaphyſiſche Geſpräch des Paters mit dem Chineſen hat mich ſehr unterhalten, und es nimmt ſich in der gothiſchen Sprache beſonders wohl aus. Ich bin nur ungewiß, wie es in ſolchen Fällen manchmal geht, ob etwas recht Geſcheidtes oder etwas recht Plattes hinter dem Räſonnement des Chineſen ſteckt. Wo haben Sie dies ſchöne Morceau aufgefunden? Es wäre ein Spaß, es abdrucken zu laſſen, mit einer leiſen Anwendung auf unſre neueſten Philoſophen. —

Daß Sie Ihre Herreiſe bis zum Februar verſchieben, verlängert mir wirklich dieſen traurigen Januar. Aber ich werde aus dieſer Einſamkeit wenigſtens den einzigen Vortheil zu ziehen ſuchen, den ſie hat, und im Wallenſtein fleißig voranſchreiten. Ohnehin iſt es gut, wenn ich die Tragödie, ehe ſie Ihnen vorgelegt wird, erſt bis zu einer gewiſſen Hitze der Handlung geführt habe, wo dieſe ſich dann von ſelbſt bewegt, und im Herab-

rollen iſt, denn in den erſten Akten ſteigt ſie erſt bergan.

333.

An Goethe.

Jena den 15. Januar 1798.

Nur einen freundlichen Gruß für heut. — Ich habe mich in eine Hauptſcene ſo vertieft, daß ich vom Nachtwächter gemahnt werde, aufzuhören. Es geht noch immer ganz gut mit der Arbeit, und obgleich der Poet ſein erſtes Concept nicht gewiſſer ſchätzen kann, als der Kaufmann ſeine Güter auf der See, ſo denke ich doch meine Zeit nicht verloren zu haben.

334.

An Goethe.

Jena den 19. Januar 1798.

Es wird Ihnen intereſſant und belehrend ſeyn, wenn Sie Ihre Gedanken, die in einem ältern und in Ihrem neueſten Aufſatz aufgeſtellt ſind, nach den Kathegorien durchgehen. Ihr Urtheil

wird ganz bestätigt werden, und es wird Ihnen zugleich ein neues Vertrauen zu dem regulativen Gebrauch der Philosophie in Erfahrungssachen erwachsen. Ich will mich hier nur bei einigen Anwendungen aufhalten, und zwar gleich in Beziehung auf Ihren neuesten Aufsatz.

Die Vorstellung der Erfahrung unter den drei Phänomenen ist vollkommen erschöpfend, wenn Sie die Kathegorien prüfen. Der gemeine Empirism, der nicht über das empirische Phänomen hinausgeht, hat (der Quantität nach) immer nur Einen Fall, ein einziges Element der Erfahrung und mithin keine Erfahrung; der Qualität nach asserirt er immer nur eine bestimmte Existenz, ohne zu unterscheiden, von ihr auszuschließen, ihr entgegen zu setzen, mit Einem Wort zu vergleichen; der Relation nach ist er in Gefahr, das Zufällige als das Substantielle aufzunehmen; der Modalität nach bleibt er blos auf eine bestimmte Wirklichkeit eingeschränkt, ohne das Mögliche zu ahnen, oder seine Erkenntniß gar bis zu einer Nothwendigkeit zu führen. Nach meinem Begriff ist der gemeine Empirism nie einem Irrthum ausgesetzt, sondern der Irrthum entsteht erst in der Wissenschaft. Was er bemerkt, bemerkt er wirklich, und weil er nicht den Kitzel fühlt, aus seinen Wahrnehmungen Gesetze für das Object zu machen, so

können ſeine Wahrnehmungen ohne irgend eine Gefahr immer einzeln und accidentell ſeyn.

Erſt mit dem Rationalism entſteht das wiſſenſchaftliche Phänomen und der Irrthum. In dieſem Felde nämlich fangen die Denkkräfte ihr Spiel an, und die Willkühr tritt ein, mit der Freiheit dieſer Kräfte, die ſich ſo gern dem Object ſubſtituiren. Der Quantität nach verbindet der Rationalism immer mehrere Fälle, und, ſo lang er ſich beſcheidet, die Pluralität nicht für Totalität auszugeben, d. h. objective Geſetze zu machen, ſo iſt er unſchädlich, ja nützlich, da er der Weg zur Wahrheit iſt; welche nur dadurch gefunden wird, daß man von dem Einzelnen ſich loszumachen weiß. In ſeinem Mißbrauch hingegen wird er verderblich für die Wiſſenſchaft, weil er, wie Sie in Ihrem Aufſatz ſehr einleuchtend ſagen, die ungeheure Verbindungsgewalt des menſchlichen Geiſtes auf Koſten einer gewiſſen republikaniſchen Freiheit der Facten geltend machen will, kurz weil er in die bloße Pluralität ſchon ſeine Einheit legen will, und alſo eine Totalität giebt, die keine iſt.

Der Qualität nach ſetzt der Rationalism, wie billig iſt, die Phänomene einander entgegen; er unterſcheidet und vergleicht, welches gleichfalls (ſo wie der Rationalism überhaupt) löblich und gut und der einzige Weg zur Wiſſenſchaft iſt. Aber

Peripherie berührt werden; der Durchmesser dieses Vermögens ist das Maß für den Poeten. Und weil die moralische Anlage die am meisten entwickelte ist, so ist sie auch die fodernste, und wir mögen's auf unsre Gefahr wagen, sie zu vernachlässigen.

Wenn das Drama wirklich durch einen so schlechten Hang des Zeitalters in Schutz genommen wird, wie ich nicht zweifle, so müßte man die Reform beim Drama anfangen, und durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung der Kunst Luft und Licht verschaffen. Und dies, deucht mir, möchte unter andern am besten durch Einführung symbolischer Behelfe geschehen, die in allem dem, was nicht zu der wahren Kunstwelt des Poeten gehört, und also nicht dargestellt, sondern blos bedeutet werden soll, die Stelle des Gegenstandes verträten. Ich habe mir diesen Begriff vom Symbolischen in der Poesie noch nicht recht entwickeln können, aber es scheint mir viel darin zu liegen. Würde der Gebrauch desselben bestimmt, so müßte die natürliche Folge seyn, daß die Poesie sich reinigte, ihre Welt enger und bedeutungsvoller zusammenzöge, und innerhalb derselben desto wirksamer würde.

Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr, wie aus den Chören des alten Bacchusfestes, das Trauerspiel in einer edlern

Gestalt sich loswickeln sollte. In der Oper verläßt man wirklich jene servile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz, könnte sich auf diesem Wege das Ideals auf das Theater stehlen. Die Oper stimmt durch die Macht der Musik und durch eine freiere harmonische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einer schönen Empfängniß; hier ist wirklich auch im Pathos selbst ein freieres Spiel, weil die Musik es begleitet, und das Wunderbare, welches hier einmal geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff gleichgültiger machen. — Nach und nach komme ich wieder in meine Arbeit; aber bei dieser schrecklichen Witterung ist es wirklich schwer, sein Gemüth elastisch zu erhalten. Möchten Sie nun bald frei seyn, und mir Thätigkeit, Muth und Leben mitbringen.

330.

An Goethe.

Jena den 2. Januar 1798.

Es soll mir ein gutes Omen seyn, daß Sie es sind, an den ich zum erstenmal unter dem neuen Datum schreibe. Das Glück sey Ihnen in diesem Jahre eben so hold, als in den zwei letztvergan-

Freiheit verſchaffen, indem er ihm alle Willkühr abſchneidet.

Der Quantität nach muß das reine Phänomen die Allheit der Fälle begreifen, denn es iſt das Conſtante in allen. Es ſtellt alſo, völlig nach dem Sinn der Kathegorie, die Einheit in der Mehrheit wiederum her. Der Qualität nach limitirt der rationelle Empirism immer, wie auch das Beiſpiel aller wahren Naturkundigen lehrt, die von einem abſoluten Bejahen und Verneinen ſich gleich entfernt halten. Der Relation nach achtet der rationelle Empirism zugleich auf die Cauſalität und auf die Unabhängigkeit der Erſcheinungen; er ſieht die ganze Natur in einer reciproken Wirkſamkeit, alles beſtimmt ſich wechſelsweiſe, und er hütet ſich demnach, die Cauſalität blos nach einer einfachen dürftigen Länge gelten zu laſſen, er nimmt immer auch die Breite mit auf. Der Modalität nach dringt der rationelle Empirism immer zu der Nothwendigkeit hindurch.

Der rationelle Empirism iſt, ſeinem Begriffe nach, zwar nie einem Misbrauche ausgeſetzt, ſo wie die zwei vorhergehenden Bekenntnißarten; aber vor einem falſchen und angeblichen rationellen Empirism iſt doch zu warnen. So wie nämlich eine weiſe Limitation den eigentlichen Geiſt dieſes rationellen Empirism ausmacht, ſo kann eine feige und ängſtliche Limitation den andern her-

vorbringen. Die Frucht des erstern ist das reine, die Frucht des andern das leere und hohle Phänomen. Ich habe mehrmals bemerkt, daß bedenkliche schwache Geister aus einem zu weit getriebenen Respect vor den Gegenständen und deren Mannigfaltigkeit, und aus zu weit getriebener Furcht vor den Seelenkräften, ihre Assertionen und Enunciationen zuletzt so einschränken und gleichsam aushöhlen, daß das Resultat Null wird.

Es ist noch so vieles über diese Materie und über ihre Thesen zu sprechen, daß ich Ihre Hieherkunft erwarte, um noch recht in die Sache hineinzugehen, denn nur das Gespräch hilft mir eigentlich, die Vorstellung des Andern schnell zu fassen und festzuhalten. In dem Monolog eines Briefes bin ich stets in Gefahr, nur meine Seite zu fassen. Besonders will ich Sie selbst noch mehr über das, was Sie die mittelbare Anwendung der Fälle auch Regeln nennen, reden hören.

Meine poetische Arbeit stockt seit drei Tagen, ungeachtet einer ganz guten Stimmung, in der ich war. Eine Verschleimung des Halses, die in unserm Hause von Mann zu Mann herumgieng, hat endlich auch mich ergriffen, und weil mich dies Uebel gerade in einem erhöhten Zustand von Reizbarkeit überraschte, in den mich mein Geschäft versetzt hatte, so hatte ich gestern den ganzen Tag Fieber. Heute ist mir aber der Kopf

schon viel freier, und ich hoffe in einigen Tagen den bösen Gast los zu seyn.

335.

An Goethe.

Jena den 23. Januar 1798.

Ich bin meines Halsübels doch nicht so leicht los geworden, wie ich's in meinem letzten Briefe glaubte versichern zu können. Noch heute plagt es mich, und da das Uebel gerade den Kopf einnimmt, so macht es mich ungeduldiger, als sonst meine Krämpfe thun. Es ist mir in diesem Zeitpunkt doppelt lästig, da ich gerade im besten Zuge war, und vor Ihrer Ankunft noch eine gute Station zurückzulegen dachte.

Das kleine Schema zu einer Geschichte der Optik enthält viele bedeutende Grundzüge einer allgemeinen Geschichte der Wissenschaft und des menschlichen Denkens, und wenn Sie sie ausführen sollten, so müßten sich viele philosophische Bemerkungen machen lassen. Der deutsche Geist würde aber nicht zu seinem Vortheil dabei erscheinen, wenn nicht die Entwicklung anticipirt wird. Es ist doch eigen, daß sich die Lebhaftigkeit der Franzosen so bald einschüchtern und ermüden ließ.

Man möchte ſagen, daß es doch mehr die Paſſion als Liebe zur Sache war, was den Widerſpruch der Franzoſen nährte; ſonſt würden ſie der Autorität nicht nachgegeben haben. Den Deutſchen hält die Autorität und ein dogmatiſcher Irrthum lange nieder, aber endlich pflegt doch bei ihm ſeine natürliche Objectivität und ſein Ernſt an der Sache zu ſiegen, und gewöhnlich iſt er es doch, der für die Wiſſenſchaft erndtet.

Es iſt gar keine Frage, daß Sie das Mögliche für Ihr Geſchäft thun, und eine ſo weit ſchon geführte Sache zu einem gewünſchten Ende bringen müſſen; denn daß Sie endlich durchdringen werden, iſt mir keinen Augenblick zweifelhaft. Ich glaube aber, Sie thun wohl, wenn Sie jetzt, nachdem Sie vergebens auf einen Begleiter und Mitforſcher gewartet haben, ſich auch nach keinem mehr umſehen, und Ihr Geſchäft ſtill für ſich ſelbſt vollenden, um alsdann mit dem Fertigen, ſo weit es auf Ihrem Wege ſich bringen läßt, auf einmal hervorzutreten. Das erſt Entſtehende imponirt, ſcheint es, die Deutſchen nicht, es reizt ſie vielmehr und macht ſie eigenſinnig, wenn man ihre Dogmata blos erſchüttert, ohne ſie ganz und gar umzureißen. Ein völlig fertiges Ganzes und ein methodiſch ernſtlicher Angriff hingegen überwältigt den Eigenſinn, und bringt die natürliche und angeborene Sachliebe des Deutſchen

auf die Seite des Gegners. So denke ich mir die Sache, und wenn Sie in drei, vier Jahren Ihre ausführliche und methodische Darlegung vor das Publikum bringen, so wird man gewiß Folgen davon sehen. Unterdessen verläuft sich auch in etwas diese chemische Sündfluth, und ein neues Interesse gewinnt Platz.

Böttiger, höre ich, wollte über den Vandalism der Franzosen, bei Gelegenheit der so schlecht transportirten Kunstwerke, einen Aufsatz schreiben. Ich wünschte, er thäte es, und sammelte alle dahin einschlagenden Züge von Rohheit und Leichtsinnigkeit. Ermuntern Sie ihn doch, und verschaffen mir alsdann den Aufsatz für die Horen.

336.

An Goethe.

Jena den 26. Januar 1798.

Eben habe ich das Todesurtheil der drei Göttinen Eunomia, Dike und Irene förmlich unterschrieben. Weihen Sie diesen edlen Todten eine fromme christliche Thräne, die Condolenz aber wird verbeten. — Cotta hatte schon voriges

Jahr nur eben die Kosten *) wieder, und wollte sie auch noch dieses Jahr vegetiren lassen, aber ich sah wirklich keine entfernte Möglichkeit, sie zu continuiren, weil es uns ganz und gar an Mitarbeitern fehlt, auf die man sich verlassen kann, und ich ohne eigentlichen reellen Geldgewinn ewige Sorge und kleinliche Geschäfte bei dieser Redaction hatte, wovon ich mich durch einen entschlossenen Schritt befreien mußte. Wir werden, wie sich's von selbst versteht, beim Aufhören keinen Eclat machen, und da sich die Erscheinung des zwölften Stücks 1797 ohnehin bis in den März verzögert, so werden sie von selbst selig einschlafen. Sonst hätten wir auch in dieses zwölfte Stück einen tollen politisch-religiösen Aufsatz können setzen lassen, der ein Verbot der Horen veranlaßt hätte, und wenn Sie mir einen solchen wissen, so ist noch Platz dafür.

Mit meiner Gesundheit geht es zwar seit gestern wieder besser, aber die Stimmung zur Arbeit hat sich noch nicht wieder eingefunden. Unterdessen hab' ich mir mit Niebuhr's und Volney's Reise nach Syrien und Aegypten die Zeit vertrieben; und ich rathe wirklich jedem, der bei den jetzigen schlechten politischen Aspecten den Muth verliert, eine solche Lectüre; denn erst so

*) Der Horen.

ſieht man, welche Wohlthat es bei alle dem iſt, in Europa geboren zu ſeyn. Es iſt doch wirklich unbegreiflich, daß die belebende Kraft im Menſchen nur in einem ſo kleinen Theil der Welt wirkſam iſt, und jene ungeheuren Völkermaſſen für die menſchliche Perfectibilität ganz und gar nicht zählen. Beſonders merkwürdig iſt es mir, daß es jenen Nationen und überhaupt allen Nicht-Europäern auf der Erde nicht ſowohl an moraliſchen als an äſthetiſchen Anlagen gänzlich fehlt. Der Realism, ſo wie auch der Idealism, zeigt ſich bei ihnen, aber beide Anlagen fließen niemals in eine menſchlich ſchöne Form zuſammen. Ich hielt es wirklich für abſolut unmöglich, den Stoff zu einem epiſchen Gedichte in dieſen Völkermaſſen zu finden, oder einen ſolchen dahin zu verlegen.

337.

An Goethe.

Jena den 30. Januar 1798.

Die Schrift von Darwin *) würde wohl in Deutſchland wenig Glück machen. Die Deutſchen

*) The botanical garden, a poem by E. Darwin. London 1798. 4.

wollen Empfindungen, und je platter dieſe ſind, deſto allgemeiner willkommen. Aber dieſe Spielerei der Phantaſie mit Begriffen, dieſes Reich der Allegorie, die kalte Intellectualität und in Verſe gebrachte Gelehrſamkeit kann nur die Engländer in ihrer jetzigen Froſtigkeit und Gleichgültigkeit anziehen. Dieſe Schrift zeigt indeß, welche Function man der Poeſie, bei einer großen und reſpectabeln Volksklaſſe, anzuweiſen pflegt, und giebt den Philiſtern einen neuen glänzenden Triumph über ihre poetiſchen Widerſacher.

Ich glaube übrigens nicht, daß der Stoff unzuläſſig und für die Poeſie ganz ungeſchickt iſt. Die verunglückte Geburt ſchreibe ich ganz auf Rechnung des Dichters. Wenn man gleich anfangs auf alles ſogenannte Unterrichten Verzicht thäte, und blos die Natur in ihrer reichen Mannigfaltigkeit, Bewegung und Zuſammenwirkung der Phantaſie nahe zu bringen ſuchte, alle natürlichen Erzeugungen mit einer gewiſſen Liebe und Achtung aufführte, jedem ſeine ſelbſtſtändige Exiſtenz reſpectirte und ſo weiter, ſo müßte ein lebhaftes Intereſſe erregt werden können. Aber aus dem Küchenzettel, den Sie von dem Buche geben, muß ich ſchließen, daß der Verfaſſer, gerade umgekehrt, das poetiſche Intereſſe blos in der Zuthat, nicht in der Sache ſelbſt zu erwecken ge-

ſucht, und daß es mithin das contradictoriſche Gegentheil eines guten Gedichts iſt.

Den Trumpf, womit Sie ſelbſt die Xenien ſtechen wollen, kann ich wirklich nicht errathen, und um auch nur möglicherweiſe darauf verfallen zu können, müßte ich wenigſtens wiſſen, ob darin, ſo wie in den Xenien, einzelne Perſonen herumgenommen werden ſollen, oder ob der Krieg dem Ganzen gilt. Im letzten Falle würde es ſchwer ſeyn, eine lebhaftere Bewegung hervorzubringen, als die Xenien erregt haben. —

Ihr Gedanke, eine Monatsſchrift jahrweiſe herauszugeben, iſt ſo übel nicht, nur würde der Verleger ſeine Rechnung nicht dabei finden, weil man nicht gern auf einmal ſo viel Geld bezahlt. Bei den Horen wäre aber die Hauptſchwierigkeit immer, wo man die Aufſätze hernehmen ſollte; denn es iſt merkwürdig, daß wir es nicht einmal durch den Reiz eines ungewöhnlich großen Honorars haben dahin bringen können, gewiſſe Bäche in unſer Journal zu leiten, die in andern Journalen um das halbe Geld ſo ergiebig fließen. —

Dieſer Tage hat ſich wieder ein neuer Poet angemeldet, der mir gar nicht übel ſcheint, es müßte mich denn ein gewiſſer Widerſchein Ihres Geiſtes beſtechen, denn dieſer ſcheint viel auf ihn gewirkt zu haben. Ich lege das Gedicht bei, ſagen Sie mir doch Ihre Meinung darüber.

338.

An Goethe.

Jena den 2. Februar 1798.

Ihre Bemerkung über die Oper hat mir die Ideen wieder zurückgerufen, worüber ich mich in meinen ästhetischen Briefen so sehr verbreitete. Es ist gewiß, daß dem Aesthetischen, so wenig es auch die Leerheit vertragen kann, die Frivolität doch weit weniger widerspricht, als die Ernsthaftigkeit; und weil es dem Deutschen weit natürlicher ist, sich zu beschäftigen und zu bestimmen, als sich in Freiheit zu setzen, so hat man bei ihm immer schon etwas Aesthetisches gewonnen, wenn man ihn nur von der Schwere des Stoffs befreit, denn seine Natur sorgt schon hinlänglich dafür, daß seine Freiheit nicht ganz ohne Kraft und Gehalt ist. Mir gefallen darum die Geschäftsleute und Philister überhaupt weit besser in einer solchen spielenden Stimmung, als die müssigen Weltleute, denn bei diesen bleibt das Spiel immer kraft- und gehaltleer. Man sollte einen jeden immer nach seinem Bedürfniß bedienen können, und so würde ich den einen Theil in die Oper, und den andern in die Tragödie schicken.

Ihr Nürnberger Meistersänger *) spricht mich wie eine Stimme aus einem ganz andern Zeitalter an, und hat mich sehr ergötzt. Wenn Sie Knebel'n schreiben, so bitten Sie ihn doch, auch mich zu einem Exemplar mit Kupfern unter den Subscribenten anzumerken. Ich halte es wirklich für nöthig, daß man sich bei diesem Werklein vorher meldet, weil es sonst vielleicht nicht zu Stande kommt, denn der gute Freund hat sein Zeitalter überlebt, und man wird ihm die Gerechtigkeit schwerlich erzeigen, die er verdient. Wie wär's, wenn Sie nur ein Paar Seiten, zu seiner Einführung in's Publikum, in den Horen sagten? Er scheint es wirklich so sehr zu brauchen, als zu verdienen.

---

*) J. C. Grübel, geb. 1736 zu Nürnberg, gest. das. 1819. Seine Gedichte in Nürnberger Mundart erschienen zu Nürnberg 1802—1824 in fünf Bändchen, das letzte von Osterhausen und Witschel herausgegeben.

339.

An Heinrich Meyer.

Jena den 5. Februar 1798.

Von der Thalia, die Sie durchblättern wollen, überſende ich Ihnen, was ich gerade bei der Hand habe. Auch leg' ich ein Avertiſſement von einem neuen Journal-Inſtitut bei, welches ſich zunächſt mit Kunſtcritik abgiebt. — Sehen Sie doch, ob Sie unter Ihrer Bekanntſchaft einen Liebhaber dazu finden. Wir müſſen dieſes Journal wohl leſen, damit wir wiſſen, was Andere über einen Artikel ſagen, von dem wir auch handeln wollen. —

Herr Coadjutor von Dalberg ſchreibt mir, daß er uns bald einen Aufſatz über Kunſtſchulen zu den Horen einſenden werde. Das iſt etwas, was Sie angeht. — Jetzt weiß ich endlich, was die Kunſt iſt. »Die Kunſt iſt diejenige mechaniſche Handgeſchicklichkeit, durch welche vermittelſt gewiſſer Werkzeuge ein natürlicher Körper zur Waare gemacht wird.« Ich bitte Sie, ſich dieſes geſagt ſeyn zu laſſen, und ſich ja künftig immer zu erinnern, daß Sie einen natürlichen Körper zur Waare machen, wenn Sie einen Genius von Carrache oder dergleichen ausführen.

340.

An Goethe.

Jena den 5. Februar 1798.

Sie scheinen mir auf das Product meiner Schwägerin *) einen größern Einfluß einzuräumen, als ich mir gerechter Weise anmaßen kann. Plan und Ausführung sind völlig frei und ohne mein Zuthun entstanden. Bei dem ersten Theil habe ich gar nichts zu sprechen gehabt, und er war fertig, eh' ich nur seine Existenz wußte. Bloß dieses dankt er mir, daß ich ihn von den auffallenden Mängeln einer gewissen Manier in der Darstellung befreite, aber auch bloß solcher, die sich durch Wegstreichen nehmen ließen; daß ich durch Zusammenziehung des Bedeutenden ihm eine gewisse Kraftlosigkeit genommen, und einige weitläuftige und leere Episoden ganz herausgeworfen. Bei dem zweiten Theil war an nichts zu denken, als an das Fertigwerden, und bei diesem hab' ich nicht einmal mehr auf die Sprache Einfluß gehabt. Wie also der zweite Theil geschrieben ist, so kann meine Schwägerin völlig ohne fremde Beihülfe schreiben. Es ist

*) Agnes von Lilien (von Caroline v. Wolzogen) Berlin 1798. 2 Bde.

wirklich nicht wenig, bei so wenig solider und zweckmäßiger Cultur und bloß vermittelst eines fast leidenden Auf-sich-wirken-lassens und einer mehr hinträumenden als hellbesonnenen Existenz, doch so weit zu gelangen, als sie wirklich gelangt ist. —

Ihr längeres Außenbleiben vermehrt meinen Wallensteinischen Vorrath, und da ich diejenige Scene, welche am meisten von der äußern heitern Influenz abhängt, habe liegen lassen, und zum ersten Ausflug in meinen Garten verschoben, so könnte ich in etlichen Wochen den dritten Act geendigt haben. Der vierte und fünfte sind zusammen nicht größer als der erste, und machen sich beinahe von selbst.

341.

An Goethe.

Jena den 9. Februar 1798.

Herr B. hätte besser gethan, die Wahrheiten, die ihm Kant, und die Impertinenzen, die Fr. Schlegel ihm gesagt, in der Stille einzustecken. Mit seiner seynsollenden Apologie macht er das Uebel ärger, und giebt sich die unverzeihlichsten Blößen. Die Schrift hat mich angeekelt,

ich kann's nicht leugnen, sie zeigt einen gegen lautere Ueberzeugung verstockten Sinn, eine incorrigible Gemüthsverhärtung, Blindheit wenigstens, wenn keine vorsätzliche Verblendung. Sie, der den Menschen besser kennt, erklären sich vielleicht und natürlicher durch eine unwillkührliche Beschränktheit, was ich, der die Menschen gern verständiger annimmt, als sie sind, mir nur durch eine moralische Unart erklären kann. Deswegen indignirte mich diese Schrift mehr, als sie vielleicht verdienen mag. In einem arroganten Philosophenton finde ich eine recht gemeine Saalbaderei eingekleidet; überall wird an das gemeine, niedrige Interesse der menschlichen Natur appellirt, und nirgends finde ich eine Spur von einem eigentlichen Interesse für Wahrheit an sich selbst.

Es läßt sich im Einzelnen über die Schrift nichts sagen, weil der eigentliche Punkt, auf den Alles ankam, nämlich: die Argumente des Criticism anzugreifen und die Argumente für diesen neuen Dogmatism zu führen, gar nicht von weitem versucht worden ist. Es ist wirklich kein einziger philosophischer Gedanke da, der einen philosophischen Streit einleiten könnte. Denn was soll man dazu sagen, wenn nach so vielen und gar nicht verlorenen Bemühungen der neuen Philosophen, den Punkt des Streits in die bestimmtesten und eigentlichsten Formeln zu bringen, wenn

nur einer mit einer Allegorie anmarschirt kommt, und was man sorgfältig dem reinen Denkvermögen zubereitet hatte, wieder in ein Helldunkel hüllt, wie dieser Herr Z... bei der Vorlegung der vier philosophischen Secten thut.

Es ist wirklich nicht zu verzeihen, daß ein Schriftsteller, der auf eine gewisse Ehre hält, auf einem so reinlichen Felde, als das philosophische durch Kant geworden ist, so unphilosophisch und unreinlich sich betragen darf. Sie und wir andern rechtlichen Leute wissen z. B. doch auch, daß der Mensch in seinen höchsten Functionen immer als ein verbundenes Ganzes handelt, und daß überhaupt die Natur überall synthetisch verfährt. Deswegen aber wird uns doch niemals einfallen, die Unterscheidung und die Analysis, worauf alles Forschen beruht, in der Philosophie zu verkennen, so wenig wir dem Chemiker den Krieg darüber machen, daß er die Synthesen der Natur künstlich aufhebt. Aber diese Z... wollen sich auch durch die Metaphysik hindurch riechen und fühlen, sie wollen überall synthetisch erkennen; aber in diesen anscheinenden Reichthum verbirgt sich am Ende die ärmlichste Leerheit und Plattitüde, und diese Affectation solcher Herren, den Menschen immer bei seiner Totalität zu behaupten, das Physische zu vergeistigen und das Geistige zu vermenschlichen, ist, fürcht' ich, nur

eine klägliche Bemühung, ihr armes Selbst in seiner behaglichen Dunkelheit glücklich durchzubringen.

Wir werden, wenn Sie kommen, über die Materie noch vieles sprechen, aber der Schrift werden wir dabei nicht viel zu danken haben. Z... wird übrigens seine Absicht nicht ganz verfehlen, er wird seine Parthei, die Unphilosophen, bestärken, denn um die Philosophen mag es ihm überhaupt nicht zu thun seyn. —

Das Schmutzwetter ist meinem Fleiße nicht sehr günstig, da es die alten Uebel Katarrh und Schnupfen wieder zurückgebracht hat.

342.

An Goethe.

Jena den 13. Februar 1798.

Ich suchte mich über Ihr längeres Ausbleiben durch meinen Fleiß und durch die Aussicht zu trösten, Ihnen desto mehr von meiner Arbeit vorlegen zu können. Aber die Jahreszeit und die unordentliche Witterung ist mir gar nicht günstig, und hindert alle meine Fortschritte, einer lebhaften Neigung und Stimmung zum Trotze. Der Kopf ist mir wieder seit fast acht Tagen von

einem catarrhalischen Zufall angegriffen, und das alte Uebel plagt mich auch. Um mein Gemüth frisch zu erhalten, darf ich an meine gegenwärtige Arbeit nicht einmal denken; ich beschäftige mich mit dem Gedanken an eine entferntere, und mit allgemeinen Ideen.

Da ich seit diesem Winter viele Reisebeschreibungen las, so habe ich mich nicht enthalten, zu versuchen, welchen Gebrauch der Poet von einem solchen Stoffe wohl möchte machen können, und bei dieser Untersuchung ist mir der Unterschied zwischen einer epischen und dramatischen Behandlung neuerdings lebhaft geworden.

Es ist keine Frage, daß ein Weltentdecker oder Weltumsegler, wie Cook, einen schönen Stoff zu einem epischen Gedichte entweder selbst abgeben, oder doch herbeiführen könnte; denn alle Requisite eines epischen Gedichts, worüber wir übereinkommen, finde ich darin, und auch das wäre dabei sehr günstig, daß das Mittel dieselbe Dignität und selbstständige Bedeutung hätte, wie der Zweck selbst, ja daß der Zweck mehr des Mittels wegen da wäre. Es ließe sich ein gewisser menschlicher Kreis darin erschöpfen, was mir bei einem Epos wesentlich deucht, und das Physische würde sich mit dem Moralischen zu einem schönen Ganzen verbinden lassen.

Wenn ich mir aber eben dieſen Stoff zu einem Drama beſtimmt denke, ſo erkenne ich auf einmal die große Differenz beider Dichtungsarten. Da incommodirt mich die ſinnliche Breite eben ſo ſehr, als ſie mich dort anzog; das Phyſiſche erſcheint nun blos als ein Mittel, und um das Moraliſche herbeizuführen; es wird läſtig durch ſeine Bedeutung und den Anſpruch, den es macht, und kurz der ganze reiche Stoff dient nun blos zu einem Veranlaſſungsmittel gewiſſer Situationen, die den innern Menſchen in's Spiel ſetzen. — Es nimmt mich aber wirklich Wunder, daß ein ſolcher Stoff Sie noch nicht in Verſuchung geführt hat, denn hier finden Sie beinahe ſchon von ſelbſt fertig, was ſo nöthig und doch ſo ſchwierig iſt, nämlich die perſönliche und phyſiſche Wirkſamkeit des natürlichen Menſchen mit einem gewiſſen Gehalt, den nur die Kunſt ihm geben kann, vereinigt. Le Vaillant auf ſeinen afrikaniſchen Zügen iſt wirklich ein poetiſcher Character und ein wahrhaft mächtiger Menſch, weil er mit aller Stärke der thieriſchen Kräfte und allen unmittelbar aus der Natur geſchöpften Hülfsmitteln die Vortheile verbindet, welche nur die Cultur gewährt.

343.

An Goethe.

Jena den 16. Februar 1798.

Es iſt eine mißliche Unternehmung, einen ſo vermiſchten Stoff *). nach einer Form zu behandeln, die den Anſpruch auf eine erſchöpfende Vollſtändigkeit mit ſich führt. Weil in zwölf Kategorien alle möglichen Hauptfragen enthalten, die an einen Gegenſtand gemacht werden können, ſo muß, wenn richtig ſubſumirt worden, ein Gefühl von Befriedigung erfolgen, welches ich aber gar nicht habe, ſondern eher das Gegentheil. Indeſſen glaube ich liegt es mehr an der Materie, als an Ihrer Ausführung, daß dieſe noch ein viel zu rhapſodiſtiſches und daher willkührliches Anſehen hat. Es liege aber, woran es will, ſo zweifle ich ſehr, daß Sie mich auf dieſem Wege ſich näher bringen werden; denn unter einer ſo ſtrengen Form, die eine Forderung der Totalität unausbleiblich erregt, wird mir dieſer empiriſche Gegenſtand immer als eine unüberſehbare Maſſe erſcheinen, und ich werde gerade deswegen, weil der Verſtand darüber herrſchen will, meine empiriſche Inſufficienz empfinden.

*) Die Farbenlehre.

Wenn die Kategorienprobe überhaupt statt finden und von Nutzen seyn soll, so muß sie, deucht mir, mit dem Allgemeinsten und Einfachsten der Farbenlehre angestellt werden, ehe von den besondern Bestimmungen die Rede ist, denn diese können nur Verwirrung erregen. Ferner scheint mir daraus eine Verwirrung entsprungen zu seyn, daß Sie nicht immer bei dem nämlichen Subject der Frage geblieben, sondern in der einen Kategorie das Licht, in der andern die Farbe vor Augen hätten, wie es sich am gelegensten machte, da doch das Wesen dieser ganzen Operation darauf beruht, daß die Kategorien immer nur die Prädikate hergeben, das Subject, von welchem prädicirt wird, aber immer dasselbe bleibt.

Ich verspare es auf unsre mündlichen Communicationen, auf die Sache genauer einzugehen, weil das Gespräch mir viel schneller forthelfen wird. Nur ein paar Anmerkungen will ich vorläufig niederschreiben. Bei dem Moment der Qualität müßte, deucht mir, die wichtige Frage beantwortet werden, ob die Farbe als positive eigene Energie oder nur als limitirte Lichtenergie wirkt, und ob mithin bei der Wirkung der Farbe das eigentlich Wirkende nur das Licht, die Farbenerscheinung selbst aber nur eine eigen modificirte Negation des Lichts ist. (Ohne Licht giebt es für das Auge natürlich keine Farbe,

weil das Licht die Bedingung alles Sehens ist. Aber ohne Licht giebt es für das Auge auch keine Gestalt, Größe u. s. w., und es fragt sich also, ob nicht die Qualität der Farbe auch unabhängig vom Licht existirt.)

Bei der Relation müßte also gefragt werden: 1) Ist die Farbe nur ein Accidens vom Licht, und mithin nichts Substantielles? 2) Ist die Farbe blos Wirkung des Lichts? 3) Ist sie das Product einer Wechselwirkung zwischen dem Licht und einem von demselben verschiedenen substantiellen Agens = X? (Weil bei der Kategorie der Relation alles nur relativ genommen wird, so wird bei obiger Frage das Licht als eine Substanz gleich gesetzt, und die Frage ist also blos: ist die Farbe dadurch nur ein Accidens, relativ vom Licht, oder ist sie auch etwas Selbstständiges?)

Sollte es nicht vielleicht zu fruchtbaren Ansichten führen, wenn die Farbe in dreifacher Beziehung betrachtet würde: 1) in Beziehung auf das Licht und die Finsterniß; 2) in Beziehung auf das Auge; 3) in Beziehung auf die Körper, an denen sie erscheint.

Ihre Eintheilung der Farben hat mir jetzt noch etwas nicht völlig Bestimmtes, daher ich nicht gewiß weiß, ob ich bei dem, was Sie z. B. physische Farbe nennen, gerade das Rechte denke.

So wie es jetzt dasteht, denke ich mir darunter prismatische Farben. Unter chemischen Farben verstehe ich Pigmente.

Ich habe heute wieder versucht zu arbeiten, aber ich werde einige Zeit brauchen, um die rechte Stimmung wieder zu gewinnen.

344.

An Goethe.

Jena den 20. Februar 1798.

Da ich eine Zeitlang »von dem Schall der menschlichen Rede« fast ganz entfernt lebte, so war die lebhafte Gesprächigkeit des Freundes, der mir gestern Ihren Brief überbrachte, mir sehr erfrischend und ergötzend. Es ist überhaupt unterhaltend, einen Leser zu sehen, und sich die eigenen oder fremden Ideen in irgend einer Gestalt wiedergeben zu lassen. Diesem sieht man übrigens die Filiation stark an, weil er durch Humboldts in unsern Kreis gezogen worden. Eigen ist es, wie sich bei einem gewissen Zustande der Literatur ein solches Geschlecht von Parasiten, oder wie Sie's nennen wollen, erzeugt, die sich aus dem, was von Andern geleistet ist, eine gewisse Existenz bilden, und ohne

das Reich der Kunst oder Wissenschaft selbst zu bereichern oder zu erweitern, doch zum Vertrieb dessen dienen, was da ist, Ideen aus Büchern in's Leben bringen, und wie der Wind oder gewisse Vögel den Samen dahin oder dorthin streuen. Als Zwischenläufer zwischen dem Schriftsteller und dem Publikum muß man sie wirklich sehr in Ehren halten, obgleich es gefährlich seyn möchte, sie mit dem Publikum zu verwechseln. Uebrigens hat dieser gegenwärtige Freund einen feinen Sinn, und bei seinem raisonnirenden Hange scheint er mir eine zarte Empfindung zu besitzen, dabei eine besondere Geschmeidigkeit, sich in Fremdes zu finden, ja es sich anzueignen.

Die Anwendung der Kategorien auf Ihren aufgehäuften Stoff kann für Sie nicht anders als fruchtbar seyn. Indem es zugleich eine treffliche Recapitulation ist, thut Ihnen dies Geschäft die Dienste eines Freundes von entgegengesetzter Natur. Es zwingt Sie, wie ich mir's vorstelle, zu strengen Bestimmungen, Grenzscheidungen, ja harten Oppositionen, wozu Sie von sich selbst nicht so geneigt sind, weil Sie der Natur Gewalt anzuthun fürchten; und weil diese Härte und Strenge, so gefährlich Sie auch im Einzelnen aussieht, durch die Totalität des Geschäfts selbst immer wieder gut gemacht wird, so werden Sie, durch diese Operation, immer wieder befriedigend

zu Ihrer eigenen Vorstellungsweise zurückgeführt. Diesen Dienst leistet Ihnen vorzugsweise der Begriff der Wechselwirkung und der Limitation; Sie werden aber auch bei dem der Allheit und der Nothwendigkeit das Nämliche erfahren. Da Sie bei dem Werke selbst polemisch zu seyn nicht vermeiden können, so giebt Ihnen die Kategorienprobe einen entschiedenen Vortheil, und wie sehr sie Ihnen zur Uebersicht des historischen Theils dient, begreife ich sehr gut.

Auf das Schema selbst bin ich jetzt mehr als jemals begierig, und wenn Sie kommen, so wollen wir uns mit rechter Lust und Ernst darüber verbreiten; ich finde es unabhängig von der Sache selbst, die mich so sehr interessirt, zu approfondiren, sehr interessant, Ihnen die Stelle eines guten Lesers zu vertreten und zu versuchen, wie sich die doppelte Rücksicht auf den Gegenstand und auf das subjective Bedürfniß des Lesers zu einer und derselben Wendung vereinigen läßt.

Da ich so oft in meiner Arbeit gehemmt werde, und deswegen das Ende noch nicht absehen kann, so ängstigen mich die Nachfragen nach dem Wallenstein, die nun anfangen von außen an mich zu geschehen. Schröder will ihn selbst spielen, und scheint nicht abgeneigt, selbst in Weimar darin auftreten zu wollen. Auch Unger aus Berlin schreibt mir gestern, daß mir das

Berliner Theater jedes beliebige Honorar bezahlen wolle, wenn ich das Stück ihm vor dem Abdruck senden wolle. Wäre ich nur erst fertig! Die Arbeit geht jetzt wieder ein wenig, obgleich mir der Kopf noch nicht recht frei ist.

345.

An Goethe.

Jena den 23. Februar 1798.

Bei der Art, wie Sie jetzt Ihre Arbeiten treiben, haben Sie immer den schönen doppelten Gewinn: erstlich die Einsicht in den Gegenstand und dann zweitens die Einsicht in die Operation des Geistes, gleichsam eine Philosophie des Geschäfts; und das letzte ist fast der größere Gewinn, weil eine Kenntniß der Geisteswerkzeuge und eine deutliche Erkenntniß der Methode den Menschen schon gewissermaßen zum Herrn über alle Gegenstände macht. Ich freue mich sehr darauf, wenn Sie hieher kommen, gerade über dieses Allgemeine in Behandlung der Empirie recht viel zu lernen und nachzudenken. Vielleicht entschließen Sie sich, dieses Allgemeine, an der Spitze Ihres Werks, recht ausführlich abzuhandeln, und dadurch dem Werke, sogar unabhängig

von ſeinem beſondern Inhalt, einen abſoluten Werth für alle diejenigen, welche über Naturgegenſtände nachdenken, zu verſchaffen. Baco ſollte Sie billig dazu veranlaſſen.

Was Ihre Anfrage wegen des Sylbenmaßes betrifft, ſo kommt freilich das Meiſte auf den Gegenſtand an, wozu Sie es brauchen wollen. Im Allgemeinen gefällt mir das Metrum im Schlegel'ſchen Prometheus auch nicht; es leyert gar zu einförmig fort, und die feierliche Stimmung ſcheint mir unzertrennlich davon zu ſeyn. Eine ſolche Stimmung iſt es wahrſcheinlich nicht, was Sie bezwecken. Ich würde alſo die Stanzen immer vorziehen, weil die Schwierigkeiten gewiß gleich ſind, und die Stanzen ungleich mehr Anmuth haben. —

346.

An Goethe.

Jena den 27. Februar 1798.

Dieſer Februar iſt alſo hingegangen, ohne Sie mir zu bringen, und ich habe, erwartend und hoffend, bald den Winter überſtanden. Deſto heiterer ſeh' ich in's Frühjahr hinein, dem ich wirklich mit neuerwachtem Verlangen mich entgegen

sehne. Es beschäftigt mich jetzt zuweilen auf eine angenehme Weise, in meinem Gartenhause und Garten Anstalten zur Verbesserung meines dortigen Aufenthalts zu treffen. Eine von diesen ist besonders wohlthätig, und wird eben so angenehm seyn — ein Bad nämlich, das ich reinlich und niedlich in einer von den Gartenhütten mauern lasse. Die Hütte wird um einen Stock erhöht, und soll eine freundliche Aussicht in das Thal der Leutra erhalten. Auf der entgegengesetzten Seite ist schon im vorigen Jahr an die Stelle der Hütte eine ganz massiv gebaute Küche getreten. Sie werden also, wenn Sie uns im Garten besuchen, allerlei nützliche Veränderungen darin finden. —

Ich lege doch jetzt ganz unvermerkt eine Strecke nach der andern in meinem Pensum zurück, und finde mich so recht in dem tiefsten Wirbel der Handlung. Besonders bin ich froh, eine Situation hinter mir zu haben, wo die Aufgabe war, das ganz gemeine moralische Urtheil über das Wallensteinische Verbrechen auszusprechen, und eine solche an sich triviale und unpoetische Materie poetisch und geistreich zu behandeln, ohne die Natur des Moralischen zu vertilgen. Ich bin zufrieden mit der Ausführung, und hoffe unserm lieben moralischen Publikum nicht weniger zu gefallen, ob ich gleich keine Predigt daraus gemacht habe. Bei dieser Gelegenheit hab' ich aber recht

gefühlt, wie leer das eigentliche Moraliſche iſt, und wie viel daher das Subject leiſten mußte, um das Object in der poetiſchen Höhe zu erhalten.

In Ihrem letzten Briefe frappirte mich der Gedanke, daß die Natur, obgleich von keinem Einzelnen gefaßt, von der Summe aller Individuen gefaßt werden könnte. Man kann wirklich, deucht mir, jedes Individuum als einen eigenen Sinn betrachten, der die Natur im Ganzen eben ſo eigenthümlich auffaßt, als ein einzelnes Sinnenorgan des Menſchen, und eben ſo wenig durch einen andern ſich erſetzen läßt, als das Ohr durch das Auge u. ſ. w. Wenn nur jede individuelle Vorſtellungs- und Empfindungsweiſe auch einer reinen und vollkommenen Mittheilung fähig wäre; denn die Sprache hat eine der Individualität ganz entgegengeſetzte Tendenz, und ſolche Naturen, die ſich zur allgemeinen Mittheilung ausbilden, büßen gewöhnlich ſo viel von ihrer Individualität ein, und verlieren alſo ſehr oft von jener ſinnlichen Qualität zum Auffaſſen der Erſcheinungen. Ueberhaupt iſt mir das Verhältniß der allgemeinen Begriffe und der auf dieſen erbauten Sprache zu den Sachen und Fällen und Intuitionen ein Abgrund, in den ich nicht ohne Schwindeln ſchauen kann. Das wirkliche Leben zeigt in jeder Minute die Möglichkeit einer ſolchen Mittheilung

des Besondern und Besondersten durch ein allgemeines Medium, und der Verstand als solcher muß sich beinahe die Unmöglichkeit beweisen.

347.

An Goethe.

Jena den 2. März 1798.

Was Sie über die Franzosen und ihren emigrirten, aber immer gleich würdigen Repräsentanten Mounier schreiben, ist sehr wahr, und so kläglich es auch an sich ist, so freut es einen, weil es so nothwendig zu dem ganzen Begriff dieser Existenz gehört; und man sollte immer nur rein die Naturen auffassen, so würde man auch gleich die Systeme rein demonstrirt sehen. Es ist wirklich der Bemerkung werth, daß die Schlaffheit über ästhetische Dinge immer sich mit der moralischen Schlaffheit verbunden zeigt, und daß das reine strenge Streben nach dem hohen Schönen, bei der höchsten Liberalität gegen alles, was Natur ist, den Rigorism im Moralischen bei sich führen wird. So deutlich scheiden sich die Reiche der Vernunft und des Verstandes, und diese Scheidung behauptet sich nach allen Wegen und Richtungen, die der Mensch nur nehmen kann. —

Mounier ist mir ein würdiger Pendant zu Garve'n, der sich auch auf ähnliche Art gegen Kant prostituirt.

Gestern habe ich nun im Ernst das französische Bürgerdiplom erhalten, wovon schon vor fünf Jahren in den Zeitungen geredet wurde. Es ist damals ausgefertigt, und von Roland unterschrieben worden. Weil aber der Name falsch geschrieben, und nicht einmal eine Stadt oder Provinz auf der Adresse stand, so hat es freilich den Weg nicht zu mir finden können. Ich weiß nicht, wie es jetzt noch in Bewegung kam, aber kurz, es wurde mir geschickt, und zwar durch Campe in Braunschweig, der mir bei dieser Gelegenheit die schönsten Sachen sagt.

Ich halte dafür, es wird nicht ganz übel seyn, wenn ich es dem Herzog notificire, und um diese Gefälligkeit ersuche ich Sie, wenn es Sie nicht beschwert. Ich lege deswegen die Acte bei. Daß ich als ein deutscher Publicist κατ' ἐξοχήν darin erscheine, wird Sie hoffentlich auch belustigen.

348.

An Goethe.

Jena den 6. März 1798.

Aus Ihren mir neu eröffneten Vorsätzen muß ich schließen, daß Sie noch eine gute Weile auf dem wissenschaftlichen Felde bleiben werden, welches mir für die poetische Ausübung leid thut, so sehr ich auch den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einsehe. Ihre vielen und reichen Erfahrungen und Reflexionen über Natur und Kunst und über das dritte Idealische, was beide zuletzt zusammenknüpft, müssen ausgesprochen, geordnet und festgehalten werden, es sind sonst nur Lasten, die Ihnen im Wege liegen. Aber die Unternehmung wird weitläuftig werden, und aus Arbeit wird sich Arbeit erzeugen. Bis jetzt hab' ich noch keinen klaren Begriff von den Grenzen, die Sie dem Werk setzen werden, unbeschadet seines Anspruchs auf eine gewisse umfassende Vollständigkeit — ein Anspruch, der schon in Ihrer Natur liegt, wenn auch der Gegenstand ihn nicht machte. Ich erwarte daher Ihr Schema darüber mit großer Begierde. Dieses wird mir denn auch den Ort schon zeigen, wo ich mit meinen Ideen, auf eine mit dem Ganzen übereinstimmende Weise, eintreten kann. Mit Vergnügen werde ich den

Antheil daran nehmen, den Sie mir beſtimmen, und da es einmal ein geſellſchaftlich Werk iſt, ſo kann es recht ſeyn, daß auch der dritte Mann ſpricht. Selbſt der Rigorism, der darin herrſchen wird, gewinnt mehr Eingang, wenn eine vielfältigere Anſicht und Einkleidung dabei iſt. Immer aber wird das Werk in einer beſtimmten Oppoſition mit dem Zeitalter bleiben; und da an eine gütliche Auskunft nicht zu denken iſt, ſo wäre die Frage, ob man den Krieg nicht lieber beeidirt erklären und durch die Schärfe des Geſetzes ſowohl als der Juſtiz das Werk deſto pikanter machen ſollte. Doch darüber mündlich ein Mehreres, wenn ich erſt mehr von dem Plan weiß.

Ich ſelbſt hoffe, nach meiner jetzigen ziemlich langen poetiſchen Praxis, die mir viele Erfahrungen mehr verſchafft hat, mit gutem Erfolg zum Raiſonnement zurückzukehren.

Das Reſcript, das mich zum Profeſſor ordinarius macht, iſt endlich von Coburg angekommen, und ſo ſehe ich mich in kurzer Zeit mit mehreren Würden bekleidet, von denen ich nur wünſchte, daß ſie mich wärmer hielten.

349.

An Goethe.

Jena den 9. März 1798.

Es ist mein ernstlicher Wille, wie Sie mir rathen, künftig das Theater in Weimar besser zu benutzen. Nun an den Anstalten zur Wohnung lag es diesen Winter, daß ich es nicht ausgeführt habe. Für die Zukunft werd' ich mich aber gewiß darauf einrichten. Wenn es auch blos um die Musik wäre, müßte man's schon thun, denn die Sinne werden ja sonst gar nicht auf eine ästhetische Weise berührt. Aber auch das Theater selbst wird gut auf mich wirken. In diesen letzten Monaten hab' ich freilich alles Andere meinem Geschäft nachsetzen müssen, um darin einen entscheidenden Schritt zurückzulegen. Das hab' ich erreicht. Jetzt ist mein Stoff im Gange, und das Schwerste ist hinter mir. Drei Viertel der ganzen Arbeit sind absolvirt.

Haben Sie noch keine Neugierde gehabt, die neue englische Tragödie von Walpole the mysterious mother zu Gesicht zu bekommen? Sie wird als eine vollkommene Tragödie im Geschmack und Sinn des Oedipus Rex gerühmt, mit dem sie dem Inhalte nach, davon ich einen Auszug gelesen, in einer gewissen Verwandtschaft

ſieht. Vielleicht daß von dieſer materiellen Aehnlichkeit auch das ganze Urtheil herrührt. Wäre dem ſo, ſo ſollte man den engliſchen Kunſtrichtern dieſe Leichtſinnigkeit nicht ſo hingehen laſſen; und in jedem Falle ſcheint mir's nicht übel, ein ſolches vorübergehendes Intereſſe des Publikums zu ergreifen, und da einmal der Fall da iſt, über das Geſetz und die Forderungen ein Wort zu ſagen. Ich werde trachten, das Stück zu bekommen, ob es vielleicht zu einem Raiſonnement über die Gattung Anlaß geben kann.

Der Herzog, wie mir mein Schwager ſagt, wünſcht, daß ich mein Bürgerdiplom der Bibliothek ſchenken möchte, wozu ich ſehr gern bereit bin. Ich will es blos abſchreiben, und mir im Namen der Bibliothek atteſtiren laſſen, daß das Original bei ihr niedergelegt iſt, wenn etwa einmal eins meiner Kinder ſich in Frankreich niederlaſſen und dieſes Bürgerrecht reclamiren wollte.

350.

An Goethe.

Jena den 13. März 1798.

Nachdem ich einmal ein vierzehn Tage erträglich wohl geweſen und mir etwas Anſtrengung

zugemuthet, setzt sich's mir wieder in den Kopf und macht mich unlustig und unfähig zu allem. Freilich ist das Wetter auch wirklich sehr rauh geworden. Dennoch hoffe ich, meine Reise zu Ihnen, wiewohl nur auf Einen Tag, noch diese Woche ausführen zu können. —

Ich habe einen braven Menschen für Mounier's Institut aufgefunden, dem ich dadurch zu einer einstweiligen Existenz verhelfe, während daß Mounier damit gedient seyn wird. — Man sagt hier, daß die Franzosen bei Mutten eine Schlappe bekommen. Es sollte mich herzlich freuen, denn auch ein kleines Glück, und gerade an diesem Ort, würde am Anfang besonders gute Folgen für die Schweizer haben.

Ich habe diese Tage ein altes deutsches Ritterstück, das Sie wahrscheinlich längst vergessen haben, Fust von Stromberg *) wieder durchgelesen. Es läßt sich freilich sehr viel dagegen sagen, aber die Bemerkung hab' ich dabei gemacht, daß der Dichter eine erstaunliche Macht über das Gemüth ausüben kann, wenn er nur recht viel Sachen und Bestimmungen in seinen Gegenstand legt. So ist dieser Fust von Strom-

*) Mannheim 1783; von Jakob Maier, gest. 1784 zu Mannheim als Churpfälzischer Hofgerichtsrath und Stadtgerichtsassessor.

berg zwar überladen von hiſtoriſchen Zügen, und oft geſuchten Anſpielungen, und dieſe Gelehrſamkeit macht das Stück ſchwerfällig und oft kalt; aber der Eindruck iſt höchſt beſtimmt und nachhaltig, und der Poet erzwingt wirklich die Stimmung, die er geben will. Auch iſt nicht zu leugnen, daß ſolche Compoſitionen, ſobald man ihnen die poetiſche Wirkung erläßt, eine andere allerdings ſehr ſchätzbare leiſten, denn keine noch ſo gut geſchriebene Geſchichte könnte ſo lebhaft und ſo ſinnlich in jene Zeit hineinführen, als dieſes Stück es thut.

Österreich 193.

Stanford University Libraries
3 6105 002 085 194

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE